



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Revolution

Blum, Hans

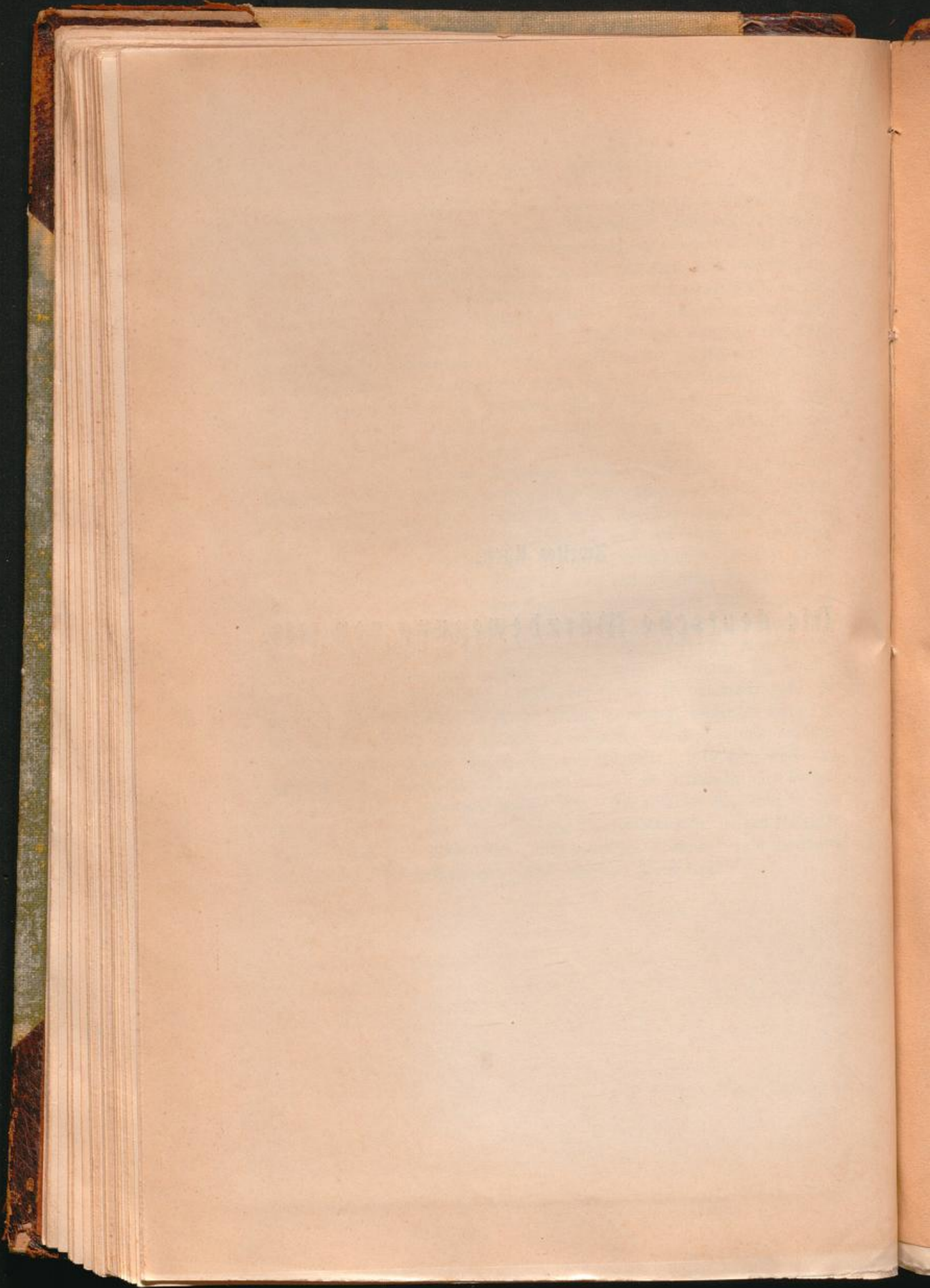
Florenz [u.a.], 1897

Zweites Buch. Die deutsche Märzbewegung von 1848.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-64064](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-64064)

Zweites Buch.

Die deutsche Märzbewegung von 1848.



Forderungen des deutschen Volkes.

Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21ste Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100,000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25ste Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäfts-Ordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Pressfreiheit.

Vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit.

Volksthümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten.

Allgemeines deutsches Staatsbürger-Recht.

Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen.

Wohlstand, Bildung und Unterricht für Alle.

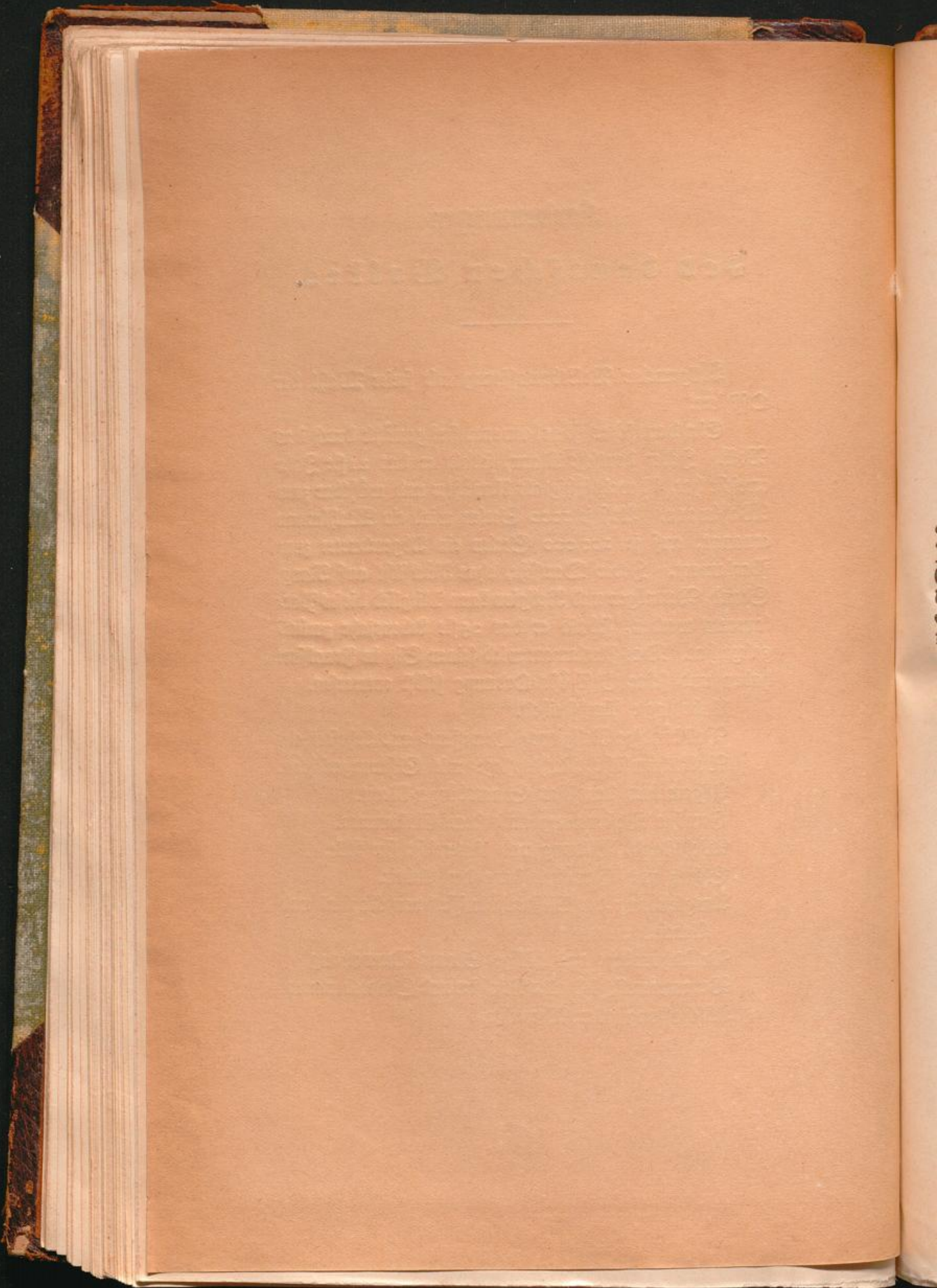
Schutz und Gewährleistung der Arbeit.

Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit.

Volksthümliche und billige Staats-Verwaltung.

Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten.

Abschaffung aller Vorrechte.





Allarm. Zeichnung aus dem Jahre 1848.

Erster Abschnitt.

Deutschland vor der Bewegung von 1848.

In welchem unheilvollem Irrtum König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen befangen war, zeigt kaum ein anderes seiner Worte so deutlich, als das (oben S. 68) bereits angeführte, aus der Thronrede, mit der er den „Vereinigten Landtag“ am 11. April 1847 eröffnete: „Kein Stück Papier soll sich zwischen dem Herrn Gott im Himmel und dieses Land drängen wie eine zweite Vorsehung.“ Der königliche Redner war im vollen Recht, wenn er damit aussprechen wollte, daß es in Preußen immer eine Regierung des Königs geben müsse und niemals eine Regierung des Parlaments geben könne, ohne das ganze preußische Staatsgebäude in den Grundvesten zu erschüttern. Friedrich Wilhelm war jedoch in schwerem Irrtum befangen, wenn er daraus folgerte, daß auch die Gesetzgebung dem Königtum ungeteilt verbleiben müsse. Gerade dieser Irrtum aber war der Hauptgrund seines verblendeten Widerwillens gegen jede Verfassungsurkunde. Denn letztere setzte allerdings die Teilung des Gesetzgebungsrechtes zwischen Krone und Parlament einfach voraus. Aber nicht einmal das hatte der Vereinigte preußische Landtag mit bestimmten Worten ausgesprochen oder verlangt. Noch weniger ließ sich irgend ein Wort, irgend ein Antrag und Beschluß jener Versammlung als ein Verlangen nach Parlamentsherrschaft auslegen. Vielmehr zeugte jedes damals gesprochene Wort, auch jedes das aus den Reihen der sogenannten Opposition des Vereinigten Landtags fiel, rührende und treue monarchische Gesinnung. Und diese altpreußische Treue gegen ihren königlichen Herrn haben die wackeren Wortführer jener Opposition: Georg v. Vinke, Graf Schwerin, die Brüder v. Auerswald und Camphausen, Beckerath, Hausmann u. s. w. ihr ganzes Leben lang nicht minder bewährt, wie die Redner der Rechten: Graf Arnim, v. Manteuffel und Otto v. Bismarck-Schönhausen, der damals zum erstenmale in die Öffentlichkeit trat.

Die maßvolle Haltung und die streng monarchische und vaterländische Gesinnung dieses Landtags hätten daher den König und seine Regierung aufs dringendste auffordern sollen, den Weg der Ausgleichung, Annäherung und Versöhnung zwischen Thron und Volk alsbald zu beschreiten, den der Landtag ehrlich und klar vorgezeichnet hatte: die Krone mußte freiwillig eine wirkliche,



Otto von Bismarck-Schönhausen.

Abgeordneter der Ritterschaft von Jerichow zum ersten Vereinigten Landtage 1847.

Nach einem Familienbilde.

den Zeitforderungen entsprechende Verfassung verleihen. Diese nämliche Forderung hatten bisher alle freier denkenden Männer in Preußen seit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. in Wort, Schrift, Adressen u. s. w. immer und überall vergeblich erhoben. Aus der hartnäckigen Verweigerung eben dieser

Forderung war andererseits jene immer steigende unheimliche Gärung hervorgegangen, die dem zaudernden König endlich das Patent vom 3. Februar 1847 abgenötigt hatte, und wahrlich es gehörte wenig Beobachtung und Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß diese Gärung auch jetzt noch in stetigem Wachsen begriffen sei, und ein unheilvoller, gewaltfamer Ausbruch derselben sich durch den bisherigen Druck von oben so wenig vermeiden lasse, wie etwa der gewaltfame und zerstörende Ausbruch stetig zunehmender Dampfmassen durch deren gewaltfame Einpressung in einen engen Kessel. Jetzt besaß der König noch volle Freiheit, ohne Verringerung seiner Würde das Sicherheitsventil zu öffnen, das die gefährlich brausenden und zischenden Dampfmassen ausströmen ließ; dieses Ventil hieß Verfassung, und mit ihr war auch sofort die Gefahr gewaltfamer Explosion abgewendet, waren Versöhnung, Eintracht zwischen Krone und Volk hergestellt. Wurde das jetzt versäumt, so kehrte der vorhandene günstige Augenblick vielleicht niemals wieder. Sicher war nur, daß dann ein verhängnisvoller Ausbruch der durch harten Druck nur mühsam gebändigten allgemeinen Unzufriedenheit höchst wahrscheinlich, nach menschlich-geschichtlicher Erfahrung fast unvermeidlich war — und niemand vermochte zu sagen, wie bald oder spät diese Stunde schlagen werde!

Die Unentschlossenheit des Königs, auf dem mit dem Patent vom 3. Februar 1847 betretenen Wege nach dem vom Vereinigten Landtag gewiesenen ehrenvollen und sofort erreichbaren Ziele weiter zu schreiten, erscheint um so unbegreiflicher, da er doch erkennen mußte, daß eine Rückkehr zum Alten, d. h., zu einer auch fernerhin fortgesetzten Regierung mit bloßen Provinziallandtagen und Ausschüssen dieser Provinziallandtage, nach dem Patente vom 3. Februar 1847, und nachdem vollends Preußen und Deutschland einen „preussischen Reichstag“ einmal in Wirksamkeit gesehen, völlig unmöglich sein werde. In klarer Erkenntnis dieser Thatsache, hatte auch der nüchternen denkende und kühler empfindende, aber auch schärfer blickende Bruder des Königs, der Prinz von Preußen — der spätere König und Kaiser Wilhelm I. —, nachdem gegen sein Abraten das Patent vom 3. Februar 1847 beschlossen war, ausgerufen: „Ein neues Preußen bildet sich. Das alte geht mit der Verkündung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie das alte mit Ehren und Ruhm geworden ist.“ Zudem hatte das „Autoritätsprinzip“, auf das sich bisher die Regierung ohne Volksvertretung gründete, im Vereinigten Landtag tiefe Demütigungen hinnehmen müssen. Denn hier hatten die sachkundigen Redner der Opposition über die Minister der Krone, die ebenso unreife Vorlagen, als beengte Ansichten von Recht und Politik vertraten, glänzende Triumphe gefeiert. Trotz alledem aber konnte sich Friedrich Wilhelm IV. zur freiwilligen Verfassungsreform nicht rechtzeitig entschließen und säte und erntete dafür die Revolution!

Dennoch aber hat das starke Wehen des deutschen Geistes im Vereinigten

Landtag auch die Seele dieses schwankenden Fürsten einmal erfaßt und ihn gedrängt — die deutsche Frage zu lösen. Schon am 20. November 1847 hatte er eine Denkschrift seines Vertrauten, General v. Radowiz, genehmigt. Danach sollte der Bundestag hinfort mit einfacher Stimmenmehrheit eine bessere Verfassung beschließen, ein Bundesgericht einsetzen, alle Handels-, Zoll- und Verkehrsangelegenheiten einheitlich ordnen. So begeistert war der König jetzt plötzlich von diesem deutschen Reformplan — statt sich um den drängenderen preussischen zu kümmern, daß er damals rief: „Die deutsche Frage muß gelöst werden mit Österreich, ohne Österreich, ja wenn es sein müßte gegen Österreich.“ Aber diese Begeisterung verbrauchte sehr schnell. Bis zum März 1848 dachte der König nicht weiter an seinen deutschen Reformplan —, noch weniger an die preussische Verfassung. Und doch klopfen nun schon die Vorboten der kommenden Bewegung aus dem Inland wie vom Ausland her vernehmlich an die Pforten der Fürstenschlößer!

In Baden hatte die Regierung den vormaligen Führer der Opposition und Präsidenten der II. Kammer, Staatsrat Bekk, am 15. Dezember 1846 zum Minister des Innern ernannt, und damit eine entschieden freisinnige Wendung der inneren badischen Politik eingeleitet, die dem Sinne des volksfreundlichen Großherzogs Leopold bei weitem mehr zusagte, als die bisherige österreichisch-reaktionäre Satrapenwirtschaft seines früheren Ministers Blittersdorff. Die radikale Partei Badens aber, die nur zu sehr den fanatischen Einflüsterungen des eiskalten, aber herrschsüchtigen Vörländers (nunmehr Advokaten zu Mannheim) Gustav Struve folgte, stellte sich auch zu der neuen Regierung sofort in herausfordernden Gegensatz. Am 12. September 1847 hielten die Radikalen in Offenburg, unter dem Vorsitz des jugendlich feurigen Mannheimer Advokaten und Landtagsabgeordneten Friedrich Hecker eine große Volksversammlung ab, und beschloßen hier eine Reihe von Forderungen an die Regierung zu erheben, die auf dem damaligen Boden der „Gesetzlichkeit“ schlechterdings nicht auszuführen waren. Selbst die liberale badische Regierung antwortete daher auf dieses Begehren mit Hochverratsprozessen. Denn in Offenburg ward beschloßen: „Losagung von den Beschlüssen zu Karlsbad, Frankfurt (?) und Wien; Preßfreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit; Beerdigung des Militärs auf die Verfassung und Schutz der persönlichen Freiheit gegenüber der Polizei; Nationalvertretung beim deutschen Bunde; volkstümliche Wehrverfassung; gerechte Besteuerung; allgemeine Zugänglichkeit des Unterrichts; Geschworenengerichte; volkstümliche Staatsverwaltung; Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und Abschaffung aller Vorrechte.“ Die durch Sperrsatz hervorgehobenen Verlangen schienen bereits auf eine Verwandlung des monarchischen Staates Baden in eine Republik Baden gerichtet, obwohl sich alle Teilnehmer der Offenburger Versammlung noch „entschiedene Verfassungsfreunde“ nannten. Der kaisinnige

Fanatismus Struves, der die warmblütigen Redner und Leiter der Offenburger Versammlung fast willenlos beherrschte, prägte sich in diesen Beschlüssen aus.

Denjenigen Teil der Offenburger Forderungen, der sich auf eine Umgestaltung des deutschen Bundes bezog, nahmen die monarchisch gesinnten Liberalen auf, die am 10. Oktober 1847 in Heppenheim an der Bergstraße zu einer vertraulichen Beratung, nicht zu einer großen Volksversammlung, zusammentraten. Dafür erschienen hier aber auch Gleichgesinnte aus ganz Deutschland. Aus Baden Basser mann, Mathy, Soiron und — unerwarteter Weise — auch der Führer der Radikalen im Badischen Landtag, der greise Adam v. H e i n; aus Württemberg R ö m e r, aus Darmhessen Heinrich v. G a g e r n, aus Nassau H e r g e n h a h n, so noch mehrere, endlich aber — und das erschien von besonderer Wichtigkeit, zwei hervorragende Mitglieder der Linken vom Vereinigten preussischen Landtage, H a n s e m a n n und M e v i s s e n. Im Gegensatz zu den Offenburgern, richtete diese Versammlung ihre Verhandlungen vornehmlich auf die deutsche Frage. Allseitig beschlossen wurde, durch Anträge in den Einzelkammern die Umgestaltung der Bundesverfassung baldigst in Angriff zu nehmen. Einen solchen Antrag brachte der Abg. Basser mann am 5. Februar 1848 in der badischen Volkskammer ein und begründete ihn mit einer zündenden Rede. Einige Wochen später stellte Heinrich v. Gagern einen gleichen Antrag in der Darmstädter Volkskammer, der aber zugleich die Ernennung und Einsetzung eines einstweiligen Bundesoberhauptes in der Person des Königs von Preußen bezweckte.

Das waren die Vorboten des Sturmes aus dem Inlande. Aber auch im Auslande hatte sich ungeheurer Zündstoff angesammelt. In der Schweiz hatte der verblendete Widerstand der ultramontan-partikularistischen Minderheit der Kantone gegen die Bundesgewalt, die „Tagzählung“, zu einem offenen Bürgerkriege geführt. In einem kurzen siegreichen Feldzuge wurde jener „Sonderbund“ von dem eidgenössischen General Dufour niedergeworfen. Die siegreiche Mehrheit des Schweizervolkes ließ sich durch die Drohungen Österreichs und Frankreichs, die schon zuvor den Sonderbund hinterlistig aufgehetzt und unterstützt hatten, keinen Augenblick beirren, sondern nahm sofort die zeitgemäße Umgestaltung der schweizerischen Bundesverfassung in Angriff, die dann schon abgeschlossen war, als viele Staaten und Völker des europäischen Festlandes noch in den Zuckungen des Jahres 1848 lagen. Der siegreiche und mutige Kampf des kleinen Landes gegen die von mächtigen freiheitsfeindlichen Nachbarn der Schweiz unterstützten päpstlichen und partikularistischen „Sonderbündler“ machte in Deutschland namentlich um so tieferen Eindruck, als die eine von der Schweiz mittelbar mitbesiegte, ihr feindliche europäische Großmacht Österreich war. Dieser Staat, der in Deutschland seit länger als einen Menschenalter jede einheitliche und freiheitliche Bewegung unter-

drückte, hatte mit all seinen Drohungen also nicht einmal die kleine Schweiz daran zu hindern vermocht, sich ihre Freiheit und Einheit zu erstreiten.

Nun aber drohte eine andere, weit mächtigere und gefährlichere Volksbewegung eben diesem Staate noch viel empfindlichere Verlegenheiten und Demütigungen zu bereiten, ja dessen Länderbesitz erheblich zu gefährden. In Italien hatte nämlich der nationale Einheitsgedanke an dem König von Piemont, Karl Albert, einen festen Rückhalt und Mittelpunkt gefunden. Begeistert nannten die Vaterlandsfreunde den König das „Schwert Italiens“ und erfüllten sich mit der stolzen Zuversicht, daß Italien allein aus eigener Kraft, ohne fremde Hülfe, seine Unabhängigkeit und Einheit erringen würde: „Italia farà da sé!“ Die ersten Regierungshandlungen des neugewählten Papstes Pius IX. schienen den italienischen Vaterlandsfreunden sogar als Anzeichen dafür, daß auch der Papst, den schon Machiavelli als den Todfeind der italienischen Einheit bezeichnet hatte, nun ein begeisterter Italiener geworden sei. So erhob sich denn in ganz Italien, von Sizilien und Apulien bis zum Alpenwall, das Volk mit mutiger Entschlossenheit zur Erringung seiner höchsten Ziele. Auch in den zu Oesterreich selbst gehörigen italienischen Gebieten, der Lombardei und Venedig, gärte es schon drohend; nicht minder in den von österreichischen Erzherzögen elend beherrschten k. k. Vasallenstaaten Modena, Toscana, Biacenza u. s. w.; am wildesten unter dem wüsten Despotismus des bourbonischen Tyrannen von Neapel. Mit gespannter Teilnahme folgten alle deutschen Freiheits- und Vaterlandsfreunde der Entwicklung der Dinge in Italien. Denn jedem Einsichtigen mußte die wunderbare Ähnlichkeit der Geschichte vor Augen treten, die Deutsche und Italiener bisher, im vergeblichen Ringen nach ihren höchsten Gütern, hatten erdulden müssen. Dieselbe Macht stand diesem Ringen beider Völker in tödlicher Feindschaft gegenüber, Oesterreich. Wie nun, wenn beide Völker gleichzeitig ihre ganze Kraft einsetzten, um ihr hohes Ziel zu erringen — dann war Oesterreich sicherlich nicht stark genug, um den doppelten Ansturm niederzuhalten. So wirkte denn auch die italienische Bewegung mächtig anregend und fördernd auf die deutsche ein.

Den allergrößten, ja unmittelbar ausschlaggebenden Einfluß übten aber die Vorgänge in Frankreich. Denn dieses für gewaltsame Umwälzungen klassische Land stand jetzt offenbar wieder dicht vor einem revolutionären Ausbruch. Alles ließ das mit Sicherheit voraussehen. Der sonst so schlaukluge König setzte in seinen alten Tagen den berechtigtesten Forderungen des Volkes nach Reformen unbeugsamen Starrsinn entgegen. Nicht minder sein leitender Minister Guizot, der damit seine freisinnige Vergangenheit vollständig verleugnete und der stets wachsenden Masse der Unzufriedenen nur um so verhaßter wurde. Die Regierung wurde in ihrer verblendeten Sicherheit erhalten und bestärkt durch die unterwürfige Willfährigkeit der großen Mehrheit der Kammern, die sich jeder reaktionären Laune und Willkür der Regierung ohne weiteres fügte. Dabei

über sah die Regierung aber vollständig, daß diese Kammermehrheit thatsächlich nur einen winzigen Bruchteil des Volkes vertrat, und daß daher durch die bedientenhafte Tasagerei derselben zu Allem, was die Regierung verlangt oder verbot, der bedrohliche Zwiespalt zwischen Volk und Regierung nur um so größer wurde. Dazu kamen nun weiter Enthüllungen über Enthüllungen, die deutlich zeigten, welche furchtbare Fäulnis selbst die dem vermeintlich biederbürgerlichen Julikönigtum Louis Philippes zunächst stehenden Personen und Kreise ergriffen hatte. Daß der König selbst durch Börsenspiel, Börsentreibereien und allerlei sonstige unlautere Prozentmühen den ohnehin großen Reichtum der Orleans seit 18 Jahren ins Ungeheure vermehrt hatte, das wurde ihm in Frankreich weniger übel genommen, da dort jeder, der seine Zeit und Kraft dem Staatswohl widmete, auch gewohnt war, für sein eigenes Wohl zu sorgen, und zwar um so ausgiebiger, je höher er gestiegen war. Aber die Skandale, die unter dem Julikönigtum den Gegenstand richterlicher Verurteilung bildeten, überschritten doch bei weitem das landesüblich geduldete Maß von Anstößigkeit. Der ehemalige Justizminister Teste wurde vom Gericht der unsaubersten Bestechlichkeit überführt. Der Herzog v. Praslin, einer der höchsten Pairs des Königreiches, ermordete seine Gemahlin. Kurz, ein abscheulicher Sumpf von Gemeinheit und Verbrechen hatte sich um den bürgerköniglichen Hof angelegt und ausgebreitet. Alle diese Erscheinungen in den Kreisen der Regierungsanhänger gaben dem stetig wachsenden Grimm des Volkes eine unheimliche Ähnlichkeit mit der Lage Frankreichs vor Ausbruch der großen Revolution von 1789. Aber die brausende Sturmflut hatte inzwischen neue drohende Wogen aufgerollt. 1789 handelte es sich um die Befreiung des dritten Standes, des Bürgertums, um seine Gleichberechtigung mit den alten Ständen, der Geistlichkeit, des Adels, des herrschenden Beamtenthums. Jetzt hatte sich das französische Bürgertum, die Bourgeoisie, selbst mit allen Sünden der 1789 gestürzten alten Stände besudelt — so dachten und urteilten die Millionen des vierten Standes, der von sozialistischen Ideen und Wahngewildten erfüllten Arbeitermassen, und sie waren entschlossen und bereit, dieses Urteil zu vollstrecken und ihres eigenen Standes Freiheit und Gleichberechtigung nun mit bewaffneter Hand zu erstreiten.

So brach denn am 23. Februar 1848 in Paris die von vielen seit langem befürchtete, von noch weit zahlreicheren sehnlichst erhoffte Revolution aus, die schon am folgenden Tage zum Sturze des Juli-Königtums und zur Verkündung der Republik führte, da die Nationalgarde mit dem Volke sich verbrüdete, und schließlich auch einige Linienregimenter übergangen. Ludwig Philipp ent-



Student und Handwerker.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

floh nach England, dem gastlichen Asyl der politischen Flüchtlinge, das dann binnen kurzem auch dem Fürsten Metternich und anderen verflohenen Staatsmännern zur Zufluchtstätte ward. In die provisorische Regierung wurden, unter dem Vorsitz des phantastischen „Geschichtschreibers“ Lamartine, die Republikaner Arago, Crémieux, Garnier-Pages und die Sozialisten Ledru-Rollin, Louis Blanc und Albert berufen. Der Letztere war ein einfacher Arbeiter.

Die Wirkung der französischen „Februarrevolution“ war in ganz Europa ungeheuer, am tiefsten in Italien, Deutschland und Österreich. Denn

Motto: Schöne Seelen finden sich.



Pater Rothan, Jesuitengeneral. Ludwig Philipp, Metternich. Prinz Wilhelm von Preußen (Onkel des Königs).

Ich sei, gewähret mir die Bitte, in eurem Bunde der Vierte.

Spaziergang an der Themse in London.

Anonyme Karikatur aus dem Jahre 1848.

in allen diesen Ländern führte das Pariser Beispiel zur sofortigen Erhebung des Volkes. Von der elementaren Gewalt des Rückschlages der Pariser Ereignisse auf Deutschland giebt die plötzlich völlig auf den Kopf gestellte, komisch-verzweifelte Haltung und Stimmung des deutschen Bundestages den deutlichsten und ergößlichsten Beweis. Am 17. Februar, also noch vor der Pariser Februarrevolution, hatte der badische Gesandte im Auftrag seiner wackeren Regierung die Anregung gegeben, zu den immer drohenderen Verhältnissen vom Bunde aus Stellung zu nehmen. Darauf war jedoch durchaus nichts geschehen. Als die Nachricht von den Pariser Ereignissen in Frankfurt eingelaufen war und unumstößlich feststand, da fühlte sich allerdings auch der hohe

Unsere Brüder in
Freiheit einen herrlichen Akt
Dieses selbe Frankreich
aus dem Schlummer zu ein
Doch endlich wird die
der Geldsäcke sollen die Blou
der Vorbote eines allgemei
Die Männer von 178
Jahrhundert nicht vergeblich
nichten glaubte! — Möchten
ihren Drängern in's Feld ge
in Paris so glücklich und so
Alle Völker haben ei

Deutsche Männer!

Frankreich ist eine Republik!
Auch für uns hat die Stunde geschlagen

Unsere Brüder in Frankreich sind uns heldenmüthig vorangeeilt. Sie haben ihr Joch abgeschüttelt und der lange verachteten Freiheit einen herrlichen Altar errichtet.

Dieses selbe Frankreich, was schon zweimal die Tyrannen überwunden, schon zweimal die Fürsten Europas erschreckt und ihre Völker aus dem Schlummer zu einem neuen Leben erweckt hat, dieses selbe Frankreich hat es zum dritten Mal gethan.

Doch endlich wird die Wahrheit triumphiren, und weder für einen herrischen Soldatenkaiser noch für einen heuchlerischen König der Geldsäcke sollen die Blousenmänner geblutet haben! Nein! Ihr Blut ist die Morgenröthe der Befreiungstunde für alle Völker, der Vorbote eines allgemeinen Siegs.

Die Männer von 1789 sind aus den Gräbern gestiegen, um ihr Vaterland zu versingen. Möchten sie erfahren, daß ein halbes Jahrhundert nicht vergeblich verfloß, seit die Barbarei verbündeter Tyrannen in jener französischen Nation die Freiheit der Welt zu vernichten glaubte! — Möchten sie es erfahren, daß es heute keine Völker mehr gibt, die, wie einst wir Deutschen es schmachvoll gethan, ihren Drängern in's Feld gegen die Freiheit folgen! — Möchten sie uns Alle bereit finden, das Schwert zu fassen, das unsre Brüder in Paris so glücklich und so kühn geschwungen haben!

Alle Völker haben ein Leiden, eine Mühsal, eine Schmach — Sie haben ein Ziel, eine Hoffnung, eine Rettung: Wenn alle **Worte**, alle Bittschriften, alle Kammerreden fruchtlos blieben, wenn unsere Fürsten und Fürstendiener alle Versprechungen und Eide brachen, die sie in den Freiheitskriegen uns gelobten, wenn die übermüthigen Gewalthaber Hohn sprachen ihren geduldigen Unterthanen, dann, **ihre Männer**, ist diese eine Rettung die entschlossene, muthvolle, männliche **That**!

Sobald nur die Völker einmal Ernst gemacht, sobald die Unterdrückten die Faust geballt, da floh dies feige Herrschervolk aus seinen Residenzen wie ein Gespenst verscheucht. Dann waren alle ihre Rüstungen vergeblich, ihre Söldner ohnmächtig, ihr Untergang gewiß. Beweist uns dies nicht schon zum dritten Mal jetzt unser muthiges Nachbarvolk? Ihrem Beispiel, dem Beispiel der **That** wollen wir folgen!

Wir wollen uns überall unter der Fahne der Freiheit eng verbrüderet aneinanderschaaren und unsern Drängern die letzte warnende drohende Forderung entgegenhalten:

Gebt uns was wir wollen, die Freiheit, oder wir werden sie nehmen!

Das Volk ist allmächtig, wenn es will, allmächtig, wenn es einig ist. Es wird siegen über die treulosen Diplomaten, siegen über die üppigen Höflinge, siegen trotz dem Trug scheinheiliger Pfaffen, siegen trotz allem Widerstreben der engherzigen Geldherrscher!

So hat jüngst die **Schweiz** sich frei gemacht von der finstern Herrschaft der Jesuiten; so hat sie den frechen Zumuthungen der herrschsüchtigen Großmächte getrozt und folgt jetzt unaufhaltsam dem Ruf der neuen Zeit.

Italien kämpft mit Glück gegen Oestreichs Uebermacht im Norden, es überwand mit Glück den von Oestreich geleiteten Tyrannen im Süden.

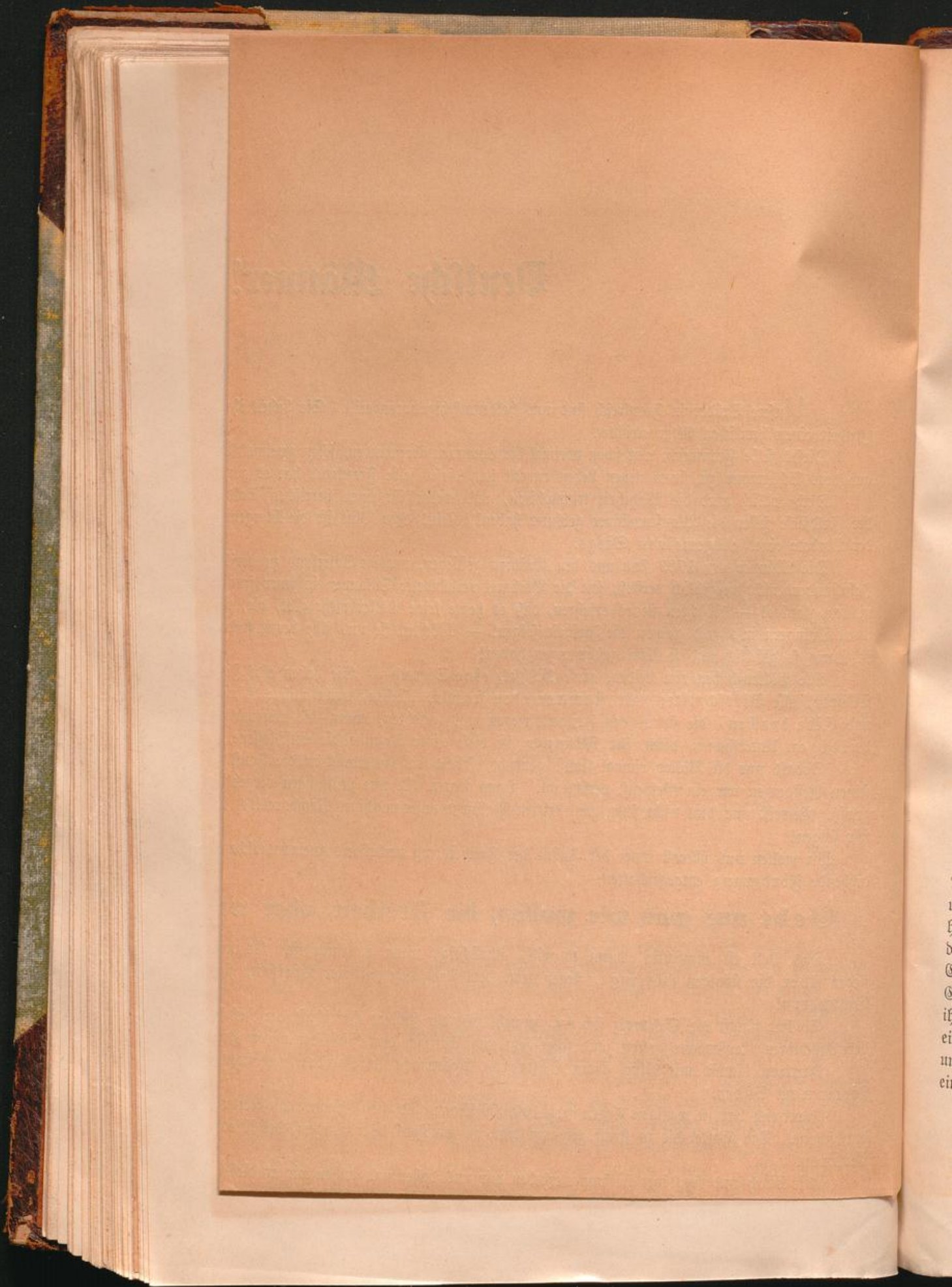
Frankreich hat in wenigen Tagen trotz 100,000 Mann und 400 Kanonen die Ketten gebrochen; es hat die Hänke seines Betrügers durchschaut. Die Saite, die zu straff gespannt war, ist zerrissen! Der Tyrann, der Alles erringen, Alles ansaugen wollte, hat Alles verloren.

Mit Muth und freudiger Hoffnung erheben wir uns daher und reihen wir an dieses freie Frankreich, an diese freie Schweiz, an dieses freie Italien ein **freies Deutschland** an. Ein Augenblick ist gekommen, wie nie ein günstigerer kommen wird. Laßt uns ihn benutzen! Ueberall gährts, und die Rechnung der 36 Landsknechte, die auf den deutschen Thronen sitzen und in Frankfurt die Schmach des Volkes berathen, hat nie schlimmer gestanden als gerade jetzt. Auf, laßt uns dem unglücklichen Polen ein Zeichen zur letzten aber glücklichen Erhebung geben! Seht Ihr nicht die Wunden, die die Tyrannen ihm geschlagen, hört Ihr nicht das Todesröcheln einer unterdrückten Nation, die Seufzer seiner Märtyrer in den Staatsgefängnissen der 3 großen Raubmächte? Sie werden die Fesseln sprengen und zu den Fahnen des Vaterlandes eilen!

Auf, laßt uns die hungernden Brüder im unglücklichen Schlessen aufrufen! Laßt uns die Thränen der Armen trocknen und die gedrückte Menschheit aufrichten! — Das **Brod** und die **Freiheit**, die die Fürsten uns und unseren Brüdern vorenthielten, wir wollen im Kampf sie erringen!

Treten wir zusammen, zeigen wir uns als Männer! Die Soldaten, die Diener der Gewalt, werden sich als Brüder zeigen; sie werden, wie in Paris, ihre Waffen gegen ihre Herren wenden und die Hand dem Volke reichen!

Fordern wir, angesichts dem flatternden Freiheitsbanner von Paris, das was des **Volkes Recht** ist. Weigert man es, so greifen wir zu den Waffen, es zu erobern.



f. f. Präsidialgesandte gedrungen, „die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung ernstlicher auf die ‚Lage Deutschlands‘ hinzulenken.“ Aber auch in dieser ersten Stunde wurde nur ein Ausschuß zur Berichterstattung niedergesetzt, der natürlich die alten metternichschen Künste gegen die „Demagogie“ ausspielen sollte. Jedoch schon am folgenden Tage, am 1. März, war die Widerstandskraft des Bundestages völlig gebrochen. Denn da erließ diese traurige Versammlung eine Ansprache an das deutsche Volk, in der, statt zu drohen und zu verbieten wie bisher, sie jetzt nicht bloß flehte und bettelte, sondern auch den schneidendsten Hohn über ihre eigene stetige Haltung ausgoß. Zunächst nämlich hieß es da bittflehend: „Einmütiges Zusammenwirken von Regierungen und Völkern (!) thut jetzt not; ein Jeder mag in seinem Kreise für Eintracht und Ordnung sorgen!“ Dann aber folgt die blutige Selbstverhöhnung des Bundestages in den Worten: „Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebührt. Dahin führt aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung. Der Bundestag vertraut mit voller Zuversicht auf den in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes.“ Gegen alle diese nun plötzlich anerkannten rühmlichen Eigenschaften des deutschen Volkes und gegen den einzig gangbaren „Weg“, der aus der heillosen Notlage der Gegenwart führte, den Weg der „Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung“ hatte der Bundestag selbst aber seit 33 Jahren sich aufs schimpflichste und bedrückendste aufgelehnt!

Kein Wunder, daß nun niemand in ganz Deutschland auf seine kläglichstehende Füstelstimme lauschte. Denn auch in Deutschland war man, zumal seit dem Pariser Februarsturm, zu dem stolzen Selbstbewußtsein der Italiener erwacht: „Italia farà da sé“ — „Deutschland wird seine Sache selbst machen, namentlich ohne den alten scheußlichen Bundestag in Frankfurt.“ Ganz in diesem Sinne fand denn auch die nächste bedeutungs- und wirkungsvolle Kundgebung des deutschen Volkes statt: eine Versammlung freisinniger Vaterlandsfreunde zu Heidelberg am 5. März 1848. Sie trat hier, unter den Trümmern des herrlichen Schlosses, das in Deutschlands trübster Vergangenheit und Ohnmacht von fremder Barbarei zerstört worden war, unter den glückverheißenden Anzeichen einer besseren Gegenwart zusammen, und bestand fast aus denselben Männern, die sich schon im Herbst in Heppenheim getroffen hatten. Es waren 51; davon 20 Badenser: v. Soiron, Mathy, Basser mann, Welcker, Gervinus, Häusser, v. Jhstein, Hecker u. a.; 7 Hessen-Darmstädter, an ihrer Spitze Heinrich v. Gagern; 9 Württemberger, Römer, Fezer u. a.; einige Bayern, Nassauer, Frankfurter; vier Rheinpreußen, darunter Hansemann und Stedtman, Mitglieder des Vereinigten Landtages, endlich zufällig auch ein junger österreichischer Schriftsteller, Wiesner. Diese Männer beschloßen

nun einmütig, auf die möglichst rasche Einberufung eines deutschen Parlamentes durch die Regierungen hinzuwirken, schon vorher aber Männer des öffentlichen Vertrauens aus allen deutschen Gauen zu versammeln, welche „diese wichtigste Angelegenheit weiter beraten und dem Vaterlande, wie den Regierungen ihre Mitwirkung anbieten“ sollten. Zur Vorbereitung dieser Versammlung — welche überall sofort als „Vorparlament“ bezeichnet wurde — ernannte die Heidelberger Versammlung einen Ausschuß von sieben Männern, der die vorbereitende Versammlung („das Vorparlament“) auf den 30. März in die alte Kaiserwahl- und Krönungsstadt Frankfurt a. M. ausschrieb. Eingeladen wurden „alle früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Teilnehmer gesetzgebender Versammlungen in allen deutschen Landen,“ auch die nicht zum deutschen Bunde gehörigen (Ost- und Westpreußen und Schleswig) inbegriffen. Daneben erhielt aber noch „eine Anzahl anderer, durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren“, gleichfalls Einladungen, unter ihnen Robert Blum. Alles das geschah öffentlich, von Männern, die ihre Volkstümlichkeit als den einzigen Grund ihrer Berechtigung anführen konnten, und unter der Zulassung, ja unter dem Beifall sämtlicher deutschen Regierungen. Darin offenbarte sich abermals die tiefe Wandlung aller deutschen Verhältnisse in den wenigen Tagen, die seit der Pariser Februarrevolution verfloßen waren.

Großen Heiterkeitserfolg erzielte in der ersten Zeit abermals der Bundestag, der in seiner unbeschreiblichen Angst sich von Tag zu Tag an Freisinnigkeit und vaterländischem Feuereifer gleichsam selbst überbot. Nachdem er am 1. März erst seinen schönen Aufruf an das Volk erlassen, gab er am 3. März den Regierungen die Aufhebung der Censur frei — was Baden und Württemberg schon ohne diese gütige Erlaubnis besorgt hatten. Am 8. März beschloß er eine „Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßen nationalen Grundlagen“. Am 10. März flehte der Bundestag, im Vollbewußtsein seiner Nichtvolkstümlichkeit, die Regierungen an um Entsendung von „Vertrauensmännern“, die mit dem Bundestag vereint das Revisionswerk vorbereiten. Am nämlichen 10. März endlich erklärte der Bundestag die bisher verfehmten und verfolgten Farben Schwarz-Rot-Gold für die amtlichen Farben, den goldenen Reichsadler auf schwarzem Grunde für das amtliche Wappen des deutschen Bundes, und sofort erhob sich auf dem Bundespalais in Frankfurt eine große Fahne mit diesen Farben und diesem Wappenzeichen — um aller Welt die schwarz-rot-goldene Angstmeierei des Bundestages kund zu thun!

Zweiter Abschnitt.

Die Märzbewegung in Baden.

Der bei weitem größte Teil der badischen Grenze stieß 1848 nicht bloß an die Schweiz, im Südwesten — wie noch heute — sondern im Nordwesten auch an Frankreich. Die radikal-republikanischen Strömungen, welche von diesen beiden Ländern ausgingen, mußten daher auf das benachbarte Baden besonders kräftig wirken. Gleichwohl aber ward dieses an fremden Grenzen langhingestreckte deutsche Ländchen von den Rückschlägen der politischen Umwandlungen in den fremden Nachbarländern, namentlich der französischen Februarrevolution, bei weitem weniger erschüttert, als die andern deutschen Staaten. In diesen allen war der revolutionäre Umschwung in Frankreich der hauptsächlichste Anlaß zur Einführung einer wirklich parlamentarischen Staatsverfassung, des Bruches mit der Metternich'schen Politik und ihrer Träger. In Baden aber hatte die Weisheit des Großherzogs, wie wir sahen, schon zu Ende des Jahres 1846 einen der vormaligen Führer der Landtagsopposition, Belf, an die Spitze des Ministeriums berufen, in der aufrichtigen Absicht, fortan ein streng parlamentarisches Regiment zu führen; und die seither dem Landtag vorgelegten Gesetzesentwürfe, wie die ohne jede Regierungseinmischung 1847 vollzogenen Ergänzungswahlen zum badischen Landtag, konnten als glänzende Ausführungen dieser wohlmeinenden Absicht des volkstümlichen Herrschers gelten.

So war denn in Baden schon vor dem März 1848 die Hauptsache dessen erreicht, was die Bevölkerung der übrigen deutschen Staaten sich als „Märzerrungenschaften“ erkämpfen mußte. Gerade dieser sichere Besitz aber, das freudige Bewußtsein, auf anerkanntem konstitutionellen Rechtsboden zu stehen, und obendrein einer volksfreundlichen und aufgeklärten Regierung gegenüber, verlieh der badischen Märzbewegung eine Kraft und einen Schwung, die von wenig andern Bundesstaaten erreicht wurden. Da sodann in Baden die Bewegung für die Gewährung aller freiheitlichen und einheitlichen Forderungen der Zeit auch früher einsetzte, als im übrigen Deutschland, und diese Forderungen durch das mächtige Sprachrohr einer liberalen und nationalen Kammermehrheit auch viel kühner und klarer zum Ausdruck bringen konnte, so wurden sowohl die badischen Forderungen als manche Züge der badischen Bewegung vorbildlich für die gesamte deutsche Märzbewegung. Zugleich aber waren jene Februar- und Märzwochen im Lande Baden selbst von der entscheidendsten Bedeutung für die fernere Stellung der einheimischen Parteien zu einander und ihrer künftigen Bestrebungen und Programme. Die Entwicklung und der Verlauf der badischen Geschichte des ganzen nächsten Jahres, bis Ende Mai 1849, nimmt hier den grundlegenden Anfang. Endlich traten in dieser badischen Bewegung Männer

von ausgeprägtester Eigenart und Begabung hervor, Männer, die fast alle auch in der Geschichte Gesamtdeutschlands eine bedeutende Rolle spielen sollten. Aus allen diesen Gründen gehört die Darstellung und der Verfolg der badischen Bewegung zu den interessantesten aller gleichzeitigen Begebenheiten.

Um diese badischen Vorgänge richtig zu würdigen, werfen wir einen kurzen Rückblick auf die öffentlichen Zustände seit der Berufung des Ministeriums Bess im Dezember 1846. Neben diesem die neue Regierung leitenden Staatsmann



Sonst.

(Oder alte und neue Kavallerie.)

Jetzt.

Michel, der kräftige Burche, wurde gar lange Zeit als gemüthliches Reitpferd benutzt: er trug in stiller Demuth und entsieglicher Ergebenheit seine mannigfachen hohen Reiter und wagte nie auszuspringen: auch waren ihm zur größten Sicherheit der Kavalleristen stets die Hände auf den Rücken gebunden, dennoch lächelte er immer in vaterländischer Unschuld und Einfalt. Endlich aber traf ihn der liebevolle Sporn des gnädigen Abjages zu hart, Michel ward wild und sprenate in Wuth seine Fesseln, warf seinen Reiter ab, der zitternd vor ihm stand, und um Entschuldigung bat. Michel aber im ersten Zorn sprang auf den schmalen Rücken des hohen Gönners und schrie: Wurst wider Wurst. — Ach, der grausame schwere Michel. Er wird doch so menschlich sein und auf vieles Verlangen bald absteigen.

Frankfurter Karikatur aus dem Jahre 1848.

waren freilich einige sehr unvollständige Stützen und Anhänger des alten Systems noch Minister geblieben, die der Großherzog wegen ihrer ausgezeichneten amtlichen Leistungen nicht entbehren zu können meinte: so der Leiter der badischen Finanzen Regenauer und der Justizminister Tresurt, der sich namentlich gegen die Einführung von Schwurgerichten stemmte. Auch war das badische Beamtentum seit vielen Jahren so ausschließlich im bürokratischen Polizeisystem eingeübt und ausgebildet worden, daß auch unter dem Ministerium Bess Rückfälle in die alte Censur- und Polizeiwillkür nicht fehlten, obwohl Bess

selbst, wie sein Kollege, der Minister des Innern Dusch, bei ihren zahlreichen Rundreisen durch das Land den Beamten sehr deutlich machten, wie weit die Uhr der Schreibstuben noch hinter der neuen richtigen Zeit Badens zurückstehe, und bei diesen Reisen andererseits in bürgerlicher Einfachheit mit dem Volke verkehrten, um sich von dessen Bedürfnissen und Wünschen zu unterrichten.

Diese sehr löbliche Haltung des neuen Leiters der badischen Regierung wurde auch durch seine Amtsführung bethätigt. Schon die Thronrede gab davon Zeugnis, mit welcher der Großherzog, nach fünf badischen Landtagen zum erstenmal wieder persönlich, die Ständeversammlung am 9. Dezember 1847 eröffnete. Denn hier schon konnte der Großherzog mit einem „Hochgefühl, das seinem Herzen wohlthue“, dankend zurückblicken auf den Frieden des Landes, der auch in der schweren Zeit der Mißernte des Jahres 1846 nicht gestört worden war, da die Regierung in Gemeinschaft mit den Kammern der Not des Volkes durch weise Maßregeln nach Kräften abgeholfen hatte; auch der Industrie, durch Staatsvorschüsse an unverschuldet darniederliegende Fabriken u. s. w. In derselben Thronrede konnte der Großherzog weiter schon verkünden, daß Baden beim Bundestage ein freisinniges Preßgesetz, unter Aufhebung der Censur, beantragt habe. Ferner hatte Minister Bekk, gleichfalls schon vor der Februarrevolution, die Vorarbeiten für einen Gesetzentwurf machen lassen, der Baden eine volkstümliche Verwaltung verleihen sollte, indem er nicht nur in den Gemeinden, sondern auch in den Bezirken und Kreisen das Beamtenregiment durch eine bürgerliche Selbstregierung ersetzte.*)

Diese ehrliche freisinnige Richtung Bekks verwandelte die Stimmung und Stellung der breiten Mittelklassen des Volkes zur badischen Regierung vollständig. Die sechs vorausgehenden Jahre hindurch war jener bedeutendste Teil des Mittelstandes, der seit dem Erlaß der badischen Verfassung den größten Anteil an deren Erhaltung und Fortbildung hatte: Bürgerleute, Landwirte, Fabrikanten, Kaufleute, Gelehrte u. s. w. durch die geringschätzig feindselige Behandlung, die ihm das frühere badische Regierungssystem angedeihen ließ, in eine scharfe Opposition zur Regierung außerhalb und innerhalb des Landtags hineingetrieben worden; auch alle die ehrlich monarchisch und konstitutionell gesinnten Abgeordneten dieser Mittelstände, auf die Baden seit Jahren mit berechtigtem Stolz blickte, Carl Welcker, Friedrich Baffermann, Alexander v. Soiron, Karl Mathy u. s. w. Sie alle sammelten sich noch unter der Führung des greisen Radikalen Adam von Tschstein, der seit 1822 immer die Liberalen aller

*) Benützt sind für diesen Abschnitt vornehmlich: Fr. v. Weech's „Badische Geschichte“, Ludwig Häusser, „Baden vor den Ereignissen von 1848“ und „Baden im Frühjahr 1848 in der Gegenwart“ (von Brockhaus) Bd. II, S. 321/59 und Bd. III, S. 443/486; ferner ein „Vortrag, gehalten im Bürgerverein zu Mannheim, im Januar 1848, Übersicht der bisherigen Wirksamkeit unserer Landstände“, dessen Mitteilung ich der Güte der Großh. Universitäts-Bibliothek in Heidelberg danke.



Gustav (von) Struve.
Nach einer Frankfurter Lithographie aus dem Jahre 1848.

Färbungen, bis zu den schon rötlich schillernden Richter und Friedrich Hecker, als einheitlich geschlossene Opposition gegen alle reaktionären Minister in den Kampf geführt hatte.

Durch Bekks Eintritt in das Ministerium aber und seine aufrichtig konstitutionell-freisinnige Haltung wurde auch in der badischen zweiten Kammer, die Stellung der Männer, die trotz ihrer monarchisch-verfassungstreuen Gesinnung bisher in die Opposition gedrängt worden waren, eine freundlichere zur Regierung und eine behaglichere in der Kammer selbst, wenn sie auch noch jeden Schritt des neuen Ministers mit vorsichtigster Zurückhaltung prüften, ehe sie ihm beistimmten. Im ganzen aber folgten sie gern dem Beispiel friedfertiger Gesinnung, das die weiten Bürgerkreise gaben, aus denen jene Abgeordneten hervorgegangen waren; und durchaus ablehnend verhielten sie sich gegen die Lockrufe der in Baden damals weitaus vorherrschenden radikalen Presse: auch fernerhin „Opposition um jeden Preis“ zu treiben.

Niemand empfand die tiefe Wandlung der Stimmung und Haltung der badischen Mittelstände und ihrer Abgeordneten gegenüber der Regierung bitterer als Gustav von Struve, dessen Mannheimer Blatt „Deutscher Zuschauer“ das verbreitetste Organ des rücksichtslosesten Radikalismus war. Struve war kein bedeutender Kopf, so wenig wie seine Lieblinge und Vorbilder aus der ersten französischen Revolution, die Robespierre, Marat, Danton u. s. w., in deren engem jakobinischen Ideentreise auch Struve festgebannt war. Sein Ideentreis war einzig durch die sehr konfuse und nebelhaften Theorien der neueren französischen Sozialisten bereichert, wenn man das eine Bereicherung nennen kann. Aus diesen jakobinischen und sozialistischen Weisheiten hatte er ein Gemisch revolutionärer Staatslehre gebraut, das er mit dem salbungsvollen Brustton eines Fanatikers und mit der harten, kalten Beharrlichkeit eines schwung- und phantasie-losen Verstandesmenschen seinen Hörern und Lesern als Universalheilmittel empfahl. So wenig wie diese herzlose, eintönig-pathetische Beredsamkeit die Gemüter zu begeistern und fortzureißen vermochte, so wenig besaß seine Persönlichkeit etwas Anziehendes oder Sympathie-Erweckendes. Groß an ihm — wie bei allen Fanatikern — war nur die Zähigkeit, der Mut und die Thatkraft, die paar Gedanken, die seine Überzeugung ausmachten, durch alle Folgerungen bis zum Barocken, Absurden, ja bis zur platten Verrücktheit des Nihilismus durchzuführen. Und zur Erreichung seiner Ziele verschmähte er kein Mittel jesuitischer Demagogie. Deshalb verehrten auch nur Jene in Struve ihren Heiligen, deren ganzes Streben sich auf Verwirrung und Zerstörung beschränkte, die Struve dankbar waren, daß sie an nichts mehr in Verehrung zu denken und an nichts mehr zu glauben brauchten, als an ihren grenzenlosen Eigennuß.

Anhänger und Gefolgsleute solchen Schlages können freilich immer nur den gemeinen Troß einer revolutionären Bewegung, nicht aber die fortreisenden Führer bilden, die ein ganzes Volk entflammen, am wenigsten das Deutsche.

Das erkannte auch Struve wohl und deshalb war er bestrebt, vor allem den Liebling der vorgeschrittensten badischen Radikalen, den feurig-beredten Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker ganz in seine Neze zu ziehen, um durch diesen auf die Massen zu wirken. Hierfür besaß der um fünf Jahre jüngere Hecker (geb. 1811), der 1842 im Alter von 31 Jahren in die badische Kammer eingetreten war, allerdings manche Eigenschaften, die Struve abgingen: herzwinnende, blühende und kraftvolle männliche Schönheit, die sehr vorteilhaft gegen Struves gelbgalliges Kalmückengesicht abstach; ferner die volkstümlichste



Fr. Hecker.

Verkleinertes Faksimile der Originalzeichnung nach der Natur von Schertle aus dem Jahre 1848.

Haltung in Sprache, Ausdrucksweise, Verkehrsformen, äußerer Erscheinung u. s. w.; treuherzige, opferfreudige Hingebung an alle Menschen, Dinge und Interessen, die ihm teuer waren; zudem hatte er sich 1845 durch seine Ausweisung aus Preußen, in Gesellschaft Hystein's, wohlfeil in den Geruch eines politischen Märtyrers versetzt; vor allem aber konnte die Tiefe des Gemütes und der Leidenschaft Heckers öffentlichen Reden einen hinreißenden Schwung verleihen und namentlich große Massen begeistern. Denn umfassenderes Wissen fehlte auch Hecker. Dagegen war er in der heimischen Gesezeskunde und der Dialektik

Wer ist reif und wer ist unreif für die Republik?

Von G. Struve.

Es wird von unsern Gelehrten in der St. Pauls-Kirche, von Hof-Zeitungschreibern und Hofräthen, von Hof-Pfaffen und Hof-Juristen so viel von der Unreife des Volkes gesprochen und geschrieben, daß es sich der Mühe lohnt, die Frage zu untersuchen: „Wer ist reif und wer ist unreif für die Republik?“ Die Republik ist diejenige Staatsform, in welcher Alles für das Volk und durch das Volk geschieht, in welcher daher nicht der Vortheil und die Laune einer Fürstenfamilie, oder einiger Familien von Adelligen, von Beamten oder von Geldsäcken, sondern nur das Wohl des Volkes den Ausschlag gibt. Der Staat, in welchem Alles durch das Volk geschieht, setzt ein Volk voraus, welches erkennt, was zu seinem Wohle gereicht, und die Kraft besitzt, dieses durchzuführen. Je einflussreicher die Leute sind, welche sich bemühen, dem Volke diese Erkenntniß zu rauben oder zu verwirren, und seine Bestrebungen zu lähmen oder zu vernichten, desto klarer muß daher die Erkenntniß und desto größer seine Kraft sein, um die volksfeindlichen Elemente aus dem Staate zu entfernen, und auf dem Ruine derselben die Republik einzuführen. Reif für die Republik sind daher nur diejenigen, welche Kraft und Entschlossenheit genug besitzen, sich wider ihre Unterdrücker zu vereinigen, dieselben zu besitzigen und an deren Stelle frei gewählte Beamte zu setzen. Denn darin besteht wesentlich der Unterschied zwischen Monarchie und Republik, daß in der Monarchie theils der Zufall der Geburt, theils der Wille des Einzelherrschers sämtliche Beamte dem Volke gibt, während in der Republik das Volk sich seine Beamte selbst wählt. Die richtige Würdigung der Männer, welche im Stande sind, dem Volke zu dienen, und Unbestechlichkeit des Charakters, welche jeden ungebührlichen fremden Einfluß ausschließt, dieses sind im ruhigen Gange der Zeit die wesentlichsten Voraussetzungen der republikanischen Reife eines Volkes. Wenn die große Masse des Volkes diesen Grad von Reife besitzt, fehlt es demselben niemals an einzelnen hervorragenden Geistern, welche im Stande sind, mit schöpferischer Kraft die republikanischen Einrichtungen in's Leben zu rufen, und dieselben im Kampfe mit unreinen Elementen auszubilden, zu läutern und zu befestigen.

Daß das deutsche Volk zur Republik reif sei, beweisen die vielen Hunderttausende, ja Millionen Deutsche, welche in den vier freien Städten Deutschlands, in der Schweiz, in Frankreich und in den nordamerikanischen Freistaaten leben. Diese Reife beweisen ferner die Freiheitskämpfe des deutschen Volkes, welche in den Jahren 1813 bis 1815 auf dem blutigen Felde der Schlacht, seit dieser Zeit in allen Gebieten des Staatslebens, und neuerlich hinwiederum in dem badischen Oberlande, zu Wien, Berlin, Kassel, Genua und andern Orten statt fanden. Am schlagendsten bekundet sich aber die republikanische Reife des deutschen Volkes, wenn man dasselbe vergleicht mit denjenigen Leuten, welche behaupten, das Volk sei unreif für die Republik, und ihm daher dieselbe vorenthalten. Gegen die Republik sind drei Klassen von Menschen: 1) die Fürsten, 2) deren feile Werkzeuge und 3) alle diejenigen, welche von den Mißbräuchen und den Vorurtheilen des gegenwärtigen Systems leben. Wenn wir die Fürsten unserer Tage betrachten, und sie vergleichen mit den Fürsten der Vorzeit, so läßt sich nicht verkennen, daß das Geschlecht derselben ausgeartet ist. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat kein Fürst mehr den Thron bestiegen, welcher durch die Schärfe seines Geistes, die Redlichkeit seines Willens oder die Erhabenheit seiner Bestrebungen sich vortheilhaft vor der großen Masse des Volkes auszeichnete hätte. Friedrich I., Joseph II und Karl Friedrich von Baden waren die letzten Fürsten, welche im eigentlichen Sinne Fürsten, das heißt die

Ersten des Volkes waren. Seit der Zeit jener Fürsten ist immer eine Generation von Fürsten mangelhafter geworden, als die vorhergehende es war, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Generation der Erbprinzen weit mangelhafter ist, als diejenige der jetzt regierenden Fürsten. Als daher der Kaiser Ferdinand und die constituirende Versammlung zu Frankfurt a. M. sich nach einem Reichsverweser umsahen, griffen sie auf die dritte Generation zurück, um einen passenden Mann fürstlichen Geschlechts zu finden, beide wußten nur einen und denselben Fürsten ausfindig zu machen: einen Greis von 70 Jahren, den Erzherzog Johann. Ein schlagenderer Beweis von der Ausartung der fürstlichen Geschlechter läßt sich kaum denken. Die Richtigkeit unserer Behauptung würde dadurch am gründlichsten dargethan, daß wir einen Fürsten nach dem andern einer Kritik unterzögen. Allein die Zeiten sind vorbei, da ein Fürst die auf ihn gemachten Pasquille (Spottschriften) niederer anleben ließ, damit sie das Volk besser lesen könne. Jetzt werden die ernstesten Wahrheiten, welche über einen Fürsten veröffentlicht werden, am strengsten bestraft. Wir begnügen uns daher damit, einige Namen zu nennen, unter Bezugnahme auf die mit denselben in Verbindung stehenden hervorragendsten Handlungen ihres Lebens. Man denke z. B. an Ferdinand von Oestreich und seine Flucht nach Innsbruck; an Friedrich Wilhelm IV., seine Reden bei der Thronbesteigung und bei Eröffnung des vereinigten Landtages vom Jahre 1847 und die Meutereien des Monats März 1848; an den König Max von Bayern und seinen neuesten Professionsgang am Frohleichnamstage; an den König Ernst von Hannover, die Umfözung der Landes-Verfassung von 1833 und seine Verwahrung gegen die Reichsgewalt; an den König von Württemberg, dessen Korngeschäfte und die Tage des 3. und 4. Mai 1847. Dieses wird genügen.

Die zweite Klasse der Gegner der Republik wird gebildet durch Leute wie Fürst Metternich, Sednizki, Windisch-Grätz, Radetzky, Erzherzog Ludwig, Arnim, Eichhorn, Dunker, Hüser (der Mainz bombardiren wollte), Abel, Thun-Dittmer, Beroldingen, Neurath, Rathy, Bittersdorff, Welker, Hinkeldey, Georgi, Köllner, Herzgenhahn u. s. w. Sie sind gegen die Republik, weil sie sich der Monarchie mit Leib und Seele verkauft haben.

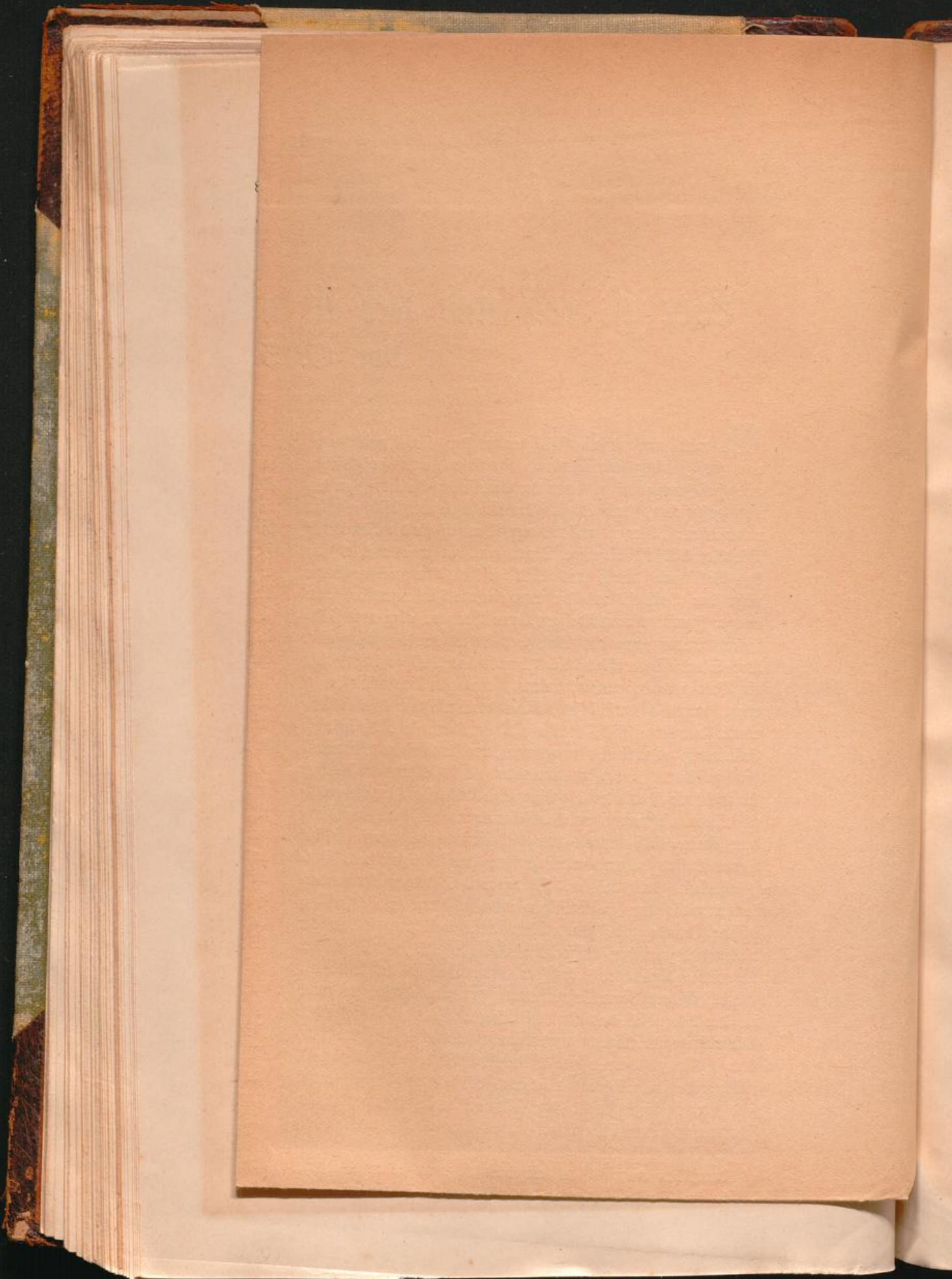
Zu der dritten Klasse der Gegner der Republik gehören Leute wie Gervinus, Baffermann, die ganze Schaar der mediatisirten Fürsten, Grafen und Grundherren, welche von dem Schweife des Landmannes, und die ganze Klotte der Wucherer, welche von denjenigen der gewerbetreibenden Klassen, endlich die Professoren und Pfaffen, welche von dem wissenschaftlichen und religiösen Aberglauben des Volkes leben.

Diese drei Klassen von Menschen sind allerdings unreif für die Republik, weil die Republik sich gründet auf den Grundsatz der Gleichheit, Freiheit und Brüderliebe, während ihr Streben nur gerichtet ist auf die Ausfözung, Verdummung und Knechtung des Volkes. Der Wahlspruch der Republik ist: „Wohlfstand, Bildung, Freiheit für Alle!“ Er läßt sich nicht verwirklichen, so lange die bevorzugten Klassen Wohlfstand, Bildung und Freiheit als ihr ausschließliches Vorrecht in Anspruch nehmen. So lange das deutsche Volk diesen Leuten gestattet, es ungestraft auszubenten, hat es allerdings den Beweis seiner republikanischen Reife noch nicht durch die That gegeben. Nur dadurch kann dieses geschehen, daß das Volk diejenigen Menschen, welche ihm seine Reife bestreiten, um es noch länger ausfängen zu können, gründlich besitzigt. Wir hoffen, die Geduld des Volkes werde bald erschöpft sein, und es werde endlich einmal den Beweis seiner republikanischen Reife durch die That führen.

Zu haben in allen Clubs und Vereinen.

Druck von A. Döf, Adler-Strasse N. 14.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK PADERBORN



des Advokaten wohl geübt. Diejenigen Eigenschaften, die ihn durchaus hinderten, jemals, auch in einer Republik, ein hervorragender Staatsmann zu werden, machten ihn um so leichter zur Beute eines so kühlen Fanatikers wie Struve. Dahin gehörte die krankhafte Eitelkeit und der fressende Ehrgeiz des strebsamen Mannes, seine empfindliche Reizbarkeit und unberechenbare Launenhaftigkeit, die ihn zu einem sehr unbequemen Genossen unter den Mitgliedern der Kammeropposition machten und wohl auch im bürgerlichen Privatleben gute Freunde von ihm trennten. Ferner seine Lust am Barocken, ja Absurden, die Struve aus seinem eigenen Wesen für jeden Bedarf zu befriedigen vermochte. Endlich Heckers Sucht, in gräßlichem burschikosem Kraftdeutsch zu reden und „Fraktur zu schreiben“, eine Sucht, die schon dem „flotten Studenten“ Hecker den Beinamen des „Kraffen“ eingetragen hatte, der ihm auch auf seinem ferneren Lebensgange mit Grund anhaften blieb. Vor allem verletzten der grob-ungeschlachte Redeton, den Hecker in der Kammer anschlug, und sein maßlos aufwallender Zorn, wenn ihm halbwegs entsprechend geantwortet wurde, alle Anstandsregeln der badischen Kammer, empörten Freunde und Gegner und raubten dem jungen Abgeordneten den Einfluß und Erfolg, die sein Talent wohl verdient hätte. Die Minister nahmen in ihren Reden den jugendlichen Heißsporn nicht einmal für ernst. Solange Heckers Gesinnungsgenosse und älterer Freund, der bedeutende Sander, Mitglied der Kammer war, behütete er Hecker wohl vor den schlimmsten Ausschreitungen. Aber als er starb, war Heckers Ungeßüm verwaist, sich selbst überlassen und brach in Anträgen auf gänzliche Steuerverweigerung, auch dem Ministerium Beck gegenüber, u. dergl. über alle Dämme. Hecker isolierte sich dadurch vollständig in der Kammer, selbst vom alten Felsstein.

Nichts aber war Struve erwünschter, als diese Vereinsamung des jüngeren Freundes unter den Kammergenossen. Nun sollte Hecker dem livländischen Demagogen allein angehören mit Leib und Seele, und jeder Weg zur Wiedernäherung an Freunde und Gegner in der Kammer sollte Hecker verammelt werden für immer. Zu diesem Zweck vornehmlich schrieb Struve, sobald die bisherige Opposition sich dem Ministerium Beck freundlicher zeigte, in seinem „Deutschen Zuschauer“ die leidenschaftlichsten Artikel gegen die „Halben“, die „Kammermandarinen“, „Maulliberalen“, „Paradehelden“, „Schwäzer“ und schloß mit dem berufenen Wort: „Ein Löwe ist besser als 62 Hasen“. Die badische Kammer zählte damals 63 Mitglieder, und alle Welt meinte, Struve selbst wolle dieser bessere Löwe sein. In Wahrheit aber wollte er nur seinem Freunde Hecker so fein als Struve vermochte mit dem „Löwen“ schmeicheln, um ihn von den 62 Hasen ganz zu trennen. Alle diese Schmähungen nahm die radikale Presse Badens mit Behagen auf, während alle gebildeten und anständigen Kreise des Landes sich mit Entrüstung davon abwandten.

Da diese allgemeine Entrüstung doch auch Hecker vor dem Herausgeber des „Deutschen Zuschauers“ in Mannheim kopffchen machen konnte, so griff

ein Agent Struves, Karl Blind, zu einem verwerflichen Mittel, um Hecker vollends in unlöslichen Zwiespalt mit der ganzen badischen Kammer zu versetzen. Als das sog. „Fabrikgesetz“, d. h. die oben bereits erwähnte Gesetzesvorlage der Staatsunterstützung für notleidende industrielle Unternehmungen in der Kammer zur Verhandlung kam, waren auch die Meinungen der Gemäßigten geteilt. Bassermann und Soiron standen gegen Welcker und Mathy, die für die Vorlage eintraten. Am heftigsten erklärte sich Hecker gegen das Vorhaben, während Mathy am ruhigsten, überlegensten und schneidigsten für dasselbe sprach. Schließlich spielte Hecker den ihm von Karl Blind zugesteckten höchsten Trumpf aus: allein 63 Arbeiter einer einzigen Fabrik hätten sich in einer von ihm auf dem Tische des Hauses niedergelegten Adresse gegen jede Staatsunterstützung erklärt, da allein die Gründung von Arbeiterassoziationen*) der „Schrankenlosigkeit der großen Kapitalien und der Not des vierten Standes“ Abhilfe verschaffen könne. Sofort stellte sich heraus, daß kein einziger der 63 Arbeiter jener Fabrik die Adresse unterzeichnet, sondern daß Karl Blind die Unterschrift Argloser und Unwissender mißbraucht hatte. Mathy bemerkte darauf gewiß sehr mild gegen Hecker: „Wenn Sander noch in unserer Mitte weilte, sein junger Freund auf jenem Sitze würde heute ebenso geistreich, aber wohl in entgegengesetztem Sinne gesprochen haben“. Statt nun seinen Groll an dem Fälscher Blind auszulassen, wüteten Hecker und die ganze radikale Presse gegen Mathy, und Hecker legte, trotz des freundlichsten Abredens der Freunde und Gegner in der Kammer, sein Landtagsmandat nieder.

Als er dann, mit nur wenig beruhigteren Nerven, von einer längeren Erholungsreise im Süden zurückgekehrt war, standen im Herbst 1847 die Ergänzungswahlen bevor, in die er gleich Struve als Kandidat eintrat. Bis dahin waren die gemäßigten Liberalen und die Radikalen Badens in allen öffentlichen Angelegenheiten der Regierung gegenüber noch zusammengegangenen. So hatten sie, wie früher (s. o. S. 76) berichtet wurde, am 12. September 1847 die große Volksversammlung in Offenburg noch gemeinsam abgehalten. In die Ergänzungswahlen aber traten sie zum erstenmal als Gegner ein. Der Kandidatur Struves setzte der bürgerliche Liberalismus entschiedenen Widerstand entgegen, so daß Struve eine gründliche Niederlage erlitt. Hecker dagegen ließ man wieder in die Kammer schlüpfen. Im übrigen verstärkten diese Wahlen nur die Reihen der gemäßigten Liberalen und Ministeriellen. Iststein war über den Zerfall der Partei, die er seit länger als einem Vierteljahrhundert zusammengehalten hatte, betroffen und rief damals bitter: „Das haben wir Herrn Struve zu verdanken!“ Baden und Deutschland sollten demselben Herrn bald noch viel schlimmeres zu verdanken haben!

Aber gerade die von Struve so verächtlich geschmähten „Halben“, „Kammer-

*) Das bekannte spätere Universalheilmittel Vassalles.

mandarinen“, „Maulliberalen“, „Hasen“ sollten bald in den wichtigsten An= gelegenheiten des gesamten deutschen Vaterlandes dieselbe bedeutende Rolle spielen, wie bisher daheim in Baden, und deshalb versuchen wir, auch die nam= haftersten von ihnen kurz zu charakterisieren.

Zunächst den 58jährigen Karl Welcker, der durch die preußische Dema= gogenerie 1819 von seiner Professur in Bonn vertrieben (s. o. S. 28), von 1823 an Professor der Rechte in Freiburg und seit eben dieser Zeit sowohl in der



Karl Welcker.

Lithographie von Schertle nach Blows Lichtbild aus dem Jahre 1848.
Deutsche Nationalgalerie.

Tages= als in der gelehrten Presse, von 1831 an auch in der Badischen zweiten Kammer, einer der beredtesten und unerschrockensten Verfechter der Rechte und Freiheiten des Volkes geworden war. In Baden hatte die reaktionäre Regie= rung aus Welckers kühner Gegnerschaft in Schrift und Wort zweimal den nich= tigen Vorwand geschöpft, ihn des Amtes und Lehrstuhls zu entsetzen, so daß er sich jahrelang von den Erträgnissen seiner schriftstellerischen Arbeiten, namentlich

von den Honoraren für sein berühmtes, mit C. v. Rotteck gemeinsam herausgegebenes „Staatslexikon“, ernähren mußte. Aber nichts vermochte den köstlichen Freimut in ihm zu beugen. Wenn je einer, so folgte Welcker unverbrüchlich dem tapferen Wort:

Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

In der badischen Kammer war er unschätzbar durch den Ideenreichtum seiner geistvollen Reden, und durch die Weite seines Blickes, der über die engen Grenzen des badischen Ständehauses weit hinausragte. Am anziehendsten sprach er über allgemeine politische Verhältnisse, über die deutsche Verfassungsfrage, über das Treiben der Reaktionspolitik, und zwar schon in Jahren, wo an diese Dinge im übrigen Deutschland öffentlich gar nicht gerührt wurde. Nicht bloß die Minister, auch viele andere in Deutschland, lächelten damals altflug, wenn Welcker weisagte, dereinst werde aus der starren Reaktionspolitik die Revolution mit Naturnotwendigkeit hervorgehen; sie nannten es gelehrte Schwärmerei, wenn Welcker von der deutschen Bundesreform als von einer nicht bloß möglichen, sondern notwendigen Sache sprach. Die Zeit sollte bald darüber urteilen, wer die Thoren und wer die Weisen waren. In keiner deutschen Kammer wurde die Reaktionspolitik seit den Karlsbader Beschlüssen so kräftig in ihren Grundsätzen und haltlosen Rechtsgrundlagen angefochten, deren sophistische Beschönigung durch rückschrittliche Minister so glänzend widerlegt, als durch Welcker in der badischen Kammer. Seine Reden und Anträge gegen die Bundespolitik seit 1819 gehören zu dem bedeutendsten und wirksamsten, was die parlamentarische Geschichte der Einzelstaaten aufzuweisen hat. Und wenn er dabei auch mit zäher Gründlichkeit sprach, so bewahrte doch das geradezu jugendliche Feuer und die edle Leidenschaft des gereiften Mannes die Hörer vor Ermüdung.

Aus demselben harten und unbeugsamen Holze geschnitten war der Abgeordnete der Stadt Mannheim Friedrich Bassermann (geb. 1811). Ursprünglich zum Kaufmann erzogen, studierte er doch, seinem Wissensdrang und lebhaftem Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten folgend, 1829—1831 in Heidelberg Naturwissenschaften, Geschichte und Staatswissenschaften und wandte sich dann wieder dem kaufmännischen Berufe zu, indem er 1834 in seiner Vaterstadt Mannheim ein Drogengeschäft kaufte. An den städtischen Angelegenheiten nahm er lebhaften Anteil, allgemein geschätzt und geliebt von den Mitbürgern. 1841 sandte ihn die Vaterstadt in den badischen Landtag, und hier wurde er bald eine Zierde der Versammlung, da er, in hochherziger Verleugnung seiner persönlichen geschäftlichen Interessen, für Pflicht hielt, seine ganze Zeit und Arbeit fortan politischen Studien zuzuwenden. Sein Auftreten war energisch und mutig, seine Rede gewandt und klar und von der natürlichen Einfachheit eines Geistes, der sich nicht bloß in der Schule, sondern auch in praktischen Verhältnissen gebildet hatte — so hatte er z. B. in Havre und Paris seine

kaufmännischen Lehrlingsjahre durchgemacht. Der bürgerliche Mittelstand hatte noch keinen bedeutenderen Vertreter in der Kammer gehabt als Bassermann. Besonders wirkungsvoll machte seine Reden deren klare, durchdringende Verständigkeit und rückhaltlose Geradheit und Wahrheit. Bassermann stand während der ganzen badischen Reaktionszeit auf der äußersten Linken, und die von der Ministerbank vertretene alte Politik hatte an ihm einen der unermüdblichsten und schärfsten Gegner. Dennoch aber sprach er mit voller Ehrlichkeit den Grundzug



F. Bassermann.

Lithographie nach Schertle aus dem Jahre 1848. Deutsche Nationalgalerie.

seines maßvollen Charakters und seine aufrichtig konstitutionell-monarchische Gesinnung schon in den Zeiten der lebhaftesten Opposition einmal in den von der Ministerbank mit Lächeln und Kopfschütteln begleiteten Worten aus: er würde lieber eine tüchtige Regierung unterstützen, als diese endlose und scheinbar unfruchtbare Opposition führen. Auch hatte er schon zu einer Zeit, als er nebst den andern Liberalen mit dem verhüllten Radikalismus noch in einer Reihe steht, mit aller Entschiedenheit von sich abgewiesen den radikalen Nihilismus, die sozialistisch-kommunistischen Theorien und Wahngelüste, und alle jene Bestre-

bungen, welche lediglich den sittlichen und gesellschaftlichen Boden der Gegenwart zu unterwühlen und zu zerstören trachteten.

Mit Baffermann eng befreundet war Karl Mathy*) (geb. 1807), seit Sanders Tode der bedeutendste politische Kopf der badischen Kammer. Mathy hatte 1824—1827 in Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften studiert und 1829 eine Anstellung im badischen Finanzministerium erhalten, wo seine ungewöhnliche Begabung und seine reichen volkswirtschaftlichen Kenntnisse gebührend gewürdigt wurden. Mit nichten aber unterwarf Mathy seine politischen Überzeugungen der reaktionären Richtung der damaligen badischen Minister, sondern beteiligte sich als entschieden Liberaler an den politischen Kämpfen seines Vaterlandes, namentlich als Redakteur des freimütigen Blattes „der Zeitgeist“, das sich unter Mathys geschickter Leitung auch noch behauptete, als das Bundesinterdikt bereits eine Reihe anderer Blätter unterdrückt hatte. Die Regierung aber fand das Amt eines Staatsdieners unvereinbar mit der Thätigkeit eines Oppositionsjournalisten, und stellte Mathy zur Wahl, eine der beiden Stellungen aufzugeben. Obwohl dieser ohne Vermögen war, und seinem Wissen und Talent eine glänzende Laufbahn im Staatsdienst winkte, wählte er doch unbedenklich den kärglichen, aber unabhängigen und überzeugungstreuen Beruf eines Zeitungsschreibers und setzte die Leitung seines Blattes fort, bis die Censur und die Zeitverhältnisse auch dieser Thätigkeit (1835) ein Ende machten. Mit einer Untersuchung wegen angeblicher „demagogischer Umtriebe“ bedroht, siedelte er nun nach der Schweiz über, suchte auch hier durch schriftstellerische Arbeiten sein und seiner Familie Dasein zu fristen und nahm 1838 die Schullehrerstelle im Dorfe Grenchen bei Solothurn an. Unter dankbarster Anerkennung der Bevölkerung wirkte er in diesem neuen Berufskreise, setzte dabei aber unermüdet seine früheren Studien fort und blieb mit der deutschen Wissenschaft in regem Verkehr. Hier traf ihn das Anerbieten eines tapferen Karlsruher Buchhändlers, die Leitung einer liberalen Karlsruher Zeitung zu übernehmen, die der wackere Verleger trotz der Knebelung und Verkümmern der badischen Presse herauszugeben wagte, und Mathy sagte mutig Ja und kehrte 1840 in die Heimat zurück. Leider starb aber der Verleger schon nach kurzer Zeit, und das Unternehmen mußte aufhören. Da indes gerade damals der Kampf zwischen dem System Blittersdorf und der Kammer heftig entbrannt war, beschloß die Landtagsopposition, in der „Landtagszeitung“ sich selbst ein Organ zu gründen und berief Mathy zum Leiter derselben.

Aus dieser bürgerlichen Stellung wurde Mathy nach der Kammerauflösung von 1842 von der Stadt Konstanz in den Landtag gewählt, und in seiner hervorragenden Persönlichkeit gewann die Opposition den bedeutendsten Zuwachs,

*) Ihm hat bekanntlich Gustav Freitag in der wundervollen Biographie „Karl Mathys Leben“ ein klassisch-vollendetes Denkmal gesetzt.

den die Neuwahlen von 1842 ihr zuführten. Alle überragte Mathys Geist, und umfassende Kenntnis des Staatshaushalts, der Staats- und Volkswirtschaft. Dabei trat der schweigsame, fast verschlossene Mann als Redner nur selten auf, nur dann, wenn er sich ganz auf seinem eigentümlichen Boden befand, und deshalb hinterließ seine Rede stets tiefen, nachhaltigen Eindruck. Seine Schicksale und sein Wesen gaben seinen Worten etwas ernstes, fast bitteres. Mit überlegener Ruhe und Besonnenheit, mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst, wählte er



Karl Mathy.

Nach einer Lithographie von Ph. Winterwerk aus dem Jahre 1848.

die Mittel des Kampfes. Am ergreifendsten und eindringlichsten, und wie auf zarteren Saiten angeschlagen, klangen seine Worte, wenn er die gerechten Ansprüche und Forderungen des deutschen Volkes mit der Verkümmernug verglich, der unser Nationalleben verfallen war. Die Anhänger des alten Systems gestanden offen ein, daß ihnen auf den Bänken der Opposition keiner so gefährlich und feindselig erschien, als Mathy. Doch sprach Mathy, wie Bassermann, schon im Landtag von 1846 ehrlich aus: daß er keineswegs gegen die Regierung

als solche, sondern nur gegen das bisherige System ankämpfe. Und dieses Wort bethätigte er dem Minister Belf gegenüber sowohl im Landtag als namentlich auch in der Presse, nachdem er mit Bassermann zusammen 1845 gemeinsam eine Buchhandlung in Mannheim begründet hatte, in der von 1847 an, unter Mathys anfänglicher Leitung, und unter regster Mitarbeiterschaft von Häusser, Gervinus u. a. das bedeutendste Organ erschien, das die liberale konstitutionell-monarchische Partei in Deutschland fortan besaß, die „Deutsche Zeitung“, welche mit gleicher Entschiedenheit und Thatkraft die politische Romantik von oben als den Radikalismus von unten bekämpfte. Gustav Struve hätte sich also nur beglückwünschen können, wenn er recht viel von der „Hasen“-Natur eines Karl Mathy, Bassermann, Welcker besessen hätte.

Erst seit dem Jahre 1845 gehörte endlich ein Mann der badischen Kammer an, der fortan in der deutschen Bewegung eine sehr hervorragende Rolle spielen sollte, während er in der Kammer hinter den älteren Führern noch bescheiden zurücktrat: Alexander von Soiron. Er war in Mannheim 1806 geboren und hatte in Heidelberg und Bonn die Rechte studiert, sich dann 1832 zuerst in Heidelberg und später in seiner Vaterstadt als Advokat niedergelassen, wo er 1834 Oberhofgerichtsadvokat wurde. Er war besonders mit Welcker befreundet. Sein Wesen und seine Begabung tritt aus den noch darzustellenden badischen und deutschen Ereignissen deutlich hervor.

Hatte sich nun auch die gemäßigt liberale Partei in Baden mit der radikalen unter Struves Führung schon bei den Ergänzungswahlen im Herbst 1847 feindlich gemessen und der letzteren bewiesen, daß das Volk in seiner großen Mehrheit verfassungstreu und monarchisch gesinnt sei, so trat doch in der Kammer selbst diese Spaltung noch nicht hervor. Denn jeden Schritt für die Erhaltung und Erweiterung der Volksrechte und der Bundesreform thaten beide Parteien noch gemeinsam. So standen sie ungetrennt beisammen, als Bassermann am 12. Februar seinen berühmten Antrag auf Zulassung einer Volksvertretung beim Bundestage, d. h. auf Einberufung eines deutschen Parlamentes, stellte. Es war das bedeutendste Lösungswort für die dumpfgärende Volksbewegung in ganz Deutschland, die höchste und wichtigste aller Forderungen der Nation, und machte daher auch in ganz Deutschland den mächtigsten Eindruck. Als früher einmal Welcker denselben



von Soiron als Büffetier.
Karikatur aus dem Parlament, 1848.

Die vo
gen und zar
Da kommen
und wollen
die dick ang
und wollen
wir aber ni
unser Frem
Schandarme
und sind vi
wir wissen r
und daß me
chen und de
fen. Wir i
männer und
höheres ken
das Volk u
Judas den
das Volk, o
35 Fürster
dann wähle
len nichts z
fere Vertrete
hat, daß d
will, selbst
einer Hand
und betroge
sammen sitz
und die ber
Fürsten obe
Die Fürsten
len sie auch
brauchen
sten müssen
oder unter
gelten sie a
ment ist Ni
lament, dar
sie unnöthi
unnöthiges
Berechnung
Deutschland

können wir in 2 Jahr wieder in der alten
stecken bis über die Ohren. Drum auch
Wir, wir wollen ein Parlament (oder ihr Na
tionalversammlung nennen), das wir selbst
ses soll aus lauter Männern bestehen, die
Volke meinen und die darum von jeher zu uns
Dieses Parlament, oder diese Nationalversam
sten Deutschen wählt dann unter sich wieder
aus und der ist dann der Präsident oder der
wie ihr ihn nennen wollt) von ganz Deutsch
soll es aber nicht immer bleiben; alle 4 oder
man wieder frisch, hat dann während der
sich für gut bewiesen, so wählt man ihn wie
nicht für gut befunden worden, so wählt
dern. — Das klingt ganz anders, als wenn
beliebigen Kaiser hingeboren bekommt, der sei
Kaiser bleibt, ob er nun ein Wasserkopf, o
schlechter Keel oder gar beides ist. In einem
der Sohn des Kaisers wieder Kaiser, er nu
will, und daher kommt das viele Unheil. Wi
in Amerika ist, unsern Präsidenten wählen
absetzen können, wenn er schlecht ist. Da wer
die Steuern wegfallen, wie faule Äpfel von
Amerikaner sind kluge Leute, daß sie das
haben, darum geht's ihnen auch so gut. Wi
keine Esel, darum soll es uns auch so gut ge
Amerikaner beinahe keine Steuern bezahlen,
auch.

Was wir wollen?

Die vornehmen Herren und die Schriftgelehrten schwätzen und zanken so viel über das Wohl und Weh des Volkes. Da kommen sie hinter ihren alten staubigen Büchern hervor und wollen auf einmal wissen, was uns fehlt. Da wackeln die dick angefressenen Geldsäcke von ihren Risten und Kästen und wollen uns sagen, was wir wollen. — Die brauchen wir aber nicht, wer bis jetzt gegen uns war, ist auch jetzt unser Freund nicht. Die Amtmänner, Polizeidiener und Schandarmen werden auf einmal so freundlich, grüßen uns und sind voll Artigkeiten, aber das bekümmert uns nichts, wir wissen recht gut, daß ihr guter Wille nicht weit her ist, und daß man uns wiederum nur benutzen will, um den Reichen und den Bedrückten des Volkes festen Boden zu verschaffen. Wir wissen was uns fehlt, und brauchen keine Amtmänner und keine Professoren, auch keine von denen, die nichts höheres kennen als ihr Geld und nochmal ihr Geld, und die das Volk um viel weniger Silber verrathen würden, als Judas den Heiland. Da schwätzen sie von Parlament, das das Volk, also wir Alle, wählen sollen, und wollen uns die 35 Fürsten oben dran stellen. Wenn wir einmal wählen, dann wählen wir nicht deshalb, daß die Leute, die wir wählen nichts zu sagen haben, sondern wir schicken deshalb unsere Vertreter, weil wir wissen, daß das Volk alles zu sagen hat, daß das Volk die Gesetze, nach denen es regiert sein will, selbst zu machen hat und es keine Vorschriften von einer Handvoll Leuten, die uns bis jetzt immer nur belogen und betrogen hat, haben will. Da wir aber nicht Alle zusammen sitzen können, so wählen wir die Besten heraus, und die berathen und beschließen in unserm Namen. Wozu Fürsten oben dran, wenn das Volk seine Vertreter gewählt? Die Fürsten haben bis jetzt gethan, was sie gewollt, jetzt sollen sie auch einmal thun, was wir wollen, oder besser wir brauchen sie gar nicht. In einem Parlament mit Fürsten müssen diese 35 entweder ober dem Parlament stehen, oder unter demselben. Stehen diese 35 oben dran, dann gelten sie also mehr als wir 40 Millionen, und unser Parlament ist Null. Stehen diese 35 Fürsten aber unter dem Parlament, dann sind diese Null und unnöthig. Nun aber wenn sie unnöthig sind, so wollen wir einmal sehen, ob sie als unnöthiges Möbel nicht zu theuer sind. — Nach bestimmten Berechnungen kosten die Fürsten mit Familien jährlich in Deutschland 100 Millionen Gulden; ihre stehenden Heere,

die sie nöthig haben, um das Volk zusammenzuschießen, kosten 200 Millionen, und die Masse Kerl, die sie brauchen, um das Volk wie einen Hund unter dem gedeckten Tisch zu halten, (also die unnöthigen Beamten) kosten auch 100 Mill. fl., macht 400 Mill. Gulden jährlich, also auf den Kopf 10 fl. in Deutschland! Ihr Armen und Bedrückten, ihr Weiber und Kinder, Ihr die Ihr Euch den Tag über abquält, um nur Brod essen zu können, Ihr alle müßt von jedem Bissen, den Ihr in den Mund steckt, von jedem Schluck, den Ihr trinkt, jenen 35 Herren einen Theil geben; Jedes von Euch durchschnittlich **jährlich 10 fl.!!!** und wozu? Damit jene Herren unser Blutgeld für Huren und Champagner (Champagner) verprassen, damit jene Herren Mandöver abhalten können und die Leut plagen, damit jene Herren das arme, bittende, hungernde Volk zusammenschießen können, wie man ein Stück Wild zusammenschießt! Nein! wenn wir ein Parlament zusammen wählen, so wollen wir keine Fürsten über uns, weil wir uns selbst regieren wollen, und keinen Fürsten unter uns, weil sie unsere Blutauger sind, weil wir keine 400 Mill. fl. mit jedem Jahr zum Fenster hinaus werfen wollen, **drum fort mit den Fürsten!!!**

Und Euch, die da sagen: „wir wollen ja das freieste Parlament, das das Volk selbst wählt, und wir wollen auch die 35 Fürsten nicht mehr, sondern wir wollen nur zum Schein einen Kaiser an der Spitze“, Euch sagen wir, zum Schein brauchen wir nichts, was wir machen, sei ohne Schein und ohne Lug und Trug. Wenn ihr uns zugestehet, daß wir unser Parlament selbst zu wählen haben, und daß dieses Parlament alles zu sagen habe, weil es vom Volk und für das Volk ist, so müßt Ihr uns auch zugestehen, daß ein „Sauswurstkaiser“ obendran unnütz ist. Was einen Kaiser, wenn das Volk selbst Kaiser ist! Oder wollt Ihr Euch vielleicht ein Hintertürchen offen lassen, daß Ihr nach und nach die ganze Sauerei wieder hereinschleift, wie das die Herren 1831 in Paris gethan?

Dort sind damals 3000 der Bravsten in den Straßen für die Freiheit gefallen, und was hat's genügt? Nichts hat's genügt, denn das Volk wurde betrogen, und an seine Spitze stellte man einen König, und der hat Alles wieder verpfuscht, so daß noch eine Revolution nöthig wurde, die aber jetzt den ganzen Stall ausgepugt hat. Sicher ist besser als unsicher, und wenn wir heut einen Kaiser einsetzen, so

können wir in 2 Jahr wieder in der alten Geschichte drinn stecken bis über die Ohren. Drum auch keinen Kaiser. Wir, wir wollen ein Parlament (oder ihr könnt's auch Nationalversammlung nennen), das wir selbst wählen, und dieses soll aus lauter Männern bestehen, die es gut mit dem Volke meinen und die darum von jeher zu uns gehalten haben. Dieses Parlament, oder diese Nationalversammlung der bravsten Deutschen wählt dann unter sich wieder den Besten heraus und der ist dann der Präsident oder der Obmann (oder wie ihr ihn nennen wollt) von ganz Deutschland. Und der soll es aber nicht immer bleiben; alle 4 oder 6 Jahre wählt man wieder frisch, hat dann während der Zeit der Frühere sich für gut bewiesen, so wählt man ihn wieder, ist er aber nicht für gut befunden worden, so wählt man einen Andern. — Das klingt ganz anders, als wenn man da einen beliebigen Kaiser hingeboren bekommt, der sein ganzes Leben Kaiser bleibt, ob er nun ein Wassertopf, ob ein Esel, ein schlechter Kerl oder gar beides ist. In einem Kaiserreich wird der Sohn des Kaisers wieder Kaiser, er mag sein, wie er will, und daher kommt das viele Unheil. Wir wollen, wie es in Amerika ist, unsern Präsidenten wählen und wollen ihn absetzen können, wenn er schlecht ist. Da werden auf einmal die Steuern wegfallen, wie faule Äpfel vom Baum. Die Amerikaner sind kluge Leute, daß sie das Ding so gemacht haben, darum geht's ihnen auch so gut. Wir sind aber auch keine Esel, darum soll es uns auch so gut gehen. Wenn die Amerikaner beinahe keine Steuern bezahlen, so können wir's auch.

Drum sagen wir: Wir wollen einen Staat, dessen Geschäfte ein von uns gewähltes Parlament mit seinem obersten Präsidenten leitet; wir wollen einen **Freistaat, wie er in Amerika ist**, und den seinen Herrn, die da kommen und sagen „nur keinen Freistaat, nur keine Republik!“ (was dasselbe nur überfetzt ist), denen sagen wir, da habt ihr unsere Meinung, da könnt ihr lesen, was wir wollen, wollt ihr's nicht, so seid ihre unsere Feinde, denn dann wollt ihr die alte Geschichte halb oder ganz wieder haben, wir wollen sie aber gar nicht mehr. Und dem, der da sagt, in der Republik hörten alle Gesetze und alle Ordnung auf, dem sagen wir: So streck deine Nase nach Amerika, dort ist schon bald 100 Jahre eine Republik und keine Unordnung. Und wer dort einen Fürsten bringen wollte, den würde man zum Land hinausjagen, wie den, der uns die Pest bringen wollte.

Also wir wollen die beste und wohlfeilste Staatsform, einen Freistaat, und wählen in unser Parlament lauter solche, die einen Freistaat wollen! Hinter Die aber stellen wir uns und nehmen die Sens und die Büchse zur Hand und rufen: **Wir wollen einen Freistaat und nichts anders!**

Ein Mann aus dem Odenwald.

NB. Wenn das Ding da in die Hände fällt, der leg's nicht in die Schublade, sondern der geh' mit n'aus und lese es seinen Freunden vor, daß sie auch hören, was uns fehlt.

Geschichte drinn
einen Kaiser.
96
unt's auch Na-
ählen, und die-
s gut mit dem
gehalten haben.
al
Wahrung der brav-
m den Besten her-
ge
Obmann (oder
al
land. Und der
6 Jahre wählt
seit der Frühere
der, ist er aber
Man einen An-
A man da einen
gn ganzes Leben
p ein Esel, ein
Kaiserreich wird
ig sein, wie er
e wollen, wie es
fund wollen ihn
den auf einmal
n Baum. Die
Ding so gemacht
e sind aber auch
hen. Wenn die
so können wir's

Drum sagen wir: Wir wollen einen Staat, dessen Ge-
schäfte ein von uns gewähltes Parlament mit seinem
obersten Präsidenten leitet; wir wollen einen **Freistaat,**
wie er in Amerika ist, und den seinen Herrn, die da
kommen und sagen „nur keinen Freistaat, nur keine Repu-
blik!“ (was dasselbe nur übersetzt ist), denen sagen wir, da
habt ihr unsere Meinung, da könnt ihr lesen, was wir
wollen, wollt ihr's nicht, so seid ihre unsere Feinde, denn dann
wollt ihr die alte Geschichte halb oder ganz wieder haben, wir
wollen sie aber gar nicht mehr. Und dem, der da sagt,
in der Republik hörten alle Gesetze und alle Ordnung auf,
dem sagen wir: So streck deine Nase nach Amerika, dort ist
schon bald 100 Jahre eine Republik und keine Unordnung.
Und wer dort einen Fürsten bringen wollte, den würde man
zum Land hinausjagen, wie den, der uns die Pest bringen
wollte.

Also wir wollen die beste und wohlfeilste
Staatsform, einen Freistaat, und wählen in unser
Parlament lauter solche, die einen Freistaat wollen!! Hinter
Die aber stellen wir uns und nehmen die Sens und die Büchse
zur Hand und rufen: **Wir wollen einen Freistaat**
und nichts anders!

Ein Mann aus dem Odenwald.

NB. Wem das Ding da in die Hände fällt, der leg's nicht
in die Schublade, sondern der geh' mit n'aus und lese es seinen
Freunden vor, daß sie auch hören, was uns fehlt.

Antrag in der badischen Kammer einbrachte, durfte er nicht einmal veröffentlicht werden. Jetzt hatte die Regierung nur verlegene Einwendungen dagegen und die Mahnung, zunächst die Beratung des Budgets zu Ende zu führen. Wittendorff aber, der frühere badische Reaktionsminister und jetzige badische Bundestagsgesandte, schrieb erschrocken und in richtiger Vorahnung nach Karlsruhe: dieser Antrag trage den Todesstoß in sich für den Bundestag und die alten Gewalten.

Abermals im Verein mit den radikalen Elementen der Kammer, beantragte Mathy unmittelbar vor dem Ausbruch der Pariser Revolution, am 23. Februar, die Aufhebung der Censur und sprach dabei die denkwürdigen Worte: er klage nicht mehr gegen die Regierung, auch nicht gegen die Kammer, aber gegen das Volk, wenn es noch länger einen solchen Zwang dulde. „Die Deutschen haben es dreißig Jahre lang vergebens mit der Mäßigung versucht, sie müssen jetzt einmal zusehen, ob sie mit der Wildheit weiter kommen, die Wildheit aber darf sich nicht nur auf den Ständesaal beschränken“. Als der Abg. Junghanns dagegen einwandte: das heiße zur Revolution auffordern, erwiderte Mathy nachdrücklich: durchaus nicht, er habe nur aussprechen wollen, daß alle Bemühungen der Kammer für Pressfreiheit nicht genügen, wenn solche nicht auch von der Nation, aber auf gesetzmäßigem Wege, unterstützt würden.

Nun liefen in den nächsten Tagen die Nachrichten von dem ungeheuren Umschwung der Dinge in Paris ein, und unter dem frischen, unbeschreiblich mächtigen Eindruck dieser Kunde, erklärte Welcker, daß er seinen schon früher angekündigten Antrag: die Regierung möge sich alsbald von dem System der Reaktion lossagen, in einer der nächsten Sitzungen begründen werde. Unter allgemeinem Beifall sprach er: „Ich werde reden für das Zusammenhalten gegen Ost und West, aber ich werde auch reden für die Grundlagen des Zusammenhaltens, für Erfüllung der Verheißungen, für alsbaldige Freigebung der Wahrheit, für Volkswehr und deutsche Nationalsache. Der Gott der Treue und Wahrheit hat mit seinen rächenden Blitzen nie öfter als in der kurzen Zeit unseres Lebens die Urheber der Volksverachtung und des Wortbruchs gestraft. Ich sah lange voraus, daß täglich die Aktien der Freiheit steigen werden.“ Die Regierung schien jedoch den wohlgemeinten Wink nicht zu verstehen, und so nahm denn eine der kulturgeschichtlich merkwürdigsten Bewegungen der damaligen Zeit ihren Lauf: der von Mannheim aus angeregte Petitionsturm der badischen Städte, der sämtliche badische Gemeinden von Heidelberg bis Konstanz umfaßte, indem gleichzeitig sie alle dieselben Forderungen des Volkes in Adressen an die Regierung richteten. Auch diese Bewegung war von den vereinten Liberalen und Radikalen veranlaßt — aber sie waren hier das letzte mal vereint, denn an die Vollziehung dieser Bürgerbeschlüsse hatte Struve schon Pläne geknüpft, welche die monarchisch und konstitutionell gesinnten Liberalen für immer von ihm und seinen Anhängern scheiden mußten, da jene Pläne die

bis dahin sorgfältig verborgenen letzten Ziele enthüllten, zu denen der fanatische radikale Führer hinsteuerte.

Noch in guter Eintracht beider Parteien wurde in Mannheim am Abend des 27. Februar die Bürgerversammlung abgehalten, welche die Adresse an die Regierung beschließen sollte. Sie war sowohl nach der Zahl und persönlichen Bedeutung der Teilnehmer, als nach dem ganzen Verlaufe die großartigste Versammlung aller badischen Stadtgemeinden in dieser gesamten Bewegung. Denn Tausende von Männern und Frauen Mannheims waren hier zusammengeströmt, viele der berühmtesten Volksmänner des Landes ergriffen das Wort zu zündenden Reden: Mathy, Baffermann, v. Soiron, Struve, Jhstein, der zugleich den Vorsitz führte. Auch herrschte in der Hauptsache, über den Inhalt und die Form der an die Regierung zu richtenden Adresse, volles Einverständnis. Unbedenklich hatten die Führer der monarchischen Liberalen der Kammer und ihre Mannheimer Gesinnungsgenossen der Fassung der von Struve entworfenen — in einzelnen Wendungen doch recht fragwürdigen Adresse zugestimmt, die lautete: „Eine ungeheure Revolution hat Frankreich umgestaltet. Vielleicht in wenig Tagen stehen französische Heere an unseren Grenzmarken, während Rußland die seinigen im Norden zusammenzieht. Ein Gedanke durchzuckt Europa. Das alte System wankt und zerfällt in Trümmer. Aller Orten haben die Völker mit kräftiger Hand die Rechte sich selbst genommen, welche ihre Machthaber ihnen vorenthielten. Das deutsche Volk hat das Recht zu verlangen: Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle Klassen der Gesellschaft, ohne Unterschied der Geburt und des Standes. Die Zeit ist vorüber, die Mittel zu diesen Zwecken lang zu beraten. Was das Volk will, hat es durch seine gesetzlichen Vertreter, durch die Presse und durch Petitionen deutlich genug ausgesprochen. Aus der großen Zahl von Maßregeln, durch deren Ergreifung allein das deutsche Volk gerettet werden kann, heben wir hervor: 1. Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere; 2. unbedingte Pressfreiheit; 3. Schwurgerichte nach dem Vorbild Englands; 4. sofortige Herstellung eines deutschen Parlaments. Diese vier Forderungen sind so dringend, daß mit der Erfüllung nicht länger gezögert werden kann und darf. Vertreter des Volks! Wir verlangen von Euch, daß Ihr diese Forderungen zu ungesäumter Erfüllung bringt. Wir stehen für dieselben mit Gut und Blut ein, und mit uns, davon sind wir durchdrungen, das ganze deutsche Volk“.

Beschlossen wurde ferner einmütig, daß diese Adresse — wie auch die aller anderen badischen Städte — durch eine große Abordnung von Stadtbürgern — in Mannheim wurde die Zahl auf 400 festgesetzt — in die Hände des Präsidenten der zweiten Kammer in Karlsruhe niedergelegt werden sollte. Auch dieser Beschluß war ein kulturgeschichtlich sehr merkwürdiges Zeichen der Zeit. Man wollte damit der Residenz, der Regierung und Kammer beweisen, daß wirklich die besten und gebildetsten Kreise Badens hinter den gleichlautenden Forderungen

aller ſtädtiſchen Gemeinden ſünden. In dieſem Sinne nahm wenigſtens die überwiegende Mehrheit der Mannheimer Verſammlung und der Bürgerſchaft in den übrigen badiſchen Städten den Antrag auf Entſendung großer Abordnungen nach der Hauptſtadt an.

Aber die Freunde der verfaſſungsmäßigen, monarchiſchen und geſellſchaftlichen Ordnung konnten doch auch ſchon in der Mannheimer Verſammlung verdächtige Anzeichen wahrnehmen, die Struve mit keinem Worte rügte, und die daher — bei ſeiner intimen Verbindung mit den Freunden der Unordnung — wohl mit Recht ſeiner Billigung und gar Anſtiftung zugeſchrieben wurden. „In dieſer ſchweren Zeit müſſe jeder Bürger bewaffnet ſein“, hörte man an jenem Abend rufen, „man müſſe die Zeughäuſer ſtürmen, denn ſie gehören dem Volke“. Als ob man ſein Eigentum ſtürmen müſſe! Beim Eintritt in den Saal waren die Abgeordneten der Kammer mit tauſendſtimmigem jubelndem Zuruf begrüßt worden. Als nun aber Baſſermann dem Zeughausſtürmer gegenüber ſich zu der „unangenehmen Pflicht gedrungen fühlte, zur Beſonnenheit zu mahnen“, wurde er nicht bloß überſchrien, ſondern auch verhöhnt, ohne daß Struve ſeinen Myrmidonen Einhalt geboten hätte. Baſſermann und ſeine Freunde ließen ſich dieſe gröbliche Behandlung nicht anſechten, ſondern ſchöpften daraus nur den Anlaß zu der eindringlichen Mahnung, daß ſich die ruhigen und geſezliebenden Bürger Mannheims vornehmlich an der Abordnung nach Karlsruhe beteiligen möchten; eine Mahnung, die auf fruchtbaren Boden fiel.

Wie notwendig ſie geſeſen, erfuhren die verfaſſungstreuen Abgeordneten, als ſie am nächſten Tage nach Karlsruhe zurückkehrten. Denn ſie fanden die Hauptſtadt voll verdächtigen fremden Geſindels. Am Abend des 28. Februar ſchon wurde Karl Blind mit ſeinem Anhang in einem Karlsruher Bierhauſe verhaftet, wo er die Republik hatte leben laſſen und mit ſeiner verſammelten Bande einen republikaniſchen Handſtreich und einen Angriff auf den Großherzog plante. Am folgenden Abend wurde ſogar das Miniſterium des Auswärtigen in Brand geſetzt.*)

Auch dieſes Verbrechen war nur von den durch Struve fanatiſierten Parteigängern verübt; einmal weil dieſe für die Verhaftungen ihrer Geſinnungsgeſonnen Rache nehmen und die Bevölkerung ſchrecken wollten, und dann weil das plötzliche Eingehen der Regierung auf die Volkswünſche in der Kammerſitzung vom 29. Februar der revolutionär-republikaniſchen Partei jeden Vorwand zum Loſſchlagen zu entziehen drohte. Das Mißvergnügen über dieſe Vereitelung ſchöner Hoffnungen machte ſich in Brandſtiftung Luft. Am 29. Februar hatte nämlich die badiſche Regierung aus eigenem Antrieb das von Welcker am 26. geforderte Verſprechen gegeben, „ſich von der Reaktion loſzuzagen“, indem die Miniſter umfaſſende Reformen in Ausſicht ſtellten. Vell verhiß bis zum Er-

*) Häuſſer, Bad. Revolution, S. 118.

laß eines Bundesgesetzes ein provisorisches freisinniges Preßgesetz mit Aufhebung der Censur. Dusch, der Minister des Innern, versprach die sofortige Errichtung bewaffneter Bürgerwehren und berief sich dabei auf Goethes Verse in „Hermann und Dorothea“:

Der Mensch, der in der schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel, und breitet es weiter und weiter.

Der Minister der Justiz endlich, Tresfurt, gelobte die alsbaldige Vorlegung eines Gesetzentwurfes über Einführung von Schwurgerichten, die er bis dahin bekämpft hatte und die er jetzt zugestehet, weil das ganze Volk das Volksgericht verlange. Freilich waren das alles nur Versprechen für die Zukunft, noch keine endgültigen Bewilligungen; und während Welcker, Mathy und Baffermann in edler Weise zum Frieden und zur Einigkeit mahnten, hoben die Abgeordneten der äußersten Linken nicht ganz mit Unrecht das zweideutige und schwankende der zugesagten Reformen hervor. Namentlich war unbegreiflich, daß die unvolkstümlichen Minister Tresfurt und Regenauer auch jetzt noch im Amt festgehalten wurden, zumal da Welcker schon am Abend zuvor in den Staatsrat berufen worden war.

Der Zweck der unzähligen Adressen der badischen Städte war also noch nicht vollständig erreicht. Vom deutschen Parlament namentlich war in den Erklärungen der Minister vom 29. Februar gar keine Rede. Und so trafen denn am 1. März die Abordnungen aller badischen Städte massenhaft in Karlsruhe ein. Zwischen ihnen befanden sich freilich hunderte von Leuten, die in ihrem Aussehen und Benehmen keineswegs geeignet waren, die Meinung zu erwecken, daß die besten und gebildetsten Kreise Badens hinter dem großen Adressensturm stünden. Es waren vielmehr „Proletarier“, die jede Auskunft auf die Frage verweigerten, wer ihnen das nicht unbeträchtliche Reise- und Zehrgeld bis Karlsruhe und zurück gewährt habe, und die sich in der Residenz überaus unnützlich machten, so daß Militär und Bürgerwehr, die seit dem Vortage mit scharfen Patronen versehen waren und gemeinsam die öffentlichen Plätze und Gebäude bewachten, die fremden Gäste mit Mißtrauen und Abneigung betrachteten.

Was diese Banden in Karlsruhe sollten, offenbarte Struve, als er sie am 1. März ohne weiteres den Abordnungen der Städte anreichte und das Verlangen stellte, dieser ganze Zug von Tausenden müsse in den Landtagsaal selbst zugelassen werden, um dort Zeuge der Rede zu sein, mit der die Adressen der Kammer überreicht werden sollten, zugleich aber auch faustkräftiger Beistand, um Kammer und Minister sofort zur unbesehenen Bewilligung der vier Volksforderungen zu zwingen. Der Plan war, wie alles, was Struve dachte, wußte und unternahm, nur eine kindische Nachahmung seiner bewunderten Vorbilder der „großen“ französischen Revolution von 1789; hier insbesondere jenes Pöbelzuges, den Danton im August 1789 aus Paris nach Versailles in den Sitzungssaal der Nationalversammlung geführt hatte, um dieser hier unter Todesdrohung gegen alle Widersacher, die Erklärung der Menschenrechte abzutreten.

Sowie Ißstein von dem ruchlosen Vorhaben hörte, ließ er durch einen Boten dringend, aber vergebens abmahnen. Dasselbe that die konstitutionelle Partei, indem sie Struve auf die möglicherweise sehr schweren Folgen gewaltthätiger Verletzung des Hausfriedens und der Beratungsfreiheit der Kammer hinwies. Aber gerade das wollte ja Struve: Konflikte mit den Vertretern der Ordnung, blutige Köpfe hüben und drüben, und insolge dessen Verbitterung und Verwirrung der Massen, so daß ihre Verhezung zu neuen größeren Anschlägen mißbraucht werden konnte. Struve ließ also, trotz aller Abmahnungen, die Tausende den Marsch gegen das Ständehaus antreten. Hier aber empfingen Ißstein und Hecker die Spitze des Zuges, an der die Häupter der Städte, die rechtmäßigen Abordnungen und auch Struve marschierten, und Hecker wies hier Struve mit scharfen, ja groben Worten zurecht und erklärte, er werde zuerst den Ständesaal verlassen, wenn auch nur ein einziger aus den Abordnungen in der Kammer sprechen wolle. So kräftig empörte sich in ihm damals noch das gesunde Gefühl gegen Struves gewaltsame Streiche, welche die Würde und Unabhängigkeit der parlamentarischen Körperschaft, der Hecker selbst angehörte, durch einen solchen Aufzug vernichtet hätten.*) Aus Heckers Worten erst erfuhr die große Mehrzahl der Gemäßigten, welche die Abordnungen bildete, von Struves Vorhaben, und entrüstet versagte sie die Ausführung. So wurde der Gewaltstreich für diesmal noch abgewandt. Nur eine kleine Abordnung legte schweigend die Petitionen auf den Tisch des Hauses im SitzungsSaale nieder.



Die öffentliche Meinung.
Zeichnung
aus dem Jahre 1848.

Stürmischer aber gestaltete sich die Kammer Sitzung vom 1. März selbst. Denn wie einst Danton am 27. August 1789, hatte auch Struve jetzt dafür gesorgt, daß seine Anhänger in Scharen die Galerien, Gänge, Tribünen u. s. w. des Ständesaales füllten; und diese Leute — meistens Fremde — geberdeten sich, trotz aller Abmahnungen des Präsidenten, wie wenn sie berechtigt wären, an der Kammerverhandlung teil zu nehmen. Gleich nach Eröffnung der Sitzung erklärte Minister Beck schlicht und klar, daß von diesem Tage an das freisinnige, vom Bundestag aufgehobene badische Preßgesetz von 1831 wieder in Wirksamkeit trete. Der Jubel in und außer dem Saale war bei diesen Worten überwältigend, und die Mehrzahl der Kammer erklärte: sie erblicke in diesem Zugeständnis die Bürgschaft dafür, daß die Regierung mit der Volksbewegung zu gehen entschlossen sei. Nur Hecker und sein Gesinnungsgenosse Lorenz Brentano, Advokat aus Mannheim (geb. 1813), seit 1846 Abgeordneter, vermochten diesem Ministerium kein Vertrauen auszusprechen. Vielmehr brachten sie, unterstützt von sechs anderen Abgeordneten, eine Reihe von weiteren Forderungen ein,

*) Häusser, „Baden im Frühjahr 1848“, Gegenwart III, 454.

welche verlangten: die Aufhebung der Ausnahmegeſetze von 1819, 1832 und 1834, die Beeidigung der Staatsbürger und des Heeres auf die Verfaſſung, die politiſche Gleichſtellung aller Konfeſſionen, Geſchworenengerichte, Volksbewaffnung, Aufhebung des Feudalweſens und der privilegierten Gerichtsſtände, Einführung einer progreſſiven Einkommenſteuer, volkstümliche Verwaltung und Herſtellung einer Nationalvertretung des ganzen deutſchen Volkes. Für dieſe Reformen hatten auch die gemäßigten Liberalen der badiſchen Kammer ſchon ſeit Jahren gekämpft und die Mehrheit hatte daher — wie die Folge zeigte — gegen dieſelben nichts einzuwenden. Aber nach der Geſchäftsordnung des Hauſes bedurfte jeder in der Kammer ſelbſt geſtellte Antrag einer Vorprüfung und Berichterſtattung durch einen Ausſchuß, ehe er im Hauſe zur Verhandlung und Beſchlußfaſſung gebracht werden durfte; und dieſe unverbrüchliche Ordnung wollten Hecker und Brentano, unterſtützt vom lärmenden Beifall und Terrorismus des im ganzen Hauſe verſammelten Gefindels, verletzen, indem ſie in leidenschaftlicher Rede die ſofortige Verhandlung und Abſtimmung über ihre Anträge verlangten. Die große Mehrheit der Kammer aber beharrte mit Recht auch dieſmal bei der ſtreng geſchäftsordentlichen Behandlung der Anträge. Sie hätte durch Nachgiebigkeit an den Terrorismus ihre Würde heillos geſchädigt. Mathy namentlich erklärte mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit und Schärfe: er werde eher auf ſeinem Poſten ſterben, als ſich durch Einſchüchterung von ſeiner Überzeugung abbringen laſſen; der vorgeſchlagene Weg wolle die Anſichten der Einzelnen überrumpeln, und dazu gebe er ſich nicht her. Vergebens brauſte Hecker ungeſtüm gegen dieſe Worte auf, vergebens verdächtigte Brentano nach ſeiner Gewohnheit*) den Gegner, indem er rief: Mathy wolle die Forderungen „totschlagen“ — die große Mehrheit der Kammer beſaß Ehrgefühl und Mut genug, bei ihrem Rechte zu beharren und ſich allem drohenden Zwang zu widerſetzen.

Dazu gehörte in der That Mut. Denn inzwiſchen füllten große laute Menſchenmaſſen die Gänge und den Hof des Ständehauſes und den Platz vor demſelben, und wurden durch wilde Reden verhetzt. So laß ihnen z. B. der jüngere Schöffel das berüchtigte „Rechenegemmel“ des Republikaners Karl Heinzen vor;**) Andere ſuchten allerdings auch zu beſchwichtigen und zur Ordnung zu mahnen. Die Maſſen wälzten ſich dann — abermals nach dem franzöſiſchen Vorbild aus Verſailles von 1789 — dem Schloſſe zu, offenbar nicht von den beſten Abſichten erfüllt. Aber die ernſte und feſte Haltung der Soldaten und Bürgerwehr ließ irgend eine Gewaltthat nicht rätlich erſcheinen — auch den radikalen Führern nicht. Vielmehr traten einige Abgeordnete unter die Menge und mahnten ſie mit Erfolg zum Auseinandergehen.

Schon am 2. März erſtattete Welcker Namens des Ausſchusses der Kammer

*) Häuſſer, ebenda.

**) Das als eine der Druckbeilagen, zur Kennzeichnung der Zeit, dieſem Werke beigegeben iſt. †

de

Wir
lichen
betet, u
unserer
ist folgen

uaqjag
aq uob
ju aq m
uaqjag
of pang
uaqjag m
ju um
aaajun bu
uaqjag
aas un a
aaq aqj
qum jaque
aq jga
aajun unqj
aas aq
anf aqj

ungeheure Müßzeug nöthig macht, den Maßstab zu finden verschlingt. Wäre Preußen ein freier Staat, ohne Hof Millionen kosten. Das überflüssige Polizei- und Beamte wird. Hiernach ergibt sich, das Preußen, wenn es sich befreite, etwa 30 — 40 Millionen Thlr. jährlich sparen sich auch die Rechnung für die übrigen Bundesstaaten an

Was kostet dagegen die Verwaltung eines freien der Welt. Der Bundespräsident erhält jährlich 25,000 Vergnügungsreise, oder für eine Parade, oder für eine oberste Richter. Die fungirenden Minister erhalten etw 8000 Mann, kostet an Sold jährlich etwa 555,000 D preußische Soldatenthum kostet! Und in diesem Verhältnis amerika giebt es keine Grundsteuer, keine Accise, keine Staatsausgaben durch die allein vernünftigen oder recht mittelste Alles, der Unbemittelte Nichts bezahlt. Das ist Republik, soweit er das Geld- und Steuerwesen betrifft, Muster der künftigen sind. Der Unterschied in andern

Also 1353 Stück fürstliche Individuen für 30,000 Mann ein fürstlicher Müßiggänger, und auf jed Maitressen u. s. w.

Und woher diese Müßiggänger? Wißt ihr, was dasselbe Recht aufzuweisen, wie eure Fürsten. Aber sie „gesezlich“ in einem Volkssystem gesichert haben. Die „jezt von euch „auf gesezlichem Wege“ angebetet und get Unterschied! Wir haben von Müßiggängern gesprochen. die hohen Herren die Zeit vertreiben. Sie stehen nach ginnen matt zu werden. Sie machen Toilette, d. h. sie die faulen Glieder ziehen. Sie frühstücken, verzehren die Büchlinge machen, welche sie mit einstudirten Manieren vorlesen. Sie schlafen. Sie unterschreiben das Urtheil Sie fahren in's Theater, oder geben einen Ball, od Schnupstuch einer Favoritin hin und gehen zur Ruhe. Jagd, oder hält eine Parade ab, oder gibt aus Langen heuchelt eine Viertelstunde in der Kirche, oder läßt einen „Gehörde“, nach — Rußland, zu dem Beschützer und entbehrlichen Berrichtungen, das ist der Volksseggen, wofür ist der Volksseggen, zu dessen Erhaltung Millionen hunge schon im Kerker oder in der Fremde verzweifelt sind! fürstliche Individuen, sämtlich „geliebt“, sämtlich „he sämtlich „gütig“, sämtlich „weise“, sind sämtlich ü

Ihr armen Weber, die ihr mit einigen Grosche das Fleisch freyirter Pferde verzehrt, die ihr hohläugig, trübe Welt hinausstiert. — Ihr armen Auswanderer, die lohfreißt, auf der ihr geboren worden und die den engen Fremde, weit jenseits des Meeres den letzten Versuch zu gewinnen, ehe man euch für immer auf den Kirchhof br

Ihr armen Soldaten, die ihr aus eurer darbe gewehr zur Ehre allerhöchster Unmenschen umherzutragen, artikeln, die ihr einsam, traurig, verlassen, herzklöpfen Freiheitsfreunde hinpflanzen müßt. —

Ihr armen „Verbrecher“ und „Bagabonden“, die Verzeihung in die Klauen der Polizeibüttel hegen läßt,

Ein deutsches Rechen-Exempel.

Wir haben uns die ärgerliche Mühe genommen, nach einem genealogischen Kalender die Zahl der fürstlichen Müßiggänger beiderlei Geschlechts aufzuzeichnen, welche das deutsche Volk füttert und anbetet, um sich von ihnen mit hohen, höchsten und allerhöchsten Fußritten begnadigen zu lassen. Das Fazit unserer Rechnung, welche die männlichen und weiblichen Glieder bloß der „regierenden Häuser“ umfaßt, ist folgendes:

Es füttert	männliche	weibliche	fürstliche Müßiggänger.
Preußen	16	17	zusammen 33
Oesterreich	24	15	39
Baiern	9	19	28
Württemberg	24	27	51
Hannover	3	1	4
Sachsen	5	9	14
Mecklenburg Schwerin	3	5	8
Mecklenburg Strelitz	3	3	6
Baden	7	13	20
Weimar	7	7	14
Kurhessen	7	14	21
Rassau	5	6	11
Oldenburg	6	5	11
Braunschweig	2	—	2
Anhalt Bernburg	1	1	2
„ Dessau	2	3	5
„ Köthen	1	1	2
Hessen Homburg	4	8	12
Hohenzoll. Hechingen	4	11	15
„ Sigmaringen	6	5	11
Richtenstein	12	14	26
Rippe	7	4	11
Rippe Schaumburg	3	5	8
Sachf. Koburg	8	7	15
„ Gotha	—	1	1
„ Meiningen	2	2	4
„ Altenburg	7	9	16
Schwarzburg Rudolstadt	1	1	2
„ Sondershausen	4	3	7
Waldeck	1	4	5
Neuß-Greiz	1	1	2
„ Schleß	1	—	1
„ Köstritz	1	—	1
Das deutsche Dänemark	12	16	28
Summa	208	241	zusammen 449

Also 449 regierende und regierungsfähige Müßiggänger, deren Zahl täglich wächst, unterhält das deutsche Volk zu seinem Nationalvergnügen. Nach einer andern Rechnung (Rhein. Jahrb. zur gesellsch. Reform 1845 S. 193) ergibt sich eine Anzahl von 526. Dazu werden noch 827 Stück mediatisirte und 473, zu den Familien der Letzteren gehörende gräfliche Häuser hinzugerechnet, so daß in Ganzen 1353 fürstliche Individuen herauskommen. In dem genannten Jahrbuch wird berechnet, daß diese 1353 Individuen mit ihren Ministern und Diplomaten eine Summe von 57 Millionen Thaler verschlingen.

Wir halten indeß diese Summe für viel zu gering. Betrachtet man die Millionen, die allein in Wien, München, Hannover u. s. w. so ungenirt verschleudert werden, wie unser Einer etwa das Geld für eine Cigarre oder ein Glas Bier ausgiebt, so wird man nicht übertreiben, wenn man auf jeden der genannten 35 Staaten durchschnittlich mindestens 2 Millionen annimmt, so daß sich also für die nationale Fürsten-Fütterung und Anbetung eine jährliche Summe von 70 Millionen Thalern ergäbe. In dem genannten Jahrbuche wird berechnet, daß von jenen 57 Millionen 285,475 Familien oder 1,427,375 Menschen existiren könnten, wenn jede Familie zu 5 Personen angenommen, jährlich 200 Thaler erhielt. Hiernach würden 70 Millionen Thlr. für 350,000 arme Familien od. 1,750,000 Menschen, also etwa für das ganze Königreich Sachsen ausreichen. Doch hiermit ist die Rechnung bei weitem noch nicht geschlossen. Jene Summe wird bloß von den Höfen mit den zugehörigen Ministern und Diplomaten-Schwarm in Anspruch genommen.

Nun kommt aber noch die Hauptsache, nämlich das ungeheure, in einem vermünstigten oder freien Staat rein überflüssigen, aber zur Sicherung der überflüssigen Höfe unumgänglich notwendige Müßzeug von Beamten, Polizei und Militär. Für die Ausgabe, welche dieses

ungeheure Rüstzeug nöthig macht, den Maßstab zu finden, erwäge man bloß, daß in Preußen das Militär allein gegen 30 Millionen Thlr. verschlingt. Wäre Preußen ein freier Staat, ohne Hof und sonstige Blutsauger, so würde das Militär, auf das Beste organisiert, kaum einige Millionen kosten. Das überflüssige Polizei- und Beamtenwesen kostet in Preußen etwa die Hälfte dessen, was für das Militärwesen vergeudet wird. Hiernach ergibt sich, daß Preußen, wenn es sich von seinen fürstlichen Müßiggängern und Quälern, nebst deren Anhang und Rüstzeug befreite, etwa 30 — 40 Millionen Thlr. jährlich sparen und zur Erhaltung seiner Nothleidenden verwenden könnte. In ähnlicher Weise läßt sich auch die Rechnung für die übrigen Bundesstaaten aufstellen.

Was kostet dagegen die Verwaltung eines freien Staats? Nehmen wir Nord-Amerika, dem freisten mächtigsten und größten Staat der Welt. Der Bundespräsident erhält jährlich 25,000 Dollars etwa 33,000 Thlr. Gehalt, also nicht so viel wie mancher König für eine Vergnügungskreise, oder für eine Parade, oder für eine Oper, oder für Orden ausgiebt; der Vicepräsident erhält 5000 Dollars, ebensoviel der oberste Richter. Die fungirenden Minister erhalten etwa so viel, wie in Preußen ein pensionirter Minister. Das stehende Heer, etwa 8000 Mann, kostet an Sold jährlich etwa 555,000 Dollars, an Kleidung etwa 395,000, also nicht den 20ten Theil von Dem, was das preussische Soldatenthum kostet! Und in diesem Verhältniß verringern sich auch die übrigen Ausgaben und hiernach die Steuern. In Nordamerika giebt es keine Grundsteuer, keine Accise, keine Verzehrungssteuer, keine Belastung der Lebensmittel, dort wird der größte Theil der Staatsausgaben durch die allein vernünftigen oder rechtmäßigen Steuern, nämlich Vermögens- und Einkommensteuer beigebracht, so daß der Vermittelte Alles, der Unbemittelte Nichts bezahlt. Das ist also, durch Thatsachen dargestellt, der „sociale“ Unterschied zwischen Fürstentum und Republik, soweit er das Geld- und Steuerwesen betrifft, wobei es sich von selbst versteht, daß die bestehenden Republiken durchaus noch nicht Muster der künftigen sind. Der Unterschied in andern Punkten ist schon anderwärts beleuchtet, und wird noch weiter beleuchtet werden.

Also 1353 Stück fürstliche Individuen für ein einziges Volk! Ein fürstlicher Nationalreichtum ohne Gleichen. Also auf je 30,000 Mann ein fürstlicher Müßiggänger, und auf jeden „Unterthanen“-Kopf durchschnittlich 2 Thlr. bloß für fürstliche Mahlzeiten, Paläste, Maitreffen u. s. w.

Und woher diese Müßiggänger? Wißt ihr, woher die Wegelagerer des Mittelalters stammten? Sie hatten denselben Ursprung und dasselbe Recht aufzuweisen, wie eure Fürsten. Aber sie sind untergegangen, weil sie den Mächtigen im Wege waren und ihre Existenz nicht „gesellig“ in einem Volkssystem gesichert haben. Die „kleinen“ Diebe sind gehängt worden, die „großen“ sind übrig geblieben und werden jetzt von euch „auf geselligem Wege“ angebetet und gefüttert, damit sie euch „auf geselligem Wege“ plündern und mißhandeln, das ist der Unterschied! Wir haben von Müßiggängern gesprochen. Wir sind gewissenhaft und wollen kein Unrecht thun. Sehen wir also zu, womit sich die hohen Herren die Zeit vertreiben. Sie stehen nach einer durchschwärmten Nacht zu einer Stunde auf, wo die armen Arbeiter schon beginnen matt zu werden. Sie machen Toilette, d. h. sie lassen sich gähmend von Kammerdienern und Kammerfrauen die Kleider stückweis um die faulen Glieder ziehen. Sie frühstücken, verzehren Austern und Champagner. Sie „empfangen“ d. h. sie lassen irgend Jemand vor sich vorlesen. Sie schlafen. Sie unterschreiben das Urtheil eines aus Noth Verzweifelten oder geben einige Befehle zur Mißhandlung des Volkes. Sie fahren in's Theater, oder geben einen Ball, oder verschleudern einige Tausende für ein komödienhaftes Abendessen. Sie werfen ihr Schnupftuch einer Favoritin hin und gehen zur Ruhe. Das ist die schwere Arbeit des Alltagslebens. Zur Abwechslung geht man auf die Jagd, oder hält eine Parade ab, oder gibt aus Langerweile Befehle, aus dem Blutgeld des Volks dem Volk ein Almosen zurückzuwerfen, oder heuchelt eine Viertelstunde in der Kirche, oder läßt einen Palast bauen, oder geht auf Reisen durch die „Provinzen“, nach Italien, nach der „Göbde“, nach — Rußland, zu dem Beschützer und Muster aller Volksquälter und Raubritter. Das ist die Arbeit, das sind die unentbehrlichen Berrichtungen, das ist der Volkssegen, wofür 70 Millionen auszugeben sind, wofür auf den Kopf gegen 2 Thlr. kommen! Das ist der Volkssegen, zu dessen Erhaltung Millionen hungern (wie jetzt die Oberschlesier), Millionen in der Dummheit erzogen werden, Millionen schon im Kerker oder in der Fremde verzweifelt sind! Das deutsche Volk, ist dein Glück, deine Ehre, dein Stolz. Jene 1353 Stück fürstliche Individuen, sämmtlich „geliebt“, sämmtlich „herablassend“, sämmtlich „angebetet“, sämmtlich „erhaben“, sämmtlich „hoch“ und „höchst“, sämmtlich „gütig“, sämmtlich „weise“, sind sämmtlich überflüssig.

Ihr armen Weber, die ihr mit einigen Groschen wochenlang die Gerippe eurer Angehörigen aufrecht erhaltet, die ihr als Leckerbissen das Fleisch freyirter Pferde verzehrt, die ihr hohläugig, stumpf, schlaff, verzweifelt aus eurer kalten Hütte durch die trüben Scheiben in die trübe Welt hinausstiert. — Ihr armen Auswanderer, die ihr endlich nach jahrelanger Qual, nach jahrelangem Glend von der geliebten Scholle losreißt, auf der ihr geboren worden und die den engen Kreis eurer beschränkten Ansichten ausfüllte, die ihr euch losreißt, um in unbekannter Fremde, weit jenseits des Meeres den letzten Versuch zu machen, ob es euch gelinge, wenigstens ein einziges Mal eine menschliche Stellung zu gewinnen, ehe man euch für immer auf den Kirchhof bringt. —

Ihr armen Soldaten, die ihr aus eurer darbenenden Familie herausgerissen werdet, um als entmenschte Maschinen jahrelang ein Nordgewehr zur Ehre allerhöchster Unmenschen umherzutragen, die ihr jahrelang zittert vor einem wahnsinnigen Kommando und henkerischen Kriegsartikeln, die ihr einsam, traurig, verlassen, herz klopfend euch als Posten vor die Thüren von Büttelmeistern oder vor die Gitter gefangener Freiheitsfreunde hinpflanzen müßt. —

Ihr armen „Verbrecher“ und „Bagabonden“, die man durch die Geißel unverschuldeter Noth, unverschuldeter Noth, unverschuldeter Verzweiflung in die Klauen der Polizeibüttel hegen läßt, um durch euch die erforderliche Menge Gefängnisbewohner vollzählig zu erhalten. —

Ihr armen „Sünderinnen“, die das Glend in das Lager hoher Wollstümpfe jagte, ehe noch die Knospe eurer Jungfräulichkeit zur Entfaltung gelangt war, und die ihr in eurer Entwüpfung nie im Leben kennen lernt, was Liebe ist. — Ihr armen Eltern, die ihr eure armen Kinder verlassen müßt, weil ihr ihnen keine Eltern; ihr armen Kinder, die ihr eure armen Eltern begraben müßt, weil ihr ihnen keine Kinder sein konntet! — Ihr Unglücklichen alle, ihr Lebenden alle, ihr Verfolgten alle, ihr Gequälten alle, ihr Verzweifelnden alle, wißt ihr, für wen und durch wen ihr leidet und verzweifelt? Wißt ihr es? Wenn nicht, so leset jene Zahlen oben, studirt jenes Rechenexempel, und ihr wißt es! Nicht die unpersönliche „Noth der Zeit“ und die unbegreifbaren „Umstände“ sind es, durch welche ihr aus der Liste der Lebenden, Glücklichen ausgestrichen werdet, sondern jene persönlichen 1353 mit ihrem greifbaren Anhang sind es, durch welche ihr um euer Leben betrogen, ruchlos betrogen werdet. Jene 1353 mit ihrem Anhang von Ministern, von Diplomaten, von Bürokraten, von Adligen, von Generalen, von Pfaffen, von Bitteln aller Art sind es, welche uns allen die Freiheit, und mit der Freiheit die Geltendmachung unserer Menschenrechte, und mit den Menschenrechten die Mittel der menschlichen Existenz gewaltthätig abschneiden und rauben! — Ihr könnt nun auf den Einfall gerathen, dieß Alles den 1353 und ihrem Anhang in „allerunterthänigster“ Weise mit der größten Bescheidenheit, mit dem vollsten Vertrauen vorzustellen, an ihre hohe „Weisheit“, an ihr liebevolles „Herz“ euch zu wenden und zu erwarten, daß ihre Menschlichkeit, durch so überwältigende Thatsachen, durch so unabweisbare Gründe überführt, auf alle überflüssige Macht und allen überflüssigen Reichtum verzichten werde, damit sie fortan als edle Menschen unter glücklichen Mitmenschen leben könnten. Wißt ihr, was ihr zu erwarten hättet, wenn ihr auf einen solchen dummen, ächt deutschen Einfall geriehet? Man würde euch als „Hochverräther“, als „Empörer“, als „Frevler“, gegen die „heiligen Rechte“ euer „angesehnen“, von Gott eingesehten Blutsauger greifen lassen, und Kasematten und Blutgerüst würden euch belehren, daß Fürsten und Fürstendiner — unheilbare Menschenfunde sind!

102^a, erwäge man bloß, daß in Preußen das Militär allein gegen 30 Millionen Thlr. und sonstige Blutfänger, so würde das Militär, auf das Beste organisiert, kaum einige wesen kostet in Preußen etwa die Hälfte dessen, was für das Militärwesen vergeudet 18^b von seinen fürstlichen Müßiggängern und Quälern, nebst deren Anhang und Rüstzeug und zur Erhaltung seiner Nothleidenden verwenden könnte. In ähnlicher Weise läßt pol aufstellen.

Und Staats? Nehmen wir Nord-Amerika, dem freiesten mächtigsten und größten Staat ein Dollars etwa 33,000 Thlr. Gehalt, also nicht so viel wie mancher König für eine einper, oder für Orden ausgiebt; der Vicepräsident erhält 5000 Dollars, ebensoviel der ha pa so viel, wie in Preußen ein pensionirter Minister. Das stehende Heer, etwa ollars, an Kleidung etwa 395,000, also nicht den 20ten Theil von Dem, was das geiß verringern sich auch die übrigen Ausgaben und hiernach die Steuern. In Nord- se Verzehrungssteuer, keine Belastung der Lebensmittel, dort wird der größte Theil der jenäßigen Steuern, nämlich Vermögens- und Einkommensteuer beigebracht, so daß der Be- di also, durch Thatsachen dargestellt, der „sociale“ Unterschied zwischen Fürstenstaat und g wobei es sich von selbst versteht, daß die bestehenden Republiken durchaus noch nicht g Punkten ist schon anderwärts beleuchtet, und wird noch weiter beleuchtet werden. Ein einziges Volk! Ein fürstlicher Nationalreichtum ohne Gleichen. Also auf je ten „Unterthanen“-Kopf durchschnittlich 2 Thlr. bloß für fürstliche Mahlzeiten, Paläste,

ber die Begelagerer des Mittelalters stammten? Sie hatten denselben Ursprung und sind untergegangen, weil sie den Mächtigen im Wege waren und ihre Existenz nicht kleinen“ Diebe sind gehängt worden, die „großen“ sind übrig geblieben und werden ättert, damit sie euch „auf gesellschaftlichem Wege“ plündern und mißhandeln, das ist der Wir sind gewissenhaft und wollen kein Unrecht thun. Sehen wir also zu, womit sich einer durchschwärmten Nacht zu einer Stunde auf, wo die armen Arbeiter schon be- lassen sich gähnend von Kammerdienern und Kammerfrauen die Kleider stückweis um ufern und Champagner. Sie „empfangen“ d. h. sie lassen irgend Jemand vor sich er Lächerlichkeit erwidern. Sie fahren spazieren. Sie mahzeiten. Sie lassen sich eines aus Noth Verzweifeln oder geben einige Befehle zur Mißhandlung des Volkes. er verschleudern einige Tausende für ein komödienhaftes Abendessen. Sie werfen ihr Das ist die schwere Arbeit des Alltagslebens. Zur Abwechslung geht man auf die weile Befehle, aus dem Blutgeld des Volks dem Volk ein Almosen zurückzuwerfen, oder Palast bauen, oder geht auf Reisen durch die „Provinzen“, nach Italien, nach der Muster aller Volksquäler und Raubritter. Das ist die Arbeit, das sind die un- r 70 Millionen auszugeben sind, wofür auf den Kopf gegen 2 Thlr. kommen! Das rn (wie jetzt die Oberschlesier), Millionen in der Dummheit erzogen werden, Millionen Das deutsches Volk, ist dein Glück, deine Ehre, dein Stolz. Jene 1353 Stück ablassend“, sämmtlich „angebetet“, sämmtlich „erhaben“, sämmtlich „hoch“ und „höchst“, erklüßig.

n wochenlang die Gerippe eurer Angehörigen aufrecht erhaltet, die ihr als Leckerbissen stumpf, schlaff, verzweifelnd aus eurer kalten Hütte durch die trüben Scheiben in die ihr endlich nach jahrelanger Qual, nach jahrelangem Glend von der geliebten Scholle Kreis eurer beschränkten Ansichten ausfüllte, die ihr euch losreißt, um in unbekannter machen, ob es euch gelinge, wenigstens ein einziges Mal eine menschliche Stellung zu ngt. —

den Familie herausgerissen werdet, um als entmenschte Maschinen jahrelang ein Mord- die ihr jahrelang zittert vor einem wahnstümigen Kommando und henkerischen Kriegs- euch als Posten vor die Thüren von Büttelmeistern oder vor die Gitter gefangener

die man durch die Geißel unverschuldeter Noth, unverschuldeter Rohheit, unverschuldeter um durch euch die erforderliche Menge Gefängnißbewohner vollzählig zu erhalten. —

Bericht über die Anträge Heckers vom Vortage. Diese Anträge waren nicht bloß angenommen, sondern vom Ausschuß noch erweitert und in zwölf Wünsche zusammengefaßt worden. Außer Heckers oben erwähnten Forderungen hatte der Ausschuß nämlich noch verlangt: Verantwortlichkeit der Minister, Zulässigkeit aller Klagen gegen öffentliche Beamte ohne vorgängige Genehmigung des Ministeriums (also Beseitigung des sog. Kompetenzkonfliktes), gerechtere Verteilung der Staats- und Gemeindelasten, Unabhängigkeit der Richter, „Reinigung des Staatsministeriums und der Bundesgesandtenstelle von dem Anhang des alten Systems.“ Die Kammer nahm alle diese Anträge fast einstimmig an.

Die Regierung aber genehmigte sie schon am 4. März gleichfalls, indem sie bezüglich aller dieser Wünsche entsprechende Gesetzesvorlagen verhiess. Am 9. März brachte die amtliche Zeitung die Ernennung der neuen Minister Brunner und Hoffmann, nachdem Regenauer und Trefurt notgedrungen ihre Entlassung genommen hatten. Gleichzeitig legte die Regierung der Kammer Gesetzentwürfe vor, welche die Aufhebung des Feudalwesens vorbereiteten. Auch die Bitte um eine allgemeine Amnestie, die auch die jüngst verhafteten Ruhestörer mit umfaßte, fand rasche Erfüllung. Schon am 7. März ging der Antrag der badischen Regierung auf Einberufung eines deutschen Parlaments an den Bundestag nach Frankfurt ab. Ebendahin und an die deutschen Bundesregierungen richtete sie Denkschriften, um die von ihr in Baden zugesagten oder bereits durchgeführten Reformen in ganz Deutschland gleichmäßig angenommen zu sehen. Wenige Tage später endlich wurde Blittersdorf von Frankfurt abberufen, Welcker zum Bundestagsgesandten und Bassermann zum Vertrauensmann beim Bundestage ernannt.

Dieses Eingehen der Regierung auf die Volkswünsche war so ehrlich und vollständig, wie selbst Hecker zugestand — daß das Land nun eine kurze Zeit lang — und zwar gerade in denselben Wochen, da der Sturm der Märzbeziehung das übrige Deutschland durchtobte, — glückliche Tage friedlicher Eintracht aller genoß. Die Hoffnung, daß dieser segensreiche Friede andauern werde, schien nicht unbegründet; denn die Regierung hatte durch Bewilligung sämtlicher Forderungen nicht nur viel selbstverleugnende Weisheit, sondern namentlich auch viel Mut gezeigt, da sie diese Forderungen zu bewilligen wagte, als das System Metternich und die monarchische Autorität der Großmacht Preußen scheinbar noch ganz unerschüttert dastanden. Die liberalen Parteien aber, einschließlich der radikalen, hatten die dringendste Veranlassung die tiefgreifenden Reformen, an deren Ausgestaltung und Einführung die Regierung nun bereitwillig die Hand legte, im vollen einträchtigen Frieden des Landes verwirklichen zu helfen und sich einleben zu lassen. Denn die alten Gewalten waren nur von der Oberfläche des politischen Lebens und Einflusses verschwunden. Im Verborgenen bestanden sie grollend weiter und harrten mit Sehnsucht darauf, daß der Übermut der siegreichen verhafteten Liberalen sich in

gewaltfamer Empörung auch gegen die Grundvesten der monarchischen Ordnung kehren werde.

Wie bereits angedeutet, war anfänglich auch Friedrich Hecker von dieser Überzeugung durchdrungen, wenn auch die Unklarheit seiner politischen Ziele und sein launenhaftes, excentrisches Wesen eine feste Haltung ihm sehr schwer machte und sein Ohr, Herz und Gemüt jeder verführerischen Einflüsterung öffnete. Doch zeigt sein Verhalten auf der Versammlung der 51 Vaterlandsfreunde in Heidelberg am 5. März, daß er sich damals noch wesentlich der Mäßigung und Bescheidenheit zuneigte, wenn er dort auch in vertraulichem Kreise republikanische Wünsche laut werden ließ. Als Heinrich von Gagern dort eindringlich vor den Wählereien warnte, die auf einen republikanischen Rheinbund mit Frankreich im deutschen Südwesten hinarbeiteten, und rief: „Auch ich würde Republikaner sein, wenn das deutsche Volk die republikanische Staatsform beschließen würde; ich kann Republikaner sein, denn ich habe einfach leben gelernt; aber ich will keine Pöbelherrschaft, kein Liebäugeln mit dem Pöbel“, da entgegnete Hecker: „Ich will die Freiheit, die ganze Freiheit für alle, gleichviel in welcher Staatsform sie zu erreichen ist. Aber keine Freiheit nur für die Privilegierten oder für die Reichen; ich bin, wenn ich es mit einem Worte benennen soll, Sozialdemokrat“. Übereinstimmend mit Gagern aber erklärte er, daß auch er dem Willen des ganzen Volkes sich unterwerfen werde. „Mit dieser Erklärung bin ich zufrieden“, schloß darauf Gagern, unter allgemeiner Zustimmung. So schien denn auch die radikale Partei Badens, nach dem Gelöbniß ihres Führers, sich den künftigen Beschlüssen des verfassunggebenden deutschen Parlaments unterwerfen zu wollen, dessen Einberufung den Hauptbeschluß der Heidelberger Versammlung bildete.



Emancipation der Damen.
Karikatur aus dem Jahre 1848.

Da wurden alle gemäßigten Kreise Badens überrascht durch einen gedruckten Aufruf, der auf Sonntag den 19. März eine große Volksversammlung nach Offenburg einberief. „Die freiheitlichen Bestrebungen des badischen Volkes entbehren der Einigung“, hieß es da. „Die Aufregung äußert sich teilweise in beklagenswerten Ausbrüchen. Die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes treten zwar im Augenblick nicht offen auf, können aber leicht wieder ihre Macht entwickeln. Unter diesen Umständen ist zum Schutz der öffentlichen Ordnung und der Rechte des Volkes ein Zusammentreten aller Freunde des Vaterlandes notwendig, wenn sich



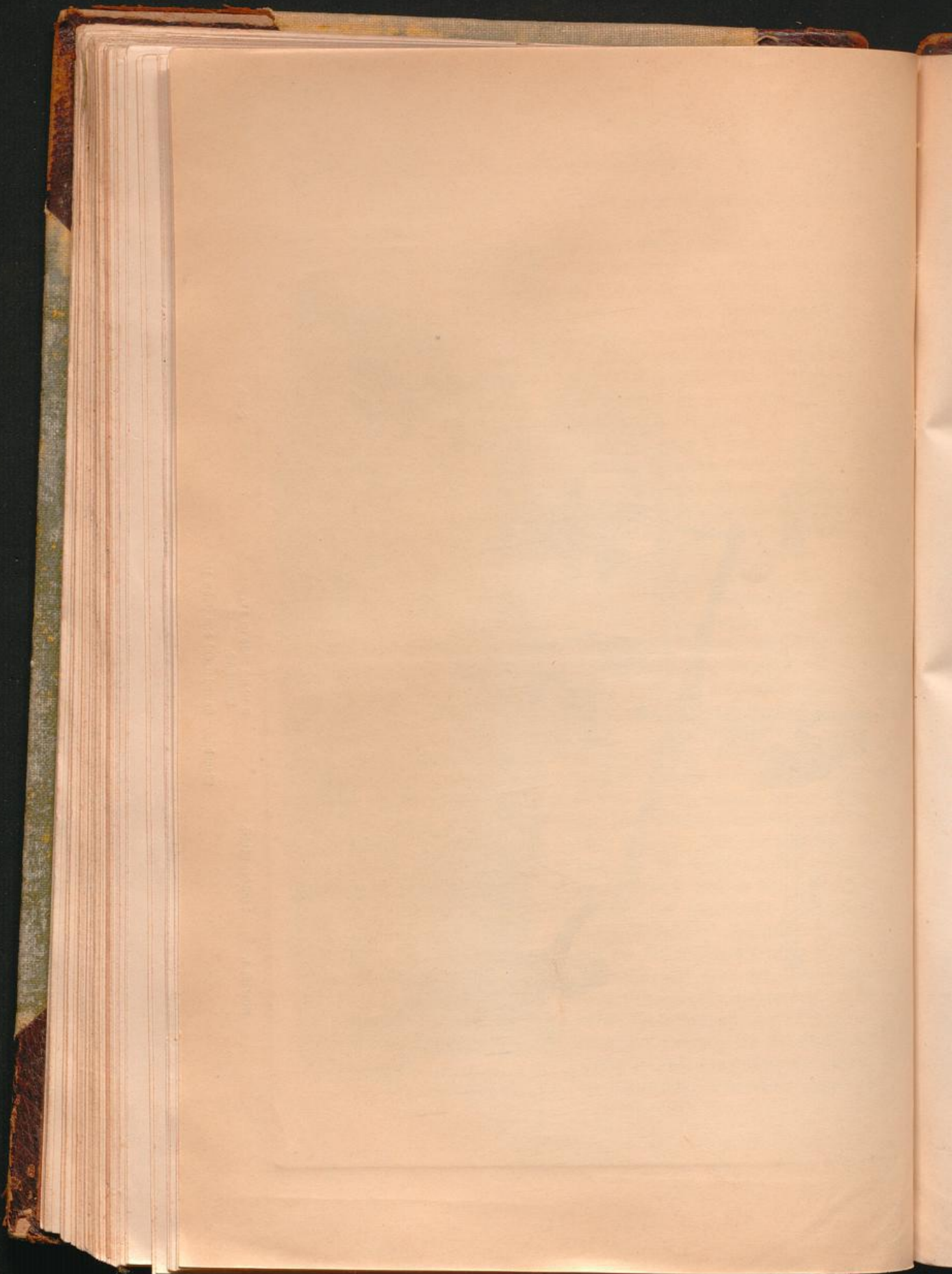
Wilhelm I.

Deutscher Reichel.

Friedrich Wilhelm IV.
Königreich.

Mannheimer Kartone aus dem Jahre 1848.

König.



nicht der gute Geist zersplittern oder gar von feindseligen Umtrieben unterdrückt sehen soll". Unterzeichnet war die Einladung außer von Hecker, Struve, Fyßlein und anderen Gleichgesinnten auch von Welcker und v. Soiron. Verfaßt war sie von Struve, der auch den ganzen Plan zur Einberufung der Versammlung vorbereitet hatte, und damit seine besonderen Absichten verfolgte, die wir sogleich kennen lernen werden. Aus der Mitunterschrift Welckers und v. Soirons aber glaubte die große Mehrzahl der Gemäßigten die Überzeugung schöpfen zu können, daß es sich in Offenburg wirklich nur um „ein Zusammentreten aller Freunde des Vaterlandes zum Schutze der öffentlichen Ordnung und der Rechte des Volkes“ handeln solle und werde. Baffermann dagegen, Mathy, Buhl „und der ganze parlamentarische Bürgerstand“*) sprachen ihre Abneigung gegen den Plan unverhohlen aus und hielten sich von der Teilnahme an der Versammlung zurück.

Trotzdem strömten viele Tausende aus allen Ständen und Landesteilen an dem frühlingswarmen Sonntag nach Offenburg, um hier einige köstliche Stunden des neuangebrochenen Völkerfrühlings zu kosten. Namentlich waren auch die Landleute vom Schwarzwald in ihren malerischen Volkstrachten in hellen Haufen erschienen. Das Ganze trug das Gepräge eines großen, freien, fröhlichen Volksfestes. Die Stimmung war begeistert, von der gewaltigen Zeit gehoben, kein Streit und Parteihader trennte die Teilnehmer, die nur von frohen Hoffnungen beseelt waren und in ihrer rührenden Einfalt von politischen Formen, Gestaltungen und Schlagworten meist noch gar nichts wußten. Wahrlich, es gehörte viel Kunst und Fanatismus dazu, um in diesem kindlich-treuherzigen Volke den Samen der Zwietracht und Verhetzung so erfolgreich auszustreuen, daß es zum Werkzeug der bewaffneten Empörung und des Bürgerkrieges umgeschmiedet werden konnte!

Von diesem schändlichen Ziele war in Offenburg keine Rede. Auch Struve hütete sich wohl, ein Wort davon zu sagen. Hecker, der unter allen Rednern (Fyßlein, v. Soiron, Fickler u. a.) am meisten bejubelt wurde, obwohl er ganz ungeordnet und zum Teil verworren sprach, mahnte zum Maßhalten und warnte vor ungestümen, vereinzelt Parteiunternehmungen, indem er verhieß: wenn die Zeit komme, daß die Hilfe des Volkes nötig sei, werde er diesen Ruf ergehen lassen, und das Volk werde sich diesem Rufe nicht entziehen. Welcker, der am persönlichen Erscheinen verhindert war, hatte ein Flugblatt drucken lassen, das allgemeinsten Beifall fand — außer vielleicht bei Struve und Fickler — und das dringend vor Ruhestörungen und namentlich vor republikanischen Demonstrationen warnte. Er wies darauf hin, daß in den neuen Zusagen das Wesen der Freiheit enthalten sei; daß die Frage, welche Verfassungsform Deutschland in Zukunft haben solle, nicht in einem südwestlichen Winkel Deutschlands, sondern

*) Häuffer, a. a. O. S. 459.

von der ganzen Nation entschieden werden müsse. „Ein solcher Versuch“, schrieb er voll prophetischen Geistes, „gefährdete unser heiligstes Gut, unsere nationale Ehre, Einheit und Freiheit. Bei unseren eigenen Mitbürgern und vollends im ganzen übrigen deutschen Volke würde jener Versuch Haß und Fluch und mit ihnen neue Reaction gegen uns und die Freiheit erwecken, und höchst wahrscheinlich eine alsbaldige Überschwemmung unseres Landes mit fremden (d. h. nichtbadischen) Truppen herbeiführen.“

Zu dem der ungeheueren Versammlung vorgelegten Entwurfe zu den von ihr zu fassenden Beschlüssen mußte eine Stelle, die Mißtrauen gegen die Regierung aussprach, auf das ungestüme Verlangen der großen Mehrheit gestrichen werden. Zwei andere Punkte waren schon wegen ihrer gänzlichen Unausführbarkeit unschädlich, nämlich die Forderung der Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Bürgerwehr und die Abschaffung aller Steuern und Abgaben, außer einer progressiven Einkommensteuer. Die übrigen Forderungen waren teilweise gerechtfertigt, wie die einer Revision der Verfassung in Bezug auf die Zusammensetzung der ersten Kammer und die Anordnung von Neuwahlen zur zweiten Kammer behufs deren „Reinigung von den reaktionären und gesinnungslosen Elementen“ — das Volk konnte dann ja selbst entscheiden, welchen „Elementen“ sie diese schmückenden Beiwörter zuwies. Nicht allzu bedenklich waren die Forderungen einer „wohlfeilen Regierung, Abschaffung der Apanagen und Trennung der Schule von der Kirche.“ Dagegen war im höchsten Grade zu mißbilligen, daß man alle diese Punkte der Beschlussfassung erst Abends zuvor unter den Führern auf Hylsteins Zimmer nach Struves Vorschlägen festgestellt hatte, sie nicht rechtzeitig der ganzen Presse und Bevölkerung des Landes zu eingehender öffentlicher Erörterung unterbreitete, sie vielmehr einer in politischen Dingen kindlich naiven und unerfahrenen Versammlung einfach vorlas, ohne sie zu erläutern, und mit dem Erfolge, daß diese Tausende fast einstimmig alles annahmen, was sie kaum dem Wort nach verstanden, geschweige denn dem Sinne nach begriffen hatten; endlich, daß man dann vor die Welt hintret und diese Beschlüsse einer in politischen Dingen völlig unzuständigen und unmündigen Versammlung „die wohlervogenen Beschlüsse des Volkes“ nannte. So unumwunden daher alle Freunde wahrer und ernster Volksfreiheit diesen Handsreich von Offenburg „als ein ebenso unwürdiges als gefährliches Manöver“ brandmarkten, so befriedigt waren Struve und dessen Anhang darüber. Hatten sie doch nun die Probe gemacht, zu was allem sie dieses arglose Volk bestimmen und fortreißen konnten.

Denn die Offenburger Versammlung hatte nicht bloß jene in den Staatshaushalt und die Staatsverfassung tief einschneidenden Beschlüsse, ohne Ahnung ihres Inhaltes, einmütig gefaßt, sondern war mit derselben Einstimmigkeit auch folgenden Sätzen beigetreten, die den Struve und Genossen weitaus das Wichtigste waren: „Das Volk besitzt durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung

seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit. Es muß sich diese Bürgerchaften selbst verschaffen. Demzufolge bildet sich: 1. in jeder Gemeinde des badischen Landes ein Verein, dessen Aufgabe ist, für die Bewaffung, die politische und soziale Bildung des Volkes, sowie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen. 2. Sämtliche Vereine eines Wahlbezirks bilden einen Bezirksverein, sämtliche Bezirksvereine einen Kreisverein, die vier Kreisvereine den Landesverein. 3. An der Spitze jeder dieser Vereine steht ein leitender Ausschuß." Die übrigen Bestimmungen sorgten für gefüllte Vereinskassen und für Gründung ähnlicher Vereine in ganz Deutschland, sowie für deren Verbindung untereinander. Als Mitglieder des Landesauschusses waren 16 Männer der äußersten Linken ernannt und als deren Obmann Friedrich Hecker.

Durch Annahme dieser letzten Beschlüsse hatte Struve fortan einen großartigen Agitationsapparat für seine Pläne zur Hand: ein Netz trefflich gedrillter Klubs unter einer allmächtigen Leitung; eine festgeschlossene Verbindung, die in Wahrheit nicht auf Befestigung, sondern auf Beseitigung der konstitutionellen Freiheit hinarbeitete, indem man die gesetzlichen Organe ganz ohnmächtig machte und das öffentliche Leben und seine Leitung in Klubs, Ausschüsse, und zu allem lenkbare Volksversammlungen verpflanzte. Die Drachensaat, die hier ausgestreut wurde, sollte bald furchtbar aufgehen!

Dritter Abschnitt.

Die Märzbewegung in Bayern.

Um die bayerische Bewegung der Februar- und Märztage 1848 richtig zu verstehen, müssen wir die ganze Regierungszeit König Ludwigs I. in kurzem Rückblick uns vergegenwärtigen.

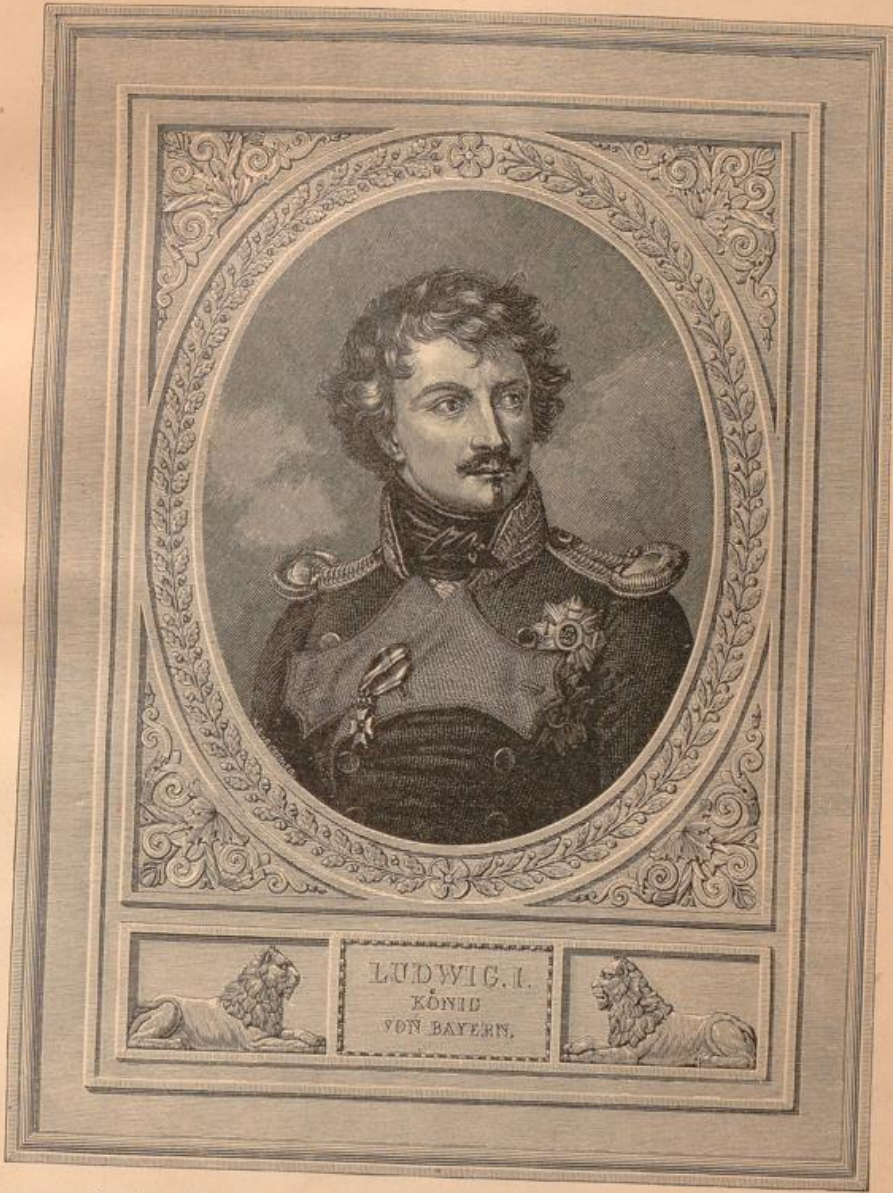
König Ludwig I. hatte bis 1832 leidlich liberal regiert, insbesondere 1831 den liberalen Fürsten von Dettingen-Wallerstein an die Spitze des Ministeriums berufen. Doch erfüllten ihn die „Ausstreitungen“ des auf bayerisch-pfälzischem Boden 1832 stattgefundenen Hambacher Festes, namentlich aber der Widerstand des Landtags gegen einige philhellenische u. s. w. königliche Lieblingspläne mit zorniger Erbitterung und ängstlicher Besorgnis für die Bollgewalt seiner Königswürde, die seine lebhaftere Einbildung — ähnlich wie die Friedrich Wilhelms IV. — mit einem mittelalterlich romantischen Reiz umkleidete. So ward er denn zur leichten Beute der Einflüsterungen Metternichs und der bayerischen Hofjesuiten und ließ auch in Bayern von 1833 an jene harte Reaktion ergehen, über die früher berichtet wurde. Doch entließ er das Ministerium Dettingen-Wallerstein erst 1837 und versuchte es nun volle zehn Jahre lang mit einem streng ultra-

montanen Ministerium Abel. Nichts lag ihm dabei ferner, als die Absicht, das edelste Kleinod der bayerischen Krone, den kirchlichen Frieden des Landes, zerstören zu lassen. Vielmehr griff er nach der Hand der Ultramontanen nur, weil er eben diese Krone bedroht sah durch die Unruhen der Zeit. In der römischen Kirche aber erblickte er das festeste Bollwerk gegen die Revolution und lehnte sich daher vertrauensvoll an dieses an.

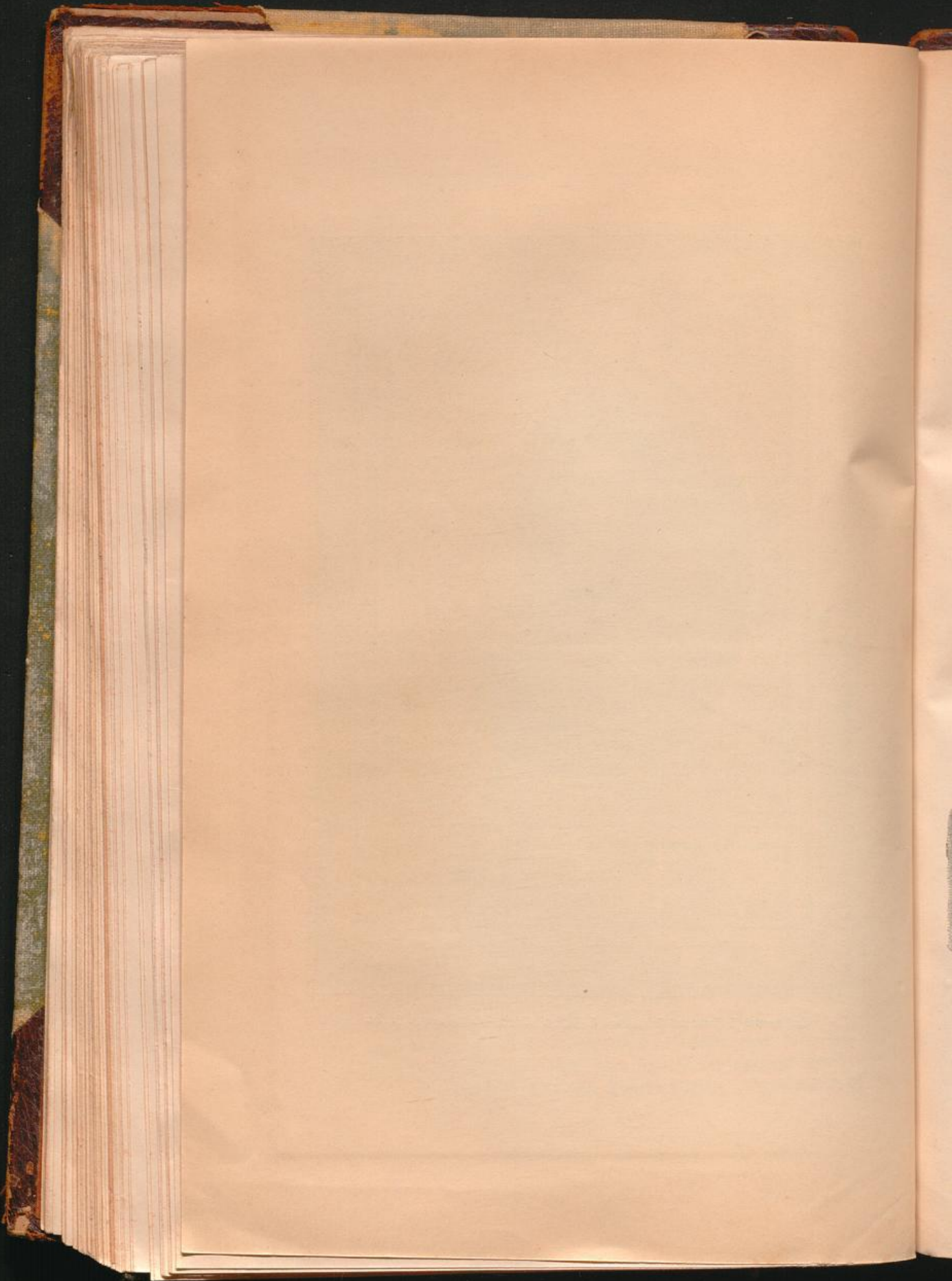
Das ultramontane Jahrzehnt in Bayern (1837/47) sollte aber gerade das Ansehen der Krone am tiefsten erschüttern. Denn mit schonungsloser Unbuddsamkeit und Härte wüteten die regierenden Jesuiten gegen den kirchlichen Frieden wie gegen jede ihnen unbequeme Freiheit des Landes, erschütterten dadurch die Liebe und Verehrung der Bayern für ihren König und entfesselten durch die Verhegung der Volksmassen mit allen demagogischen Künsten eine Zuchtlosigkeit und Rohheit der Empfindungen und Ansichten, denen keine staatliche Einrichtung mehr für ehrwürdig galt, nicht einmal das Königtum.

Auch der König war ihrer herzlich satt, denn die stetig wachsende Verbitterung seiner treuen Bayern konnte ihm nicht entgehen, und mit Schrecken erkannte er, daß er sein Haus auf diese geistlichen Jakobiner nicht stützen könne, die ihn nur beherrschen und mißbrauchen wollten. Schon im Juni 1846 wurden die unfähigen Klerikalen, die bisher die Ministerien der Justiz und des Auswärtigen geleitet hatten, vom König entlassen. Im Dezember 1846 entzog er dem allgemein verhassten und verwünschten Minister Abel auch die Leitung des Kirchen- und Unterrichtswesens und vernichtete damit schon dessen bisherige Machtstellung überhaupt, wenn Abel auch das Portefeuille des Innern fortführte. Den scharfblickenden Ultramontanen konnte nicht entgehen, wohin der König ziele: einen klerikalen Pfeiler nach dem andern herauszubringen, bis dann der aller Macht und alles Vertrauens beraubte Abel endlich freiwillig abgehen oder gleichfalls beseitigt werden würde. So unrühmlich aber gedachten die Ultramontanen nicht von der Bühne abzutreten, vielmehr wollten sie für einen „hübschen Abgang“ sorgen. Zur Ausführung dieses Vorhabens aber bot sich eben jetzt ein sehr willkommener Anlaß.

Im Oktober 1846 war nämlich die Tänzerin Lola Montez im Münchner Hoftheater erschienen und hatte den trotz seiner sechszig Jahre noch immer schönheitstrunkenen König, gleich als er sie das erste Mal erblickte, vollständig bezaubert. Lola war 1820 in Montrose zu Schottland geboren, als außereheliche Tochter eines schottischen Offiziers Gilbert und einer Kreolin. Ihre Erscheinung vereinte so den Zauber nordischer und südländischer Schönheit. In einer Pension zu Bath erzogen, erweckte sie schon mit 17 Jahren die heiße Liebe eines englischen Lieutenant's James, den sie im nämlichen Jahre (1837) heiratete und 1838 nach Indien begleitete. Aber bereits im Herbst 1840 verließ sie ihren Gatten, kehrte nach Europa zurück und begann nun das Leben einer fahrenden Frau und spanischen Tänzerin. In Paris schon legte sie den ehrbaren Namen Mrs. James ab und nannte sich Lola oder Dolores Montez. Dann machte sie als



Verkleinertes Faksimile des Stiches von F. Forster. Originalgemälde von J. Stieler.



abenteuernde Tänzerin und Buhlerin einen großen Teil von Europa unsicher. Überall, von der Seine bis zur Spree und Neva bezeichneten heftige Konflikte mit der Polizei, Duelle hitziger Lebemänner, der Ruin des Friedens und Ver-



Lola Montez. Nach Julien.

mögens achtbarer Familien die Spuren ihrer Anwesenheit. Auch zu fürstlichen Personen, wie zu dem Herrscher von Neuß, der „seit 42 Jahren auf seinem Prinzip herumgeritten hatte“, trat sie in intime Beziehungen. Doch endeten

ihre Gastrollen fast in allen Städten des europäischen Festlandes mit ihrer polizeilichen Abschiebung.

Das alles hinderte den König nicht, der spanischen Abenteuerin zu Füßen zu sinken. „Es war wirklich, als ob sie Mir einen Minnetrank gereicht hätte“, sagte er später entschuldigend. Wie sinnverwirrt stand der Sechsziger in der Welt, als wisse er nichts mehr von dieser, von Gemahlin und Kindern, von persönlicher Ehre und königlicher Würde. Vielmehr besang der alternde Cäsar, der kam, sah und besiegt war, ganz ungescheut das fahrende Weib in seinen partizipienreichen, hinkenden Versen, voll erstaunlichsten Inhalts, die das klatschjüchtige München von Hand zu Hand lachend weiter gab. Ja, durch ganz Deutschland machten sie die Runde. Diese Erzeugnisse der wittelsbachischen Muse verfuhrten gewissermaßen chronologisch. Sie offenbarten zunächst, daß des königlichen Sängers jugendliches Herz beim Eintreffen Lolas in München glücklicherweise gerade unbefehlt gewesen sei. Ferner erfuhr die Welt in Versen, die Ludwig für Distichen hielt, daß er erst jetzt erfahren, was Liebe heißt, und daß das Leben Wert für ihn habe. Denn da sang er „auf Lolita“:

Tropfen der Seligkeit und ein Meer von bitteren Leiden
Die Italienerin gab — Seligkeit, Seligkeit nur
Läßest Du mich entzückend, begeistert, beständig empfinden,
In der Spanierin fand Liebe und Leben ich nur.

Von demselben Werte ein anderes Kunstwerk: „Der Dichter, L. M. betreffend“: „Das Gewölke ist vergangen, und die Luft ist wieder blau;“ ebenso ein Drittes, überschrieben „L. M.“: „Wonnemeer die Seelen trinken, tönt zur Zither Dein Gesang“. Ja, in diesem Schafe königlicher Lieder, findet sich sogar eine Perle mit der Aufschrift: „Lolas Busen“.

Daß gleichzeitig ein ganzer Schwarm junger und alter Wüstlinge begehrlieh an die gefällige Schöne sich herandrängte, verminderte die Gunst des Königs keinen Augenblick. Ja, als der alte Verehrer Ludwigs, der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau, mit edlem Freimuth dem geliebten Fürsten das europäische Ärgernis dieses Verhältnisses vorhielt, beteuerte Ludwig, daß seine Liebe zu Lola rein sei, ließ diese Antwort sogar allen bayerischen Bischöfen zusenden. Der preussische Minister Canitz aber erwiderte, als ihm der bayerische Gesandte dieselbe Versicherung gab, mit kühler Offenheit: „Das wäre vollends Narrheit!“

Die Ultramontanen, denen schon vor Beginn dieses Liebeshandels mit Recht um die Fortdauer ihrer Herrschaft bangte, hatten den zahlreichen früheren galanten Abenteuern des Königs mit der Lizius, der Dahn, der Bespermann, der Späth u. s. w. mit Seelenruhe zugesehen und niemals die Stimme sittlicher Entrüstung erhoben. Jene Verhältnisse waren auch weder besser noch anstößiger gewesen, als das jetzige zu Lola. Aber die spanische Tänzerin unterschied sich dadurch sehr unvorteilhaft von ihren Vorgängerinnen in der Liebesgunst des Königs, daß sie kein Hehl daraus machte, sie wolle durch die Liebe des Königs

auch politische Macht erlangen, auch herrschen. Keineswegs nach irgendwelchen Grundsätzen, denn diese alle, gute wie böse, waren ihr völlig unbekannt.

Aber das Eine erkannte die schlaue Courtisane genau: daß die bisherige Herrschaft der Ultramontanen nur noch von kurzem Bestand sein werde. Und so war sie denn entschlossen, keinesfalls mit dieser Partei sich in irgend ein Verständnis einzulassen. Ja, sie geberdete sich schon jetzt als die neue bayerische Esther, die das auserwählte Volk von knechtischem Druck erlösen und seine



Ludwig I. und Lola Montez. Karikatur aus dem Jahre 1848.

Feinde sieben Ellen hoch aufhängen würde. Sobald Lola aber diese scharfe Parteilstellung genommen hatte, brachte auch die außerbayerische Klerikale Presse Tag für Tag die häßlichsten Schmutzgeschichten vom Münchener Hofe, und die radikale Presse druckte alles mit grinsender Schadenfreude nach. „Lolita ward Groß=Wezir“, hieß es da u. a., „oder, was das Wort im Deutschen bedeutet, Groß=Lastträger des Reiches und seines Gebieters. Eine Masse Fliegen und

anderes Ungeziefer ward angezogen. Alle anderen Geschwister Flöhe wurden sehr mächtig.“

Da die bayerische Censur alle diese Bosheiten im Inland unterdrückte, so erfuhr Lola wohl wenig davon. Aber von ihrer Macht und „Stellung“ wollte sie jetzt ein Zeugnis vom König haben und verlangte daher von ihm kurzweg ihre Erhebung in den Grafenstand, was Ludwig auch unbedacht genug versprach. Jeden Inländer hätte der König auch ohne weiteres grafen können; die Spanierin Lola aber mußte vor Erwerbung der Grafenkrone unbedingt erst die bayerische Staatsangehörigkeit erlangen, und diese erforderte zunächst die Befragung des Staatsrats, sodann aber die Unterschrift des Hausministers. Der Staatsrat, der nur ein unmaßgebliches Gutachten zu erstatten hatte, wagte abzuraten. Der Hausminister Graf Bray war auf langem Urlaub abwesend. So bemächtigten sich denn die übrigen Minister ganz unbefugt der Sache, auf Antrieb Abels, der klar erkannte, jetzt sei die rechte Stunde und Gelegenheit gekommen, da er in der schönen Beleuchtung eines entrüsteten und schmerzlich gekränkten Tugendhelden seinen längst unvermeidlichen Abschied nehmen könne.

Statt daß die Minister nun dem Könige in angemessener Bescheidenheit vorstellten, die Standeserhöhung Lolas würde allgemeines Argernis bieten und auch die Minister, die dazu mitwirkten, schädigen, überreichten sie ihm am 11. Februar 1847 eine von Abel verfaßte umfangliche Denkschrift*), in welcher sie, unter der Maske unterwürdigster Hingebung an den König, diesen dreist und roh abkanzeln. Die Minister wagten sogar die offene Unwahrheit, daß auch „die bewaffnete Macht“ unter „der Rückwirkung dessen, was vorgeht“ in ihrer Treue wankend werde, sie drohten „mit gebrochenen Herzen“ mit dem nächsten Landtag: „Unberechenbar sind die Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie unter solchen Eindrücken gepflogen werden“, und baten schließlich um Entlassung von ihren Ämtern, wenn „ihr heißes Flehen“ nicht erhört werden sollte.

Diese Denkschrift war schon nach wenigen Tagen in Jedermanns Händen und wirkte nun natürlich so, wie die Klerikalen wünschten, d. h. wie die schlimmste demagogische Brandschrift. Graf Canitz urteilte darüber sehr richtig: Abel wolle den unvermeidlichen Rückzug mit allen kriegerischen Ehren antreten. Am bayerischen Königshofe aber blieb diese in der Geschichte monarchischer Staaten beispiellose Überhebung der Ultramontanen für immer, bis zum heutigen Tage, der klerikalen Partei unvergessen. Am 16. Februar entließ König Ludwig sämtliche Minister in Ungnaden. Am Abend erschien er im lockeren Kreise Lolas aufgeregt, aber

*) Im Wortlaut mitgeteilt in der „Gegenwart“ I. Band, in der an Details sehr reichen Abhandlung „Baiern und sein König Ludwig“ S. 183/202, Leipzig, Brockhaus, 1848. Bei Treitschke a. a. D. Bd. V, S. 653 sind nur einige Sätze der Denkschrift wiedergegeben. Beiden Darstellungen (Treitschke noch S. 305/325 u. S. 647/662) ist der Verfasser vorzugsweise gefolgt. Das Werk „die deutsche Revolution“ von W. Zimmermann ist dagegen nur mit großer Vorsicht benützt worden.

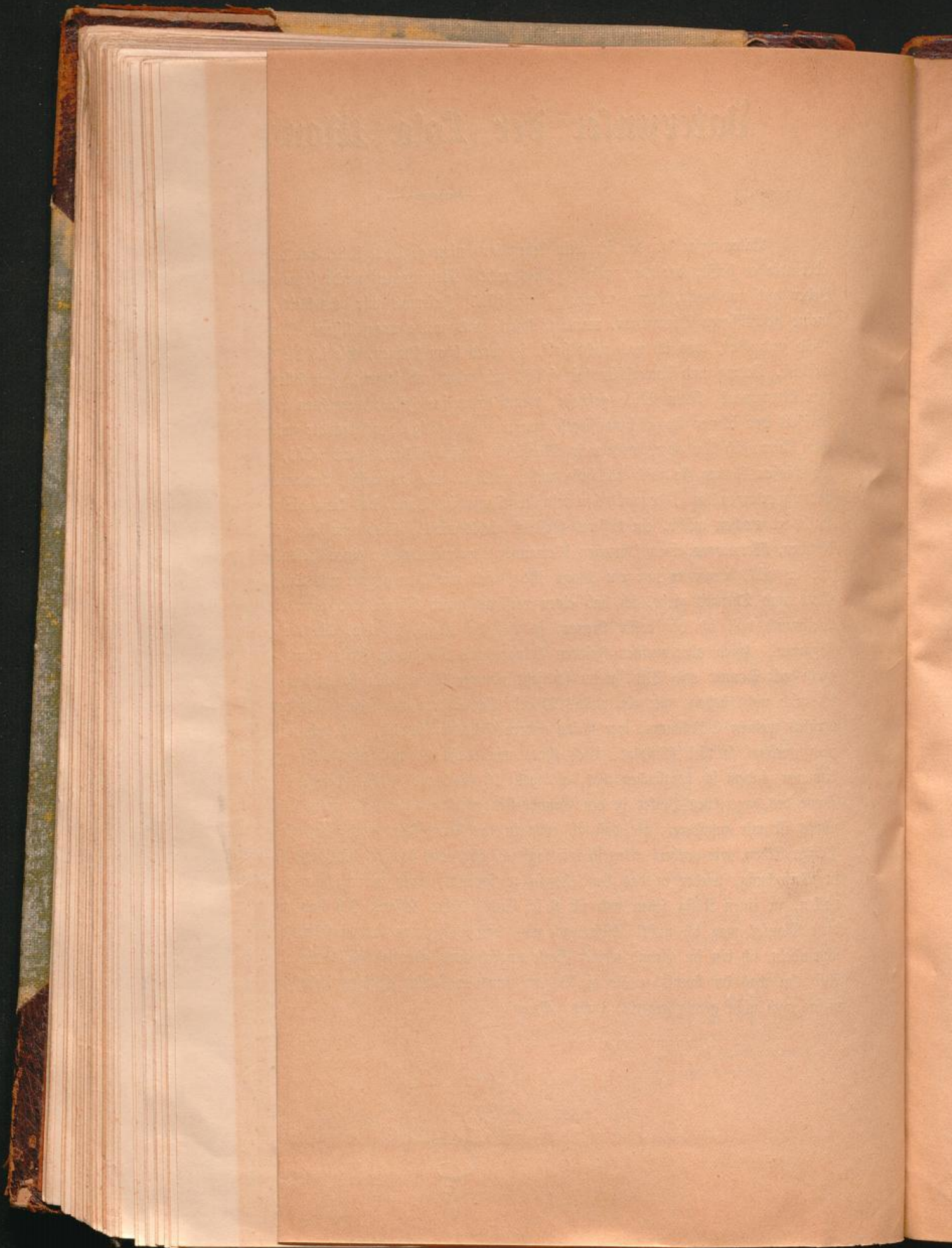
Vater

Vater unser, a
oder wie er heißt, der
Jeder gut und recht,
meine geschliffenen Dia
Geld und Gut, was i
an List, Betrug und U
vervollkommen! Dein
Freiheit den blauen Te
thun kann, ich thu ab
todtschießen können sie
Ladung ertragen kann,
Halbpart machen willst,
blonden, übermorgen ein
wie er will, wenn er
Guts und Theures gie
Weibrauch will ich dir
Cigarren! Gib aber
drein mit Donner und
ich mich nicht hegen, r
vergieb meinen Schuldn
noch zweimal so viel si
dummen, indem ich der
Treue des bayerischen V
nichts ist mir zuwideren
Herzen lieben, wie vorh
in Versuchung, wieder
packen, in einen Käfig
diese Manier mag ich
schwindeln, ich bin im
Also thu was du kann
meine noch nicht genug

Vaterunser der Cola Montez selber.

Vater unser, an den ich mein Leben lang nicht geglaubt habe, der du bist in einem gewissen Himmel oder wie er heißt, der Ort, mir ist Alles recht. Meinetwegen werde sogar geheiligt dein Name, mir ist ja Jeder gut und recht, wenn er nur zu mir hält! Zukomme mir dein Reich, wenn darunter verstanden sind meine geschliffenen Diamanten, meine Geldsäcke und meine ungeschliffenen Aemannen. Gern laß ich all das Geld und Gut, was ich noch nicht hab', ich werd schon schauen, wie ich die Andern draußen ausfäcke, denn an List, Betrug und Unverschämtheit fehlt's mir nicht und ich will gern Alles anwenden, mich darin noch zu vervollkommen! Dein Wille geschehe, wenn du meine Feinde vernichten willst, wenn du ihnen statt der Freiheit den blauen Teufel hinausschickst, wenn du sie glütigst durcheinander zwiebeln willst, da ich's nicht mehr thun kann, ich thu aber gewiß mein Möglichstes, sei versichert, glaub mir's, an mir solls nicht fehlen. Und todt-schießen können sie mich vorläufig nicht, weil ich wie du weißt, verdammt kugelfest bin und eine kuriose Ladung ertragen kann, denn ich bin mit dem Teufel im Bund, das kann dir nicht unbekannt sein! Wenn du Halbpart machen willst, ein besseres Geschäft giebt's nicht! Gieb mir heute einen braunen und morgen einen blonden, übermorgen einen schwarzen Aemannen oder meinetwegen einen Heiducken, mir ist jeder recht, heißt er wie er will, wenn er nur ein Mann ist! Gieb mir Champagner und Trüffelpasteten, Zasan und was es Guts und Theures giebt, ich hab einen verflucht guten Magen und kann viel Speis und Trank vertragen, Weibrauch will ich dir dafür streuen, so viel du magst, ich blas dir den ganzen Himmel voll spanischer Cigarren! Gieb aber meinen Feinden Hunger und Noth oder hartes Brod, was brauchen sie mehr, schlag drein mit Donner und Bliß, wenn ich jetzt nimmer selber drein hauen kann mit Fäusten, denn umsonst laß ich mich nicht heßen, wie ein wildes Thier! Vergib mir alle meine Schulden, in dem Maaß, wie ich nicht vergieb meinen Schuldnern, wer meine andern Schulden bezahlt, das geht mich nicht an, ich wollt' ich wär noch zweimal so viel schuldig! Weh thuts mir, daß ichs noch nicht dahin gebracht habe, dieß Volk zu verdummen, indem ich dergleichen that, als wollt ich Licht und Freiheit bringen! Vergieb mir, daß ich nicht die Treue des bayerischen Volkes in den Grundvesten erschüttert habe, für mein Leben gern hätt' ichs gethan, denn nichts ist mir zuwiderer, als daß ich etwa in der Ferne sehen muß, daß sie ihren König wieder aus vollem Herzen lieben, wie vorher! Verzeih mir sag' ich, hätt' ichs können, hätt' ichs früher gethan! Führe mich nicht in Versuchung, wieder in das Land herein zu kommen, denn wenn ich auch kugelfest bin, sie könnten mich packen, in einen Käfig setzen und für 6 kr. Entrée sehen lassen! Ich hab mich stets gern gezeigt, aber auf diese Manier mag ich nicht! Also mach nun, daß ich jetzt gut davon fahr, denn mir fangt an, verteuftelt zu schwindeln, ich bin im Grund meiner Seele unverschämt; aber jetzt fällt mir die Courage doch in die Hofe. — Also thu was du kannst, erlöse die Bayern nur von keinem einzigen Uebel, ich kümmere mich jetzt nur um meine noch nicht genug gegerbte Haut. Amen!

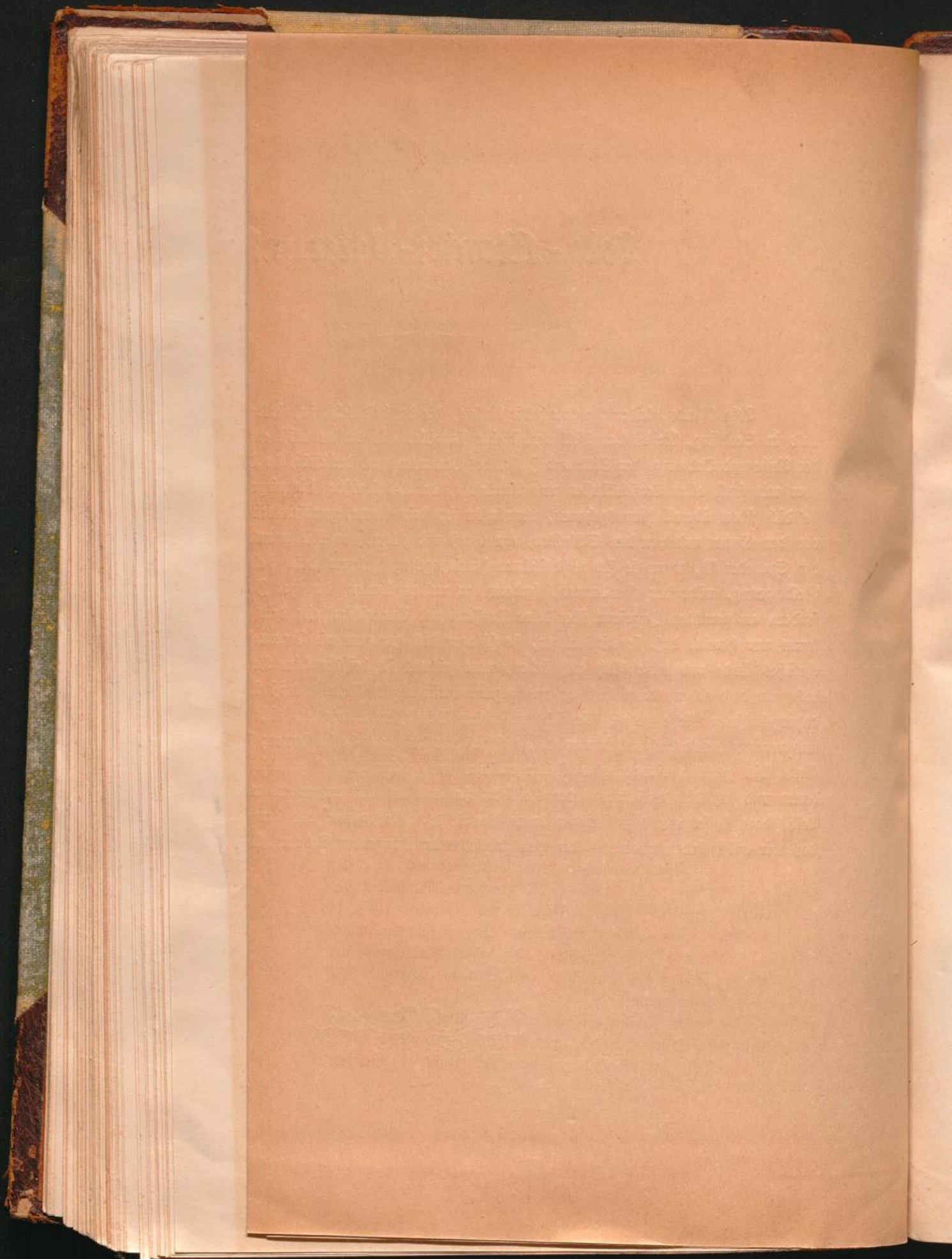




Lola Mont
bald in Sendling,
der Ruhe und Ordn
aber mit sonst allei
ste dich schon über
von den Guten und
der Sp. oder B., r
Geld genug, nicht
sondern an gerechte
komm nur herein,
eheliches Ende und
dich nur bald sehe
dahergelaufenen Me
und verachten, und
Gut, kein gestickter
komm und laß die
Leib, dazu hoffet
daß wir erlöst sind

Cola-Montez-Vaterunser.

Cola Montez, leider Gott noch die Unzere, die du bald lebst in, bald um München, bald in China, bald in Siedling, die du das Volk nennst eine Canaille, und die du selbst eine Canaille bist, du Verpesterin der Ruhe und Ordnung, der Sitte und Zucht, des Vertrauens und der Liebe, du Teufel ohne Hörner und Schweif, aber mit sonst allen Teufelskünsten und Attributen, du Babylonische, die nirgends fast mehr leben kann, weil sie dich schon überall hinausgehauen, verwünscht sey dein Name, zerrissen dein Adelsbrief, verdammt bist du von den Guten und von den Schlechten, von Groß und Klein, von Nieder und Hoch! Zukomme dein Häufel der Sp. oder B., wenn sie sich nicht schämen hineinzugehen, zukomm' dein Geld nicht den Großen, die haben Geld genug, nicht den Gendarmen, sondern den rechten Armen, die ihre Zähne ausbeißen, nicht an Brod, sondern an gerechtem Ingrimm über deine Prasserei und Unverschämtheit; dein Wille geschehe, du sollst herein, komm nur herein, daß sie dich kriegen, sie schlagen dich gar gern mit Tremmeln todt, denn du verdienst kein ehrliches Ende und keine Ruh auf Erden, vom Himmel ist bei dir keine Rede! Friß und schwelg und laß dich nur bald sehen, dann hast du uns gegeben unser täglich Brod, als ist Auslauf und Spektakel um einer dahergelaufenen Wehe wegen. Bergieb uns unsere Schuld, wenn wir dich nicht genug noch durchgewalft haben und verachten, und haß uns nur wieder, auf daß wir dich recht hassen lernen; kein Versprechen, kein Geld und Gut, kein gestickter Kragen und Orden verführt uns, deine Parthei zu nehmen, mach dir also keine Müß', komm und laß dich massakriren oder bleib draußen und laß dich wo anders todt schlagen, aber bleib uns vom Leib, dazu hoffet man's zu bringen durch Gewalt der Pflastersteine und dem festen Willen der Stände, auf daß wir erlöst sind von dir und der Pest und allen dranhängenden Uebeln. Amen.



heiter und rief: „Alle meine Minister habe ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern“. In einem alsbald veröffentlichten Sonette sang er:

„Ihr die Ihr knechten mich gewollt, erzittert!
Ich preis' es, das entscheidende Ereignis,
Das Eure Macht auf ewig hat zernichtet.“

Erst infolge dieser thörichten Denkschrift gewann die Spanierin wirklich politische Macht; denn in jener Schrift hatten die Ultramontanen ihre unerfättliche Herrschsucht verraten, vor der Lola den König bisher vergebens gewarnt hatte.

Eine unbedachte Reizung brachte die Erbitterung des Königs gegen die gestürzte Partei vollends zum Übersäumen. Der streng katholisch-klerikale, aber freimütige Münchener Professor der griechischen Mythologie, Lasaulz, — später Mitglied des Frankfurter Parlaments — beantragte im Senat der Universität, den entlassenen Ministern für ihre Verteidigung der Sittlichkeit, Dank und Anerkennung auszusprechen. Noch ehe bei dem starken Widerspruch der Meinungen ein Beschluß gefaßt war, hatte der König von dem Vorhaben erfahren, und sofort am 1. März entließ er Lasaulz. Die Studenten zogen vor das Haus des geliebten Lehrers, um Abschied von ihm zu nehmen, und brachten ihm ein stürmisches Hoch. Dann aber strömten sie nach der fürstlichen Villa Volas an der Baverstraße, zischten, grunzten und riefen: Pareas, Du H —, pareas, Du H —! Das spanische Weib, solchen Skandals sich erfreuend, erhob sich von der Tafel, schritt mit einigen ihrer Gesellen — königlichen Leutnants! — an das Fenster und verhöhnte Studenten und Volk in unerhört frecher Weise. Die Straße, wo das „königliche Mensch“ wohnte, wurde nun militärisch abgesperrt, und Volas Haus durch zahlreiche Polizeimannschaften gegen weitere Unbilden gesichert. Die Menge aber wich nicht von dem Hause, aus der Straße. Sie sah den König von dem Schloß her in Volas Haus eintreten und schwieg dabei. Als er aber nach etwa einer Stunde, bei einbrechender Nacht, nach dem Schlosse zurückschritt, wurde er mit dem vielstimmigen Rufe: „H . . . Majestät“ empfangen und mit anderen gröblichen Schimpfreden und Verwünschungen überschüttet. Da kannte des Königs Zorn keine Grenzen mehr. In der irrigen Meinung, die Skandalsscene sei von den Ultramontanen angezettelt, entließ und verjagte er alsbald neun klerikale Münchener Professoren, darunter die später noch oft genannten Döllinger und Sepp — die gleichfalls Mitglieder des Frankfurter Parlaments wurden. Dann verlebte er den Sommer mit Lola glücklich auf dem altfuldaischen Schlosse Brückenau. In der ganzen außer-bayerischen Presse aber wurde dieses Verhältnis mit behaglichster Freude am Schmutz fortwährend besprochen und Bayern in zwei Parteien eingeteilt: Die Ultramontanen und die Volamontanen.

An die Spitze des neuen Ministeriums stellte er den Pfälzer Maurer — den ersten protestantischen Minister Bayerns, einen Gespielen seiner Kinderjahre, der aus tiefem Pflichtgefühl, mit redlichstem Willen und großer Arbeitskraft

das dornenvolle Amt übernahm und führte. Freilich mußte Maurer die Urkunde unterzeichnen, welche der spanischen Tänzerin die bayrische Staatsangehörigkeit verlieh, worauf der König die Geliebte zur Gräfin Landsfeld erhob. Maurer hielt sich aber durchaus fern von ihr, verweigerte ihr — wie die ganze vornehme und anständige Gesellschaft Münchens — jeden geselligen Verkehr und namentlich jeden Einfluß auf die Staatsgeschäfte, die er in mancherlei Reformen, wie auch vor dem vom Oktober bis Ende November 1847 tagenden Landtag, eifrig und geschickt betrieb. Seine Unnahbarkeit für Lola aber war der Grund seines Sturzes. Denn seit ihrer Rückkehr aus Brückenau geberdete sie sich frech als Herrscherin und durchfuhr die Straßen Münchens in Wagen von königlicher Pracht.

Am 1. Dezember 1847 mußte Maurer der Tänzerin weichen, und der König berief eine neue Regierung, die der Volksmund sofort zutreffend das „Lola-Ministerium“ nannte. An dessen Spitze wurde der je nach Bedarf in allen Farben schillernde Fürst Dettingen-Wallerstein gestellt, der durch seine ungeheure Schuldenlast eigentlich schon zum Abenteuerer herabgesunken war. Allgemeines Entsetzen erregte aber vollends die Ernennung des Staatsrats Berks zum Minister, da dieser ursprüngliche Dozent der Geschichte in Würzburg sich zu Anfang der dreißiger Jahre durch gemeine Spionendienste in die Regierung aufgeschwungen und die Niedrigkeit seiner Gesinnung seither in wachsendem Maße offenbart hatte, namentlich auch dadurch, daß er sich seit Lolas Aufsteigen zu ihrem Reisebegleiter herabwürdigte. Außerdem besaß er nur Talent für leichtes und freches Geschwätz. Täglich sahen nun die Münchener die Gräfin Lola nach des Ministers Berks Amtssitz fahren, wo sie dann stundenlang verweilte. Durch die Ernennung und Wirksamkeit dieses verächtlichen Ministeriums erhielt die Gärung der bayrischen Hauptstadt ein ganz anderes Gepräge. Nicht mehr Parteihaß, sondern wachsender Ekel war die vorherrschende Empfindung. Schließlich waren alle, als Menschen, nicht als Parteileute, im innersten empört. Denn immer tiefer geriet der König in die Neze der fremden Abenteuerin, deren dummdreister Größenwahn es immer toller trieb. Schon als die ersten Anzeichen ihrer politischen Alleinherrschaft hervortraten, schrieb der preußische Minister Canitz: „Es haben mehrere Könige mit Tänzerinnen gelebt; das ist nicht lobenswert, doch ist möglich dabei zu bestehen, wenn die Geschichte in gehörigen Schranken bleibt. Aber diese Verknüpfung von Regierungssystem und Verliebtheit in eine vagabundierende Grazie, das ist eine neue Erscheinung; und damit zu bestehen ist ebenso unmöglich wie mit Sonetten in heutiger Zeit zu regieren. Der Würde des Königtums geschieht unberechenbar größerer Schaden durch solchen Unfug als durch allen den, welchen die Demagogen anzetteln.“ In der That erhob jetzt ganz München, ja ganz Bayern den Ruf: „Das Weib muß fort!“ Der König aber hatte schon bei dem Auslauf vom 1. März 1847 in zorniger Selbstherrlichkeit gesprochen: „Von Lola laß ich

nicht; ich lasse nicht von diesem edeln herrlichen Wesen, mein Königtum für Lola!" Jetzt nahte die Stunde, die den verblendeten stolzen Herrscher an jenes Wort gemahnte und gebieterisch die Entscheidung forderte.

Abermals unternahm die Münchener Universität den Vortritt in der neuen Bewegung. Gräfin Lola hatte sich etwa anderthalb Duzend schöne und kräftige Studenten zu ihrer Leibschar erwählt, mit denen sie alle Freuden ihrer Tage teilte. Diese Leibhusaren der Spanierin erlangten nun durch des Königs Fürwort das Recht, ein neues Korps „Allemania“ zu bilden, das seine Kneipe im Hinterhause der gräflichen Villa an der Barerstraße einrichtete, um der Gönnerin immer hold und gewärtig zu sein. Dieser sittenlose Auswurf der akademischen Bürgerschaft zog nicht nur stolz und herausfordernd der Gräfin zur Seite in den Straßen und Kaffeehäusern, er ließ die rote Korpsmütze der Allemannen nun auch in den sonst nie betretenen Hörsälen prahlerisch aufleuchten. Sowie ein solcher Bursche aber hier auftauchte, begann ein betäubendes Zischen, Pfeifen und Lärmen aller übrigen, die sodann männiglich aus dem Saal stürzten und die Allemannen allein darin zurückließen. Während nun schon die gesamte Münchener Studentenschaft einmütig erklärte, daß sie die Schmarotzer und Zuhälter der Gräfin Lola nicht länger unter sich dulden werde, besaß Minister Berks die Stirn, auf einem Kommerse der Allemannen diese Lolabande als Muster des Fleißes, der Humanität und Sittlichkeit gegenüber der Verderbtheit der übrigen zu preisen! Diese Frechheit brachte den Zornmut der akademischen Jugend zum Überlaufen. Selbst der allgemein verehrte neue Rektor Thiersch vermochte sie nicht mehr zu bändigen.

Ein tragisches Ereignis sollte den ersten Anlaß zum Ausbruch des in allen Schichten der Bevölkerung seit langem angesammelten empörten Unwillens geben. Am 29. Januar 1848 war Professor Görres gestorben, der gewaltige, aus Preußen ausgetriebene einstige Leiter des „Rheinischen Merkur“. Deshalb wurde der Tote, der im Leben, immer aus ehrlicher Überzeugung, den weiten Abstand vom Jakobiner bis zum Ultramontanen durchlaufen hatte, jetzt in München auch einmütig als unbeugsamer Gegner der reaktionären preussischen Regierung wie des verachteten Lolaministeriums verherrlicht, und sein Leichenbegängnis ward daher zu einer gewaltigen Kundgebung gegen das neue Regiment ausersehen, die jedoch durch mannigfache plumpe Eingriffe der von Lola ganz abhängigen Polizei und Gendarmerie gestört wurde. Dadurch wurden die Teilnehmer, namentlich die Bürger und Studenten, noch mehr gereizt.

Für weitere Erbitterung sorgte Lola, indem sie ihre Allemannen dazu anstiftete, den übrigen Studenten, unter dem Schutze der Lola-Polizei, noch frecher als bisher entgegenzutreten. Darauf stellte sich die ganze Bürgerschaft Münchens an die Seite der über diese Frechheit empörten Studenten und sammelte sich am 7. und 9. Februar vor der Universität, um Lola's Günstlingen ein empfindliches bayrisches Haberfeldtreiben zu bereiten. Als die Allemannen mit den ihnen

feindlichen Kommitonen am 9. Februar handgemein wurden, stach der Alemannen-Senior, Graf Hirschberg, nach spanischer Art, mit einem Dolche um sich, ohne jedoch zu treffen. Er wurde von der Polizei überwältigt, jedoch entlassen, ja auf seiner Flucht geschützt, obwohl die tobenden Volksmassen mit Recht verlangten, daß Hirschberg wegen versuchten Totschlags in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert werden müsse. Während die Massen mit diesem Anliegen die Polizei bestürmten, hatte Lola für ihre jungen alemannischen Freunde Unheil gewittert, war vor das Polizeigebäude gefahren, und erschien nun plötzlich zu Fuß in den Arkaden des Hofgartens. Wildes Geheul empfing sie, Kot und Steine wurden nach ihr geschleudert, dann preßte die wütende Menge sie so fest gegen ein Eisengitter, daß ihr Leben in Gefahr schwebte. Nur mit Mühe konnte sie sich in die nahe Theatinerkirche retten.

Der König brauste in wildestem Zorn auf. Die Herrscherin Lola hatte schon einige Tage zuvor erklärt: „Ich werde die Universität schließen lassen; ich mag sie überhaupt nicht hier haben, sie muß nach einem andern Ort verlegt werden.“ Jetzt verfügte der grimmige König in der That noch am nämlichen 9. Februar die sofortige Schließung der Universität bis zum Winter und die sofortige Abreise oder Wegschaffung aller Studenten, die nicht Münchener waren. Kein Wunder, daß dieser thörichte Befehl die Bürger ungemein erbitterte und erregte, da sehr viele derselben von den Studenten und Professoren lebten; nicht minder erbittert aber wurden die akademischen Kreise, namentlich die mit Ausweisung bedrohten Studenten, denen meist die Mittel fehlten, ihren Münchener Gläubigern plötzlich gerecht zu werden und gar noch die Reise in die Heimat zu bestreiten. Auch glaubten die Münchener, die königliche Verordnung sei nur der Vorläufer für die dauernde Verlegung der Universität nach Landshut, wo sie früher gewesen war.

So sammelten sich denn am 10. Februar Tausende erregter Bürger auf und vor dem Rathause und erlangten mühelos vom Magistrat den Beschluß, daß dieser sofort eine Abordnung an den König sende, um ihn zur Rücknahme der Verordnung zu bewegen. Unterdessen harrten die Tausende ruhig der Entscheidung, auch die Studenten, obwohl diese auch jetzt wieder von der Polizei in brutaler Weise belästigt wurden. König Ludwig aber erklärte der Abordnung des Magistrats: „Lieber würde er das Leben lassen, als eine von ihm ausgegangene Verordnung zurücknehmen.“ Als diese Ablehnung bekannt wurde, setzte sich ein gewaltiger Zug von Bürgern und Studenten gegen das Schloß in Bewegung, in drohender Haltung; und nun ließ der eingeschü-



Bürgerwehr auf dem Exercierplatz, 1848.
Arrechts um!
Faksimile aus den „Fliegenden Blättern“, 1848.

terte König, besonders auf Zureden des Prinzen und der Prinzessin Luitpold, noch vor Abend durch den Minister Berks verkünden: die Universität werde nach Oftern wieder eröffnet werden.

Das genügte aber schon nicht mehr. Die Studenten, ermutigt durch den Beistand der Bürger und durch die Nachgiebigkeit des Königs, erklärten: sie würden München keinesfalls freiwillig verlassen; nur mit Wassengewalt könne man sie vertreiben. Wilde Gerüchte durchschwirrten die Stadt; neue Unthaten der Polizei und Gendarmerie wurden erzählt und geglaubt: zahlreiche Truppen seien von auswärts gegen München im Anmarsch, da die Münchener Besatzung bisher sich zu bürgerfreundlich erwiesen habe u. s. w. So sammelten sich denn schon am frühen Morgen des 11. Februar abermals Tausende vor und auf dem Rathause. Die Stimmung war bei weitem erhitzter, als am Vortage, und man war zu den ernstlichsten Maßregeln entschlossen. Die Universität müsse sofort wieder eröffnet, und die Gräfin Landsfeld, als die Ursache aller Zwietracht und alles Unheils, sofort aus München und ganz Bayern entfernt werden. Sollte der König das verweigern, so drohten die Massen, unter Waffen zu treten, Sturm zu läuten und Lola mit Gewalt zu vertreiben. Auch zu diesem äußersten fühlte sich die Mehrzahl stark genug, da die Bürgerschaft Augsburgs versprochen hatte, in großen Massen mit der Eisenbahn den Münchenern zu Hülfe zu eilen; da ferner die um den Fürsten von Leiningen versammelten Reichsräte und Edelleute die Bürger wissen ließen, diese dürften in allem auf jener Unterstützung zählen; endlich da die Offiziere der Münchener Besatzung kein Hehl daraus machten, daß sie sich durch das Lola-Regiment in ihrer militärischen Ehre gekränkt fühlten und die Entfernung der dreisten Abenteuerin ersehnten.

So begab sich denn, von Tausenden gefolgt, die Abordnung der Münchener Bürgerschaft etwa um zehn Uhr vormittags auf das Schloß, wo der König, von der gefährlichen Stimmung der Residenz unterrichtet, in unbeschreiblicher Angst, sich mit dem Staatsrat umgeben hatte und zur sofortigen Bewilligung alles Geforderten sich bereit zeigte. Denn Tapferkeit war nicht seine Tugend. „Wenn er sich nicht etwas fürchtet“, pflegte einer seiner Vertrauten zu sagen, „so ist mit dem Mann nicht auszukommen“. So erklärte denn Ludwig sofort: die Universität solle schon zu Beginn der nächsten Woche wieder eröffnet, die Alemannia aufgelöst und Lola Montez aus Bayern verbannt werden, noch heute aber München verlassen. Diese Zusagen verkündete Fürst Wallerstein im Portal des Schlosses den davor wogenden Massen. Unter wildem Freuden- geschrei wälzte sich nun die Menge nach der Barerstraße, um Lolas Abreise abzuwarten und ihr glückliche Fahrt zu wünschen. Aber kaum waren die Massen am Ziel angelangt, so slog plötzlich der Thorweg der Villa auf, und der geschlossene Wagen der Gräfin sauste in rasendem Laufe davon. Von zorniger Enttäuschung erfüllt, flutete der Pöbel dann in die Villa und begann hier alles zu zerstören. Da erschien plötzlich der König und mahnte laut: „Schonet mein Eigentum!“ Da

rührte sich keine Hand mehr, alles ward still, die Häupter entblößten sich, und als einer das Lied anstimmte: „Heil unserm König, Heil!“ fielen alle mit ein, während der König schweigend davonschritt.

Dieser Vorgang ist äußerst bezeichnend für die Stimmung des Münchener Volkes während jener Unruhen. Denn er bezeugte aufs klarste, daß die Bewegung sich keineswegs gegen das Königtum, auch nicht gegen die Person des trotz alledem geliebten Königs richtete. Deshalb trat auch sofort wieder Friede und Eintracht in München ein, sobald der wüste Spuk gebannt war, den die tolle Zauberin aufgeführt hatte. Freilich schickte sich Ludwig nur knirschend und empört in das Unvermeidliche, und keineswegs in der Meinung, daß seine Trennung von Lola immer währen sollte. Mehrfach kam sie in der That schon während der nächsten Wochen verkleidet nach München, und jedesmal sah der König sie insgeheim wieder. Als unvergeßliche Schmach empfand er, daß seine Unterthanen mit rauhem Zwang in seine innerste Herzensangelegenheit eingegriffen und dem stolzen Selbstherrscher die Verbannung Lolas abgetrogt hatten. Keinesfalls wollte er weitere Zugeständnisse machen, wie den Rücktritt des Ministers Berks, oder Selbstverwaltung und unbeschränkte Öffentlichkeit in den Gemeindeangelegenheiten zusagen, die jetzt von neuen Bürgeransammlungen gefordert wurden. Auch der Eindruck der Pariser Februarrevolution ermunterte ihn keineswegs zu weiterer Nachgiebigkeit.

Selbst den Vorstellungen des Adels, den elenden Berks zu entlassen, verschloß der König hartnäckig sein Ohr. Denn er zürnte den Edelleuten bitter ob ihres Hasses gegen Lola, den Graf Arco-Valley aller Welt dadurch bekundet hatte, daß er den Armen Münchens am Tage der Vertreibung der Spanierin 5000 Gulden aus seinen Mitteln spendete. Da ermannte sich Fürst Leiningen am 1. März zu folgendem stolz-freimütigen Schreiben an den König:

„Drangvollere und für die nächste Zukunft bedrohlichere Umstände für das Königtum, und somit für unser ganzes teures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie bestanden. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte ist das Vertrauen aller Klassen Ihrer Unterthanen in Ew. Majestät auf das tiefste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverräterische Werk jener Kreaturen, welche noch jetzt zwischen Ew. Majestät und Ihr Volk sich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, wie Ministerverweser v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst Jene verraten hat, auf deren Schultern er emporgestiegen ist, Ew. Majestät noch als Ratgeber zur Seite steht. Ew. Majestät sind vollständig über die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden.“

Auch dieser mannhaften Vorstellung schenkte der König kein Gehör, ebensowenig vermochte die bemerkenswerte Thatsache seinen Troß zu erschüttern, daß der in Würzburg weilende Kronprinz Max in einem auf dem Münchener Rathause öffentlich verlesenen Schreiben die gewaltsame Bewegung des 11. Februar in den Worten gebilligt hatte: „die Entfernung der Unruhestifterin wäre eben auf keine andere Weise möglich gewesen“.

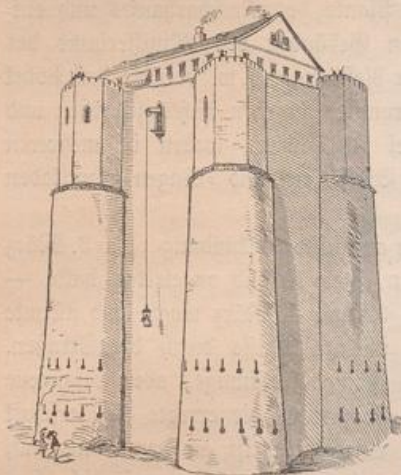
Inzwischen hatten die Pariser Februarrevolution und die Nachrichten aus Baden auch die Gärung in München wieder verstärkt, und da die Bevölkerung wußte, daß die Besatzung der Hauptstadt sich nicht gegen die Bürgerschaft kehren werde, so lange diese König und Thron nicht antaste, so bezeichnete man mit süddeutscher Gemütlichkeit und Offenheit ganz unzweideutig das Ziel des nächsten Vorhabens. Am 2. März morgens waren an vielen Häusern der Straße, die Berks bewohnte, Plakate angeheftet mit der Inschrift: „Nieder mit Berks, nieder mit dem S . . . -Minister!“ Schon am Abend desselben Tages wurde mit dieser Drohung ernst gemacht, sein Haus erstürmt und verwüstet. Er selbst rettete sich im Dunkel der Nacht über die Planke des Nachbarhauses und entfloß aus München. Auch vor und in den Gebäuden des Ministeriums des Innern, der Regierung für Oberbayern, der Residenz u. s. w. verübte der Pöbel allerlei Unfug. Vorüberziehende Militärpatrouillen schienen nichts zu sehen und zu hören. Um einen Angriff der Reiterei zu hindern, waren in mehreren Straßen das Pflaster aufgerissen und aus Bierfässern und Wagen Barrikaden errichtet worden.

Durch die Flucht von Berks — der nach amtlicher Verkündung vom 3. März morgens angeblich aus Gesundheitsrücksichten einen Urlaub angetreten hatte — war die Ruhe nicht hergestellt. Auch am 3. und 4. März wogte und stürmte eine aufgeregte, über ihr eigenes Wollen unklare Masse durch die Straßen. Die Behörden hatten den Kopf verloren. Einige freisinnige, aber besonnene Bürger, namentlich Kosipal und Reschreiter, sammelten die erregte Bürgerschaft um ein klares würdiges Ziel. Sie setzten eine Bittschrift an den König auf, die sofort Tausende von Unterschriften fand und dem Herrscher persönlich überreicht werden sollte. Auch die Studierenden verfaßten eine solche Eingabe, die in feurigeren Worten dasselbe verlangte: „Allgemeine Volksbewaffnung“, hieß es da, „freie Volksversammlungen, unbedingtes Associationsrecht, Freiheit der Gedanken durch die entfesselte Presse, Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Anklageform und Geschwornengericht, sind die mächtigen Hebel eines einigen, freien Deutschland zum Schutz und Schirm gegen West und Ost. Kein Kampf gegen die Republik Frankreich, so lange sie unsere Grenzmarken achtet; wenn nicht, ein deutscher Kampf, ohne Hülfe der Russen“.

Statt des Königs, beschied Fürst Dettingen-Wallerstein die Abordnungen mit gleichnerischer Zweideutigkeit: die Kammern seien aufgelöst, die neugewählten Vertreter des Volkes sollten am 31. Mai zusammentreten und dann die verfassungsmäßigen Wünsche „in herzliche Beratung“ nehmen. Tief enttäuscht und empört, empfingen die wogenden Volksmassen diesen Bescheid. „Die Auflösung der Stände verlange man gar nicht“, hieß es allgemein, „die jetzigen reichen aus, um über das Wohl des Vaterlandes zu beraten; sie müßten aber sofort zusammenberufen werden, denn was könne bis zum 31. Mai alles geschehen! Die Regierung wolle offenbar nur Zeit gewinnen für reaktionäre Anschläge und

Gewaltstreiche". Bei dieser erregten Stimmung des Volkes fanden die abenteuerlichsten Gerüchte ebenso leicht Glauben, wie in der Nacht zum 11. Februar. Uebermals hieß es, Militärmassen rückten von außen gegen München, zugleich aber ward auch die Mär ausgesprengt: „die Bauern der Umgegend stehen bewaffnet vor den Thoren, sie wollen die Regierung stürzen und in der Stadt fengen und brennen“.

Die verblendete Thorheit des Hofes brachte die durch solche Gerüchte ohnehin schon zur Siedehitze entflammte Erregung nun vollends zum gewaltsamen Ausbruch. Inzwischen waren nämlich sämtliche Minister, jedenfalls auch aus Gesund-



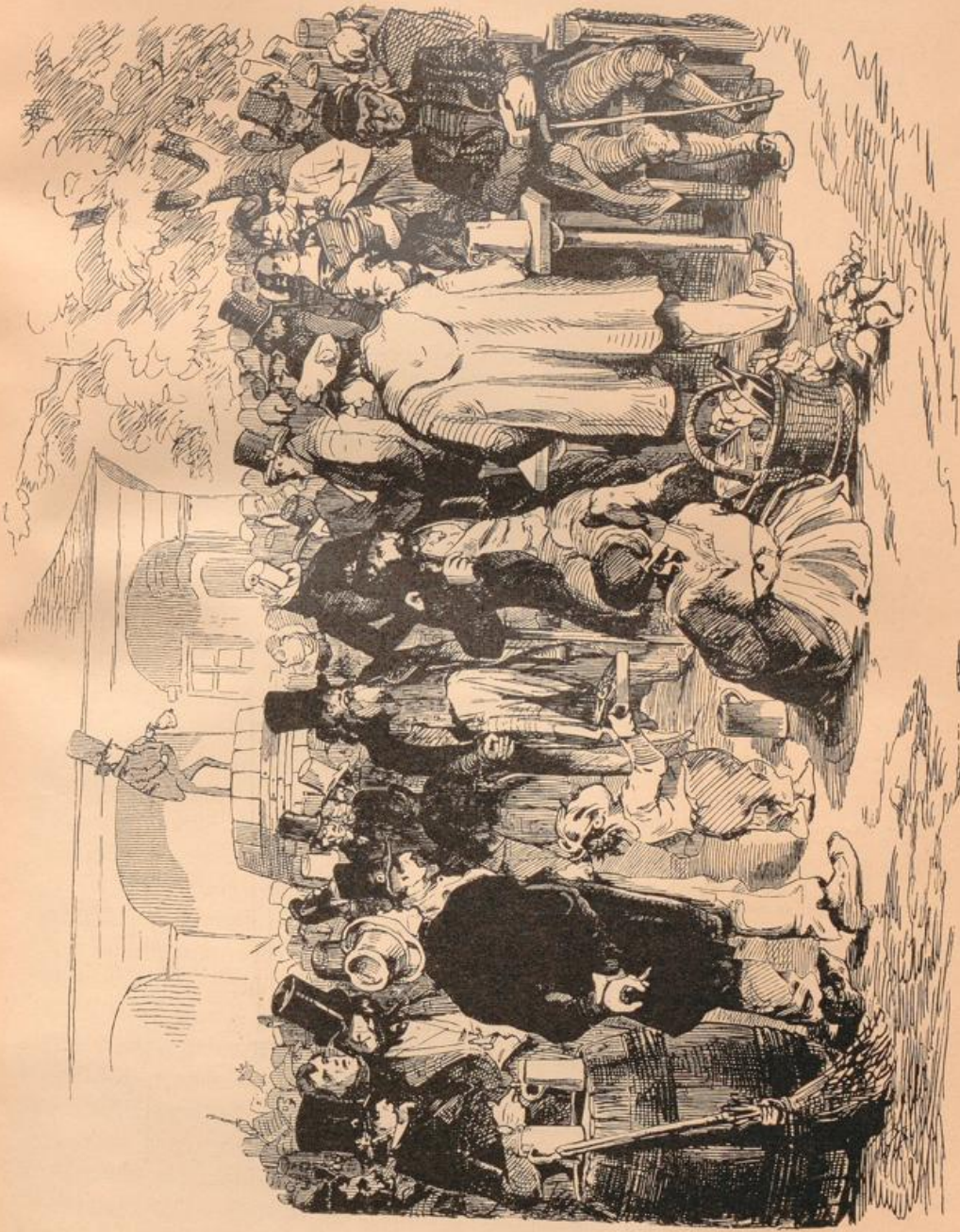
Baron Veitze und Dr. Eisele in München.

Faksimile aus den „Fliegenden Blättern“, 1848.

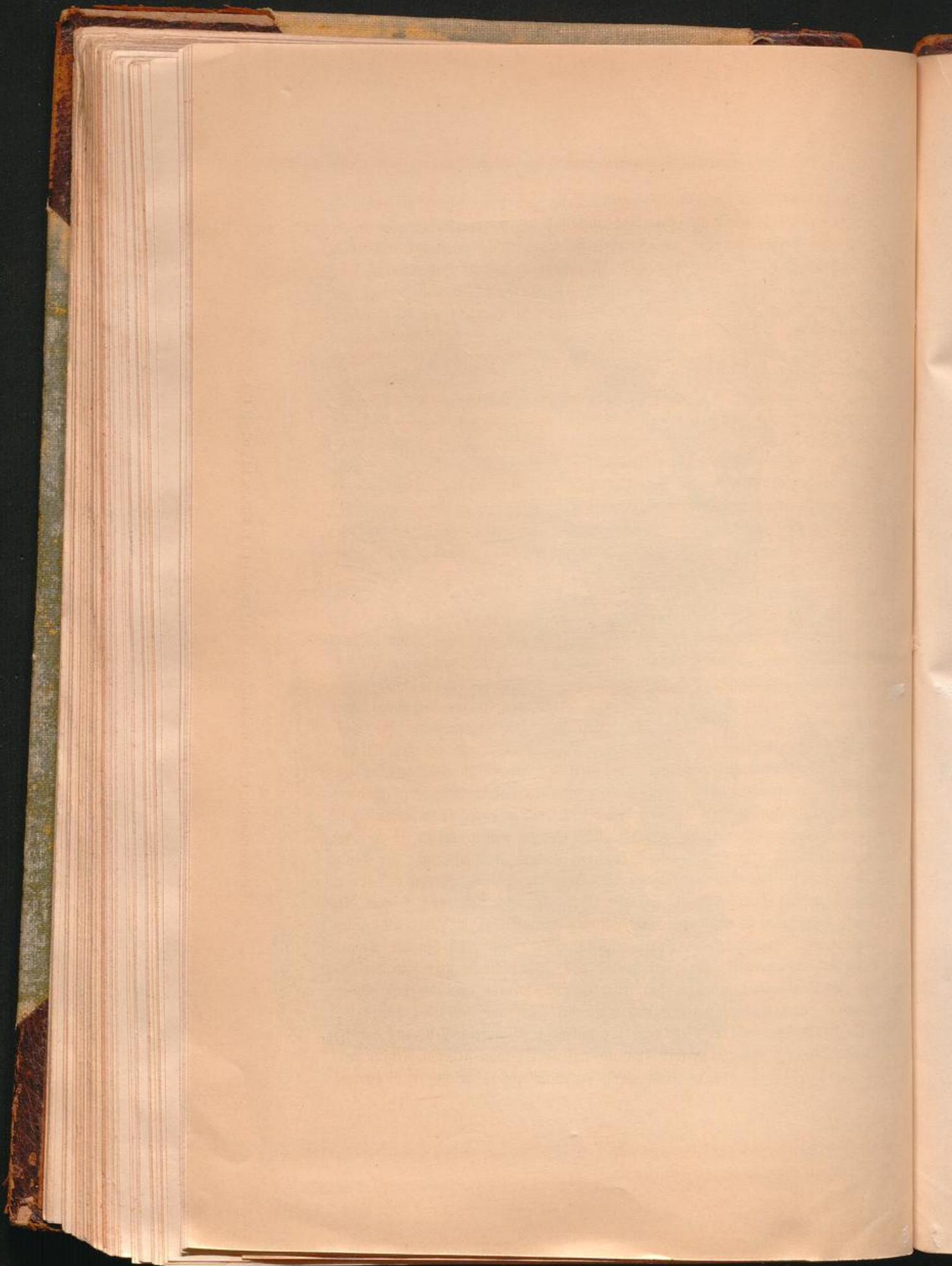
„Herr Doktor, Herr Doktor, was ist denn das für ein kurioses Haus? — Das ist gewiß eine Festung!“
— „Nein, mein lieber Freund, das ist ein modernes Bürgerhaus, wie sie jetzt gebaut werden müssen, um den Anforderungen der Zeit zu entsprechen und den Paragraph der bayerischen Verfassung: „Der Staat gewährt jedem Einwohner Sicherheit seiner Person, seines Eigenthums und seiner Rechte“ zur Wahrheit zu machen.“

bewaffnet, mit Haubajonetten, Hackbeilen, Hämmern, großen Schlosserzangen u. dergl. So bewaffnet, zog der Münchener Landsturm, etwa 4000 Mann stark, vor das Schloß. Alles war das Werk einer Stunde. Der Diktator Bayerns sank beim Anblick dieses wunderbar-grausenhaften Aufzuges in sein Nichts zurück, der König aber gab jetzt so schnell nach wie am 11. Februar. Prinz Karl sprengte vor die Massen und verpfändete sein fürstliches Ehrenwort, daß schon am 16. März die Stände zusammentreten würden. „Wir glauben's nicht“, rief es aus dem Haufen. „Ihr Bruder hat uns schon so häufig betrogen. Schwarz auf weiß wollen wir es haben“. Dies wurde in die Residenz gemeldet! Und gleich darauf kam ein Stabsoffizier mit einem Zettel: „Die Ständekammern sollen auf den 16. März einberufen werden. Ludwig“.

heitsrückichten, wie Berks, zurückgetreten, und der König hatte die gesamte Regierungsgewalt in die Hand des großsprecherischen Polsterers Fürsten Breda gelegt, der die einzige Stunde, da er Minister und Diktator Bayerns war, dazu verwendete, Generalmarsch schlagen, Kanonen im Schloßhof auffahren und das Volk mit Kartätschensalven bedrohen zu lassen. Das alles war um so sinnloser, als die Münchener Besatzung, wie schon bemerkt, keineswegs so bereit war, Bürgerblut zu vergießen. Die Folgen der Verblendung zeigten sich augenblicklich. Die Sturmglocken gaben die dumpfe und schauerliche Antwort auf Bredes Generalmarsch. Alles rief nach Waffen. Das bürgerliche Zeughaus mußte sein altes Gerät herausgeben: Ritterspieße, Flammshwerter, Morgensterne, Keulen, alte Flinten, wunderliche Säbel u. s. w. Andere hatten sich moderner



Volksversammlung auf dem Freyplatz in der Vorstadt zu München im Frühjahr 1848.



Doch das einmal erregte Mißtrauen wurde auch dadurch nicht beschwichtigt, denn die Stände besaßen nicht das Recht, von sich aus Gesetzentwürfe vorzulegen. Und welche Gesetze der König ihnen vorlegen würde, war nicht gesagt. Diese Entwürfe müßten im Sinne der Volkswünsche vom 4. März abgefaßt sein, hieß es, dazu müsse der König und die Regierung veranlaßt, da nötig gezwungen werden. Ganz offen wurde für den 6. März eine Erneuerung der Scenen vom 4. gedroht, und schon versammelten sich am 6. wieder die Anführer auf dem Rathause. Eben aber, als der Sturm losbrechen sollte, erschien ein volkstümlicher bürgerlicher Ministerialrat, Münchener von Geburt, auf dem Rathause und verlas, unter dem Jubel der großen Versammlung, eine königliche Proklamation, welche gelobte, daß den am 16. März zusammentretenden Ständen alsbald folgende Gesetzentwürfe vorgelegt werden würden: über Ministerverantwortlichkeit, vollständige Pressfreiheit, ein freisinniges Wahlgesetz, Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren mit Schwurgerichten, bessere Fürsorge für sämtliche Beamten des Staates und deren Hinterbliebene, Judenemancipation, ein neues Polizeigesetz. Außerdem wurde die sofortige Vereidung des Heeres auf die Verfassung und Aufhebung jeder Censur verfügt. Weiter versprach der König, für die Berufung einer deutschen Volksvertretung beim Bunde zu wirken, und schloß mit den Worten: „Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein“.

In der That wurden sämtliche Truppen noch am nämlichen Tage auf die Verfassung vereidet. München schwamm nun tagelang in Freude und Wonne. Allabendlich wurde die ganze Stadt beleuchtet. Aus allen Teilen Bayerns, ja Deutschlands, gelangten Glückwünsche und Dankesagen an die Münchener Bürgerschaft, daß sie durch ihre Tapferkeit ohne Blutvergießen die Freiheitsforderungen des Volkes durchgesetzt habe. Diese Freudentage des Bürgertums aber waren bittere Schmerztage für den König. Denn eben damals, in der Nacht vom 8. zum 9. März erschien Lola wieder einmal in München und hatte eine lange Unterredung mit Ludwig, der bei dieser Begegnung seine Demütigung vom 11. Februar und 6. März mit zuckendem Herzen von neuem empfand. Zudem gingen die Versprechen des 6. März weit hinaus über das, was der König mit dem Staatswohl für vereinbar hielt. Aber die Stände würden auf ihrem Schein bestehen, ja ihn sogar zwingen, seine Minister nicht nach seinem Geschmack, sondern nach ihrer sogenannten Volkstümlichkeit zu wählen. Das alles war dem Selbstherrscher, der bisher nach dem Grundsatz „Ich bin der Staat“ regiert hatte, grauenhaft, unfassbar. Aber das Fürchterlichste war ihm der Gedanke, die Kammern würden Rechenschaft von ihm fordern über die ungezählten Millionen, die er bisher bezogen und vergeudet hatte aus den Überschüssen des Staatshaushaltes, aus den Gehältern für unbefetzte Beamtenstellen, aus den im Militäretat eingestellten Ausgaben für nur auf dem Papier stehende Regimenter, endlich aus der schmachvollen Bedrückung der Schullehrer, welche die Regierung

auf Hungerlöhne gesetzt hatte, indem sie die Stiftungen, aus denen die Lehrergehälter floßen, angeblich nur zu zwei Prozent auslieh, alles aber, was in Wahrheit mehr dafür einging, zu anderen Zwecken verwendete. Die hungernden Lehrer waren genötigt, bei Kanalbauten u. s. w., Tagelöhnerdienste zu verrichten, um ihr Leben zu fristen. Der König hatte ganz recht, wenn ihm vor diesen furchtbaren Enthüllungen bangte — und aus allen diesen Gründen entschloß er sich schon vier Tage nach dem Zusammentritt der Stände, am 20. März 1848, zu seiner Abdankung, die den Zeitgenossen ganz unerklärlich erschien, und von der sogar noch Treitschke*) urteilt, daß sie „ganz ohne Not“ erfolgt sei.

Indessen verrät schon die überaus wunderliche Ansprache an die geliebten Bayern, mit welcher König Ludwig seine Abdankung kundgab, deutlich die Beweggründe zu diesem Schritte. Denn da begann er: „Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als in der Verfassungsurkunde enthaltene.“ In Wahrheit war schon die geschraubte Selbstherrlichkeit des Königs während der 23 Jahre seiner Regierung mit der bestehenden alten bayerischen Verfassung nicht vereinbar gewesen. Dann folgten aber persönliche Selbstbelobigungen, die nach einem deutschen Sprüchwort nicht angenehm dufteten und zugleich wie eine unfreiwillige Übersetzung des französischen „qui s'excuse, s'accuse“ erschienen. Denn da hieß es: „Treu der Verfassung regierte Ich, dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freistaats Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um“. Diese Berühmung war vollends im höchsten Maße bedenklich, da sie erstens nur die „Beamten eines Freistaats“ im Lichte gerechter Haushalter schillern ließ, und zweitens auch ohne genaue Enthüllung der verlotterten bayerischen Staatswirtschaft unter König Ludwig, doch die Späßen von den Dächern piffen, wie der Monarch mit dem Schweiß des Landes „umgegangen“ war. Hatte doch seine Lola einen in Bayern erworbenen „Schmuck“ von 60 000 Gulden Wert stets an sich getragen. Forderte Ludwig doch auch von seinem Sohn und Nachfolger eine für diesen und das Land fast unerschwingliche Civilliste für Ludwigs Ruhestand, tamquam re bene gesta — d. h. als ob er die Sache aufs beste geführt hätte, zum gebührenden Lohn seiner Thaten! Nicht ganz sicher, aber doch sehr wahrscheinlich ist, daß auch der Dichter König Ludwig, unter dem Beistand seiner wittelsbachischen Partizipialmuse in die Harse griff, um seinen Abgang poetisch zu erklären. Das Kunstwerk lautet:

König Ludwigs Abschied am 20. März 1848.

(Besonders die Münchner betreffend.)

Verlassen und traurig wandelnd,
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich Euer König sein.

Ich hab' Euch sehr geliebet,
Ihr habt mich sehr betrübet,
Das schuf mir arge Pein.

*) A. a. D. S. 662 (Bd. V).

Die stolzen Aristokraten
Verleiden mir den Thron,
Sie haben Euch verraten,
Und sprechen uns Beiden Hohn.
Die Höflinge glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.

Ein Herz im Busen tragend
Für Schönes, was Menschen ziert,
Mein Volk mit Künsten begabend,
So hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne.
Bleibt treu, Ihr Bayern! der Krone,
Und dem Gesetze, das Euch regiert.

Des Königs innerste Beweggründe für seine Abdankung offenbart endlich — ganz in Übereinstimmung mit dem oben Vorgetragenen — das von Ludwig nach der Thronentsagung öffentlich ausgesprochene Wort: „Ich bin der letzte (bayerische) König gewesen. Pfui Teufel, ich möcht' nicht mehr König sein!“

Von hohem kulturhistorischen Interesse ist übrigens die Thatsache, daß ein guter Teil der Münchener Bürgerschaft die Märzbewegung der bayerischen Hauptstadt kräftig zu verwünschen begann, als der König, der den Münchenern soviel zu verdienen gegeben hatte, wirklich abdankte.

Wir haben diese bayerischen Vorgänge aus mancherlei Gründen so eingehend dargestellt. Denn zunächst ist dieser Abschnitt deutscher Geschichte überaus nutzbringend für die heute noch manchmal verkannte unumstößliche Wahrheit, daß das selbstherrliche Größenbewußtsein eines, noch so hochbegabten Fürsten, nicht in unser Jahrhundert paßt, vielmehr Krone, Volk und Staat schädigt. Sodann aber stehen bei dieser bayerischen Katastrophe auf allen Seiten die geschlossensten Charaktere sich gegenüber: im Könige, in Lola Montez, in ihren ultramontanen, adligen und bürgerlichen Gegnern, und alles ist belebt von dramatisch aufsteigender Handlung, so daß nicht bloß der geschichtliche Erzähler, auch der Dichter warmen Anteil dabei nehmen kann.

Vierter Abschnitt.

Die Märzbewegung von 1848 in Württemberg, Heiden Hessen und Nassau.

Baden vollzog, wie früher berichtet wurde, ohne jede Gewaltthat den Übergang in die neue Zeit und die Einsetzung eines wirklich freisinnigen Ministeriums, dank vornehmlich der volksfreundlichen Haltung des Großherzogs Leopold und seines schon lange vor den Februar- und Märztagen von 1848 ins Amt berufenen liberalen Ministers Vell.

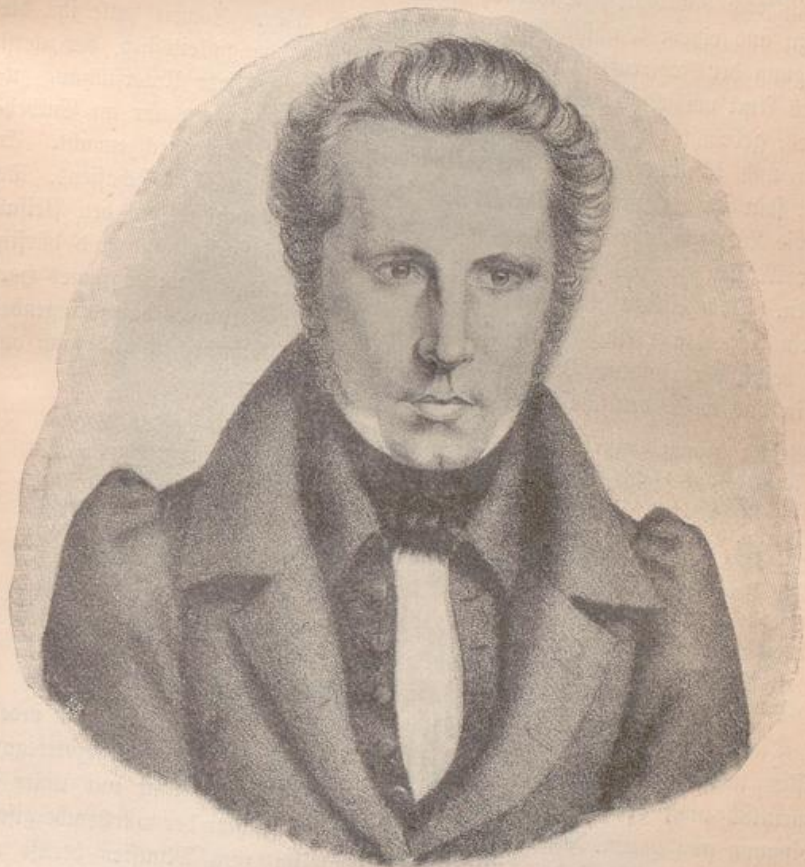
Bei weitem eigensinniger und dem bisherigen Stillstand oder Rückschritt holder waren aber der König und seine Minister Schlayer und Maucler in Württemberg. Wir haben die traurigen, in Schwaben bis 1848 herrschenden öffentlichen Zustände früher geschildert. Begreiflich, daß die Kunde von der Pariser Februarrevolution in diesem von der französischen Grenze unweit entfernten Lande, und besonders die Nachrichten von dem glänzenden und raschen

Erfolge der liberalen Bewegung in dem Nachbarstaate Baden die tiefste Wirkung üben mußten. Zudem besaßen die Liberalen Württembergs, trotz aller Strenge der Censur, zwei hervorragende Zeitungen ihrer Richtung, die Gemäßigteren in dem „Schwäbischen Merkur“, die Radikaleren im „Stuttgarter Beobachter“.

Sowie der Sturz des französischen Julikönigtums sicher war, verwandelte sich das Leben Stuttgarts von Grund aus. Die meisten Einwohner strömten auf die Straßen und füllten diese an, begierig die neuesten Zeitungsnachrichten vorlesend oder besprechend. Große Erregung hatte alle ergriffen. Schon am 1. März verlangte eine Abordnung aller Richtungen der Bürgerschaft von der zuständigen städtischen Behörde die Einberufung einer allgemeinen Bürgerversammlung für den folgenden Tag. Nach mehrstündiger Beratung stimmte der Magistrat zu, und so versammelten sich denn am 2. März vormittags Tausende im Bürgerhause, die eine von dem Führer der Landtagsopposition, Friedrich Römer, verfaßte Adresse an den König annahmen und mit ihren Unterschriften bedeckten. Diese Adresse gereicht dem Verfasser und den Unterzeichnern zu hoher Ehre. Denn sie bezeichnet ebenso klar als freimütig die bisherigen „Übelstände“ in ganz Deutschland wie in den Einzelstaaten. Sie verlangte also eine „Reorganisation des Bundes in volkstümlichem Sinne, d. h. die Berufung eines deutschen Parlaments“; im Innern: Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Geschworenengerichte, gerechte Besteuerung, Aufhebung der Feudallasten, Regelung des Ersatzes für Wildschaden, „die kräftige Entwicklung der handelspolitischen Macht Deutschlands“, „Wehrhaftmachung des Volks“, um „Gemeinde, Staat und Eigentum zu schützen“, und schloß mit den Kernworten: „Wahrheit, Offenheit, Ehrlichkeit ist die einzig wahre und die einzig würdige Politik“. Durch Form und Inhalt ragt diese Adresse bedeutsam über das Mittelgut der erregten Zeit hervor.

Da auch aus zahlreichen anderen Städten des Landes ähnliche Adressen durch besondere Abordnungen im Königsschlosse überreicht wurden, so machte der Herrscher am 6. März ein, wie er meinte, außerordentliches Zugeständnis, indem er an die Stelle des verhassten Ministers Schlager den Ultrareaktionär Freiherrn v. Linden berief und an die Stelle der anderen unbeliebten Minister gänzlich unbekannt oder mindestens ebenso unbeliebte neue Männer setzte. Die Enttäuschung und der Grimm des Volkes über den Hohn dieses angeblichen königlichen Zugeständnisses war um so größer und leidenschaftlicher, als die ganze gesetzliche Bewegung bisher dem Monarchen in wahrhaft rührender Weise das allgemeine Vertrauen entgegengetragen hatte, und da nun ruckbar wurde, die maßvolle Adresse Römers werde von den vertrauten Ratgebern des Königs als „unverschämte“ gebrandmarkt. So stand es also auch jetzt noch wie in „vormärzlicher“ Zeit: unverantwortliche Ratgeber verschlossen das Ohr des aufrichtig geliebten Monarchen der Stimme des Volkes und täuschten ihn über alle wirk-

lichen Mißstände. Gut, so wollte das Volk sich nun deutlich hören lassen, und alle Täuschungen zum Schweigen bringen! Neue große Scharen strömten zusammen, um das ins Werk zu setzen. Aber sie fanden, ohne den Fuß zu rühren, schon die höchsten, berufensten und erfolgreichsten Wortführer ihrer Sache. Denn sowie die gereizte Stimmung der Hauptstadt hervortrat, begaben sich der Vicepräsident der ersten Kammer, der Fürst von Waldburg-Zeil, und der Präsident



Paul Pfizer.

Nach einer Lithographie von Jgelsheimer.

der zweiten Kammer, der Kanzler v. Wächter, zum König, um ihm den Ernst der Lage vorzustellen. Als bald kamen sie zurück mit der beruhigenden Versicherung: das Zweistundenministerium v. Linden sei wieder abgesetzt, der König habe damit nicht einen Rückschritt, sondern ein Zugeständnis machen wollen.

Noch viel freudiger aber wallte das Volk auf, als die Kunde sich verbreitete: am 8. März morgens habe Minister Maucler dem freisinnigen Abgeordneten

Duvernoy eröffnet, es sei der Wille des Königs, Duvernoy zum Minister des Innern, den so oft mißhandelten Oppositionsführer Paul Pfizer aber zum Justizminister zu ernennen. Paul Pfizer war eben auf Besuch bei seinem Freunde Ludwig Uhland, Duvernoy bat daher um Bedenkzeit, obwohl natürlich für die Freunde kein Zweifel bestehen konnte, daß sie das schwere Amt im Dienste des Vaterlandes annehmen müßten. Das beschlossen sie auch hochsinnig nach Pfizers Rückkehr. Duvernoy war reich, Paul Pfizer aber siedelte geradezu aus einem Dachstübchen ins Ministerium über. Soweit hatte ihn die Verfolgung der Regierung und sein stolzer, edler Unabhängigkeits Sinn, der zuerst auf das Amt verzichtet hatte und dann auch in der Not jede Unterstützung zurückwies, gebracht. Pfizer hatte in den Jahren vor 1848 ein nur an Entbehrungen und köstlicher großer Gedankenarbeit reiches Leben durchgemacht. Er bestritt sein Dasein nur aus dem Ertrag seines schriftstellerischen Schaffens. Da aber die Werke seines Geistes zu tief und bedeutend waren, um den Beifall breiter Massen zu finden, so war sein Einkommen äußerst knapp und dürftig gewesen. Doch ein zu jeder Entbehrung gestählter Mut, ein unbeugbares Herz und ein klares, alle Nacht und Not der Zeit und des Vaterlandes durchdringendes Auge besaß der einsame Denker in dem Stuttgarter Dachstübchen und sang von dort in das weite deutsche Land hinaus:

Meiner Heimat Berge dunkeln,
 Flutend in der Wälder Grün,
 Und gleich Heldenaugen funkeln
 Sterne, die darüber ziehn.
 Doch die Helden sind geschieden;
 Die Vergangenheit ist tot!
 Seele, von des Grabes Frieden
 Wende Dich zum Morgenrot,
 Gleich dem Aar, der einst entflohen
 Staufers Nachbar und im Flug

Zollerns Ruhm bis an die Wogen
 Des entlegnen Ostmeers trug.
 Adler Friederich des Großen!
 Gleich der Sonne decke Du
 Die Verlassnen, Heimatlosen
 Mit der goldnen Schwinge zu!
 Und mit mächt'gem Flügelschlage
 Triff die Eulen, Rab' und Weih!
 Stets empor zum neuen Tage
 Sonnenauge kühn und frei!

Die Berufung dieses Mannes zum „Märzminister“ war eines der bedeutendsten und bezeichnendsten Ereignisse der ganzen deutschen Märzbewegung. Namentlich auch deshalb, weil Duvernoy und Pfizer ihr Amt nur unter der Bedingung annahmen, daß der König den wackeren Führer der württembergischen Landtagsopposition Friedrich Römer gleichzeitig zum Minister berufe und ihm die Wahl seines Portefeuilles überlasse. Das war viel verlangt. Denn Römer war immer nicht bloß der entschiedenste Freisinnige, sondern auch der schneidigste und schonungsloseste Redner der Kammer und darum den Höflingen besonders verhaßt gewesen. Ohne jede Verhüllung nannte er das Unrecht bei Namen und mit blitzartiger Schärfe schmetterte er die Verteidiger des Unrechtes nieder. Gleichwohl ließ sich der König auch diesen unbequemen Minister gefallen und sollte es nicht bereuen, da Römer als Minister auch den bisherigen Partei- und Kampfgenossen gegenüber Recht, Gesetz und Verfassung mit unbeugsamer



Württembergische Bürgerwehr: Büchschützen-Abteilung.

Festigkeit wahrte. Römer übernahm im neuen Ministerium die Justiz, Pfizer Kirchen- und Schulwesen, Duvernoy das Innere.

Im ganzen Volke erhob sich bei dieser glücklichen Wendung ungeheurer Jubel. Denn jetzt war erfüllt, was alle ersehnt und erstrebt und was ein schlichter Mann aus dem Volke in die Worte gefaßt hatte: „Unter der Sonne der Freiheit wollen wir unser Land zum Garten machen, aber wir wollen nicht den Bock zum Gärtner haben.“ Ungeheuer schwierig und umfassend war freilich die den neuen Ministern gestellte Aufgabe, alle die bösen alten Mißstände zu beseitigen; aber das Volk vertraute, daß auch das schwerste den vereinten Gaben der neuen Minister gelingen werde: Pfizers weitblickendem Geiste, Römers praktisch-verständiger Thatkraft und Duvernoys vermittelndem Talente.

Schon der am 13. März zusammentretende württembergische Landtag sollte diese Erwartungen in der Hauptsache befriedigen. Im Volke hatte sich, sowie der Landtag einberufen war, heftiger Unwille und der Ruf nach Mandatsniederlegung gegen diejenigen Abgeordneten erhoben, die sich bisher zu Schildknappen der in Württemberg herrschenden Reaktion hergegeben hatten. Einige

der Getadelten hatten auch dem Landtagsstize entsagt. Da warnte aber die Volkspartei selbst gegen Fortführung dieser Heze und vor Nachgiebigkeit gegen dieselbe, da sonst die Kammer leicht beschlußunfähig geworden wäre, und die vom Landtag zu erledigenden Vorlagen höchst dringlich waren, so daß Neuwahlen zuvor nicht vorgenommen werden konnten. Bezog so die bisherige Opposition ihren Gegnern die früheren Sünden, so zeigte auch das Verhalten der bisherigen reaktionären Kammermehrheit, wie viel diese von den Ereignissen der letzten Wochen gelernt hatte. Die zweite wie auch die erste Kammer erklärten ihr volles Vertrauen zu den neuen Ministern, die in schlicht bürgerlichem Gewande am Regierungstische saßen, da sie bei ihrem Amtsantritt nur den Titel von Staatsräten und deren bescheidenes Gehalt von 4000 Gulden für sich angenommen hatten. Auch das unheilverkündende Rabengekrächz einiger hundert Pietisten schwärzesten Gefieders, die sich an den König herandrängten mit der Beschwörung, es in allem beim alten Zustand zu belassen, vermochte die schöne Eintracht und vaterländische Einsicht beider Kammern nicht zu berücken. Rasch wurden die vorgelegten Gesetze über Vereinsrecht und Volksbewaffnung erledigt. Die zweite Kammer verlangte dann in dem ehrlich ausgesprochenen Bewußtsein, daß sie das Vertrauen des Landes nicht mehr besitze, ihre eigene Auflösung von der Regierung, und diese war bereit dazu.

Aber ehe der hierfür bestimmte 28. März herankam, war das fernere Tagen der zweiten Kammer infolge eines den Zeitereignissen entsprechenden Entschlusses der Standesherrn und der Ritterschaft zur Notwendigkeit geworden. Die Bevorrechteten hatten nämlich selbst die Ablösung aller auf dem Grund und Boden ruhenden Lasten und eine moderne Regelung des Jagdrechtes vorgeschlagen. Die Ablösungssätze waren äußerst niedrig gegriffen, also für die Verpflichteten leicht. Die Maßregel sollte ja auch zur „Beruhigung und Erleichterung des Volkes“ dienen, und deshalb mußte der in Form eines Gesetzesentwurfs der ersten Kammer unterbreitete Antrag baldigst von beiden Kammern angenommen werden. In der That genehmigte die erste Kammer das Gesetz schnell und einmütig. In der zweiten erhoben sich nur vier Stimmen dagegen. So endete denn dieser ereignisvolle Märzmonat mit einer auch für Schwabens ländliche Bevölkerung glückverheißenden That der Befreiung.

Doch ehe dieses Gesetz zu Stande kam, hatte der gärend-ungebuldige Freiheitsdrang der Bauern im fränkischen Schwaben zur Gewalt gegriffen. Sie waren vornehmlich aufgereizt durch einen phantastischen bürgerlichen Schwärmer, den Fabrikanten Gustav Rau von Gaildorf, einen bildschönen, feurigen Redner der durch breitpurige Übertreibungen*) das Blut seiner ungebildeten Hörer in Wallung setzte und sie zu Gewaltthaten fortriß. Es würde zu weit führen, diese

*) Seine Haupterklärung im Wortlaut bei Zimmermann, a. a. O. S. 65 ff., der bei Darstellung der Märzbewegung in Württemberg, seiner Heimat, zuverlässiger ist, als sonst.

die
en
die
eu-
ige
en
en
er-
em
en
ich
ert
er
ne
ich
gt.
in,
on

ere
nt-
en.
nd
or-
die
Er-
eh-
ern
geh
en.
ns

ige
Sie
er,
ner
in
ese
fg.,
ger

Die Demokraten an ihre Brüder die Soldaten.

Soldaten!

Es gab eine Zeit, da waren Volk und Heer einig. Es war die Zeit, in welcher unsere Väter auf den Schlachtfeldern von Belle-Alliance und vor Paris fochten für die Freiheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes. Damals gab es nicht jenen unglückseligen Zwiespalt, der Euch später von uns getrennt hat. Wir sagen, unsere Väter haben gefochten und gebütet für die Freiheit. Wohl ist dies geschehen. Als sie aber zurückkehrten ins Vaterland, waren alle die schönen Freiheitsverheißungen, die man gemacht hatte, vergessen. Wir wollen hier nicht Alles das aufzählen, was man damals versprochen hatte, als man erklärte, die deutsche Nation einzusehen zu wollen in ihre uralten Rechte. Mehr als 30 Jahre hat es gewährt, bis die Tage des März dieses Jahres uns die lang verheißene Freiheit endlich gebracht haben. Wir haben gekämpft für diese Freiheit und sie errungen. Wir haben gekämpft, wir sagen es mit blutendem Herzen, gegen einen Theil von Euch, gegen einen Theil unserer Brüder. Und doch haben wir für diese unsere feindlichen Brüder selbst gekämpft. Denn wir wollten nicht die Freiheit für uns allein, wir wollten sie in gleicher Weise für uns und Euch, für Volk und Heer.

Soldaten! Ein großer Theil Eurer Offiziere hat Euch eingekauft, wir seien Eure Feinde, wir wollten Ordnung und Geseß stürzen, die Ihr aufrecht zu erhalten berufen seid! Soldaten! man hat Euch schmähtlich hintergangen. Wir wollen Ordnung und Geseß halten; denn ohne diese kann nichts bestehen. Aber wir wollen auch die Freiheit, die uns und Euch unser König verheißt hat. Die aber, welche Euch gegen uns zur Feindschaft reizen, fürchten durch diese Freiheit ihre Vorrechte und ihre unbeschränkte Gewalt über Euch zu verlieren. Und darum wollen sie Euch zur Unterdrückung der Freiheit mißbrauchen.

Wir verlangen die Freiheit und werden sie erlangen für uns und Euch. Glaubt nicht, daß wir Euch, unsere Brüder im Heere vergessen. Wir werden nicht nachlassen zu fordern, daß auch Euch alles das werde, was Ihr von Gott und Rechtswegen zu verlangen habt. Wir verlangen, daß Ihr nicht ferner Euren heimathlichen Heerde Jahre lang entzogen werdet, sondern, daß Ihr, wenn Ihr ansererzitt seid, Euren Vätern, Müttern und Geschwistern zurückgegeben werdet. Laßt Euch nicht täuschen wenn man Euch sagt, Ihr könntet in kürzerer Zeit nicht ausgebildet werden, als Ihr jetzt dient. Ihr wißt es, daß unter unsern preussischen Brüdern in Schleswig-Holstein sich hunderte befanden, die kaum ansererzitt waren, und wir haben nicht gehört, daß sie sich schlechter und ungeschickter geschlagen haben, als die Uebrigen. Ihr wißt es, wie die wohl und lange exercirten preussischen Heere 1806 bei Jena geschlagen wurden, und wie dagegen 1813 die jungen, aber freiheitsmuthigen Truppen siegreich blieben über die alten Gardes des französischen Heeres. Was wir verlangen, ist auch in anderen Ländern, welche frei sind, Sitte. Dort würde man es für einen Unstun und ein Unrecht halten, die Söhne des Volkes Jahre lang ihren Familien und ihren Geschäften zu entziehen.

Wir verlangen, daß es Euch gestattet sei, Eure Unteroffiziere und Offiziere bis zum Hauptmanne aufwärts Euch selbst zu wählen aus einer Liste der zu diesen Stellen Befähigten und Geprüften, die Euch das Kriegsministerium vorlegen soll. So werdet Ihr nur Vergessene erhalten, die Euer wahres Vertrauen und Eure Zuneigung wirklich besitzen, und denen Ihr den schuldigen Gehorsam willig leisten werdet.

Wir verlangen, daß jeder Gemeine, wenn er die erforderliche Prüfung bestehen kann, zum Unteroffizier und jeder Unteroffizier zum Offizier wählbar ist. Kenntnisse sollen befördern, nicht Günst und Vorrechte. Die Offiziersstellen dürfen nicht ferner von den Adeligen als Bevorrechteten gepachtet sein. So ist es auch in der französischen Armee, wo zwei Drittel der Offiziersstellen durch avancirte Unteroffiziere besetzt werden. Die Kattetenhäuser müssen aufhören. Gemeinnützige militärische Bildungsschulen müssen errichtet werden, und jedem Befähigten zugänglich sein.

Wir verlangen, daß das Vaterland die Invaliden der Armee versorge, wie sie es verdienen. Ist es nicht eine Schmach, daß Männer, die Ihre Gesundheit im Dienste des Vaterlandes geopfert haben, die mit zerschossenen Gliedern aus dem Felde zurückkehren, mit dem Leierkasten in Proß und Glend ihr Brot erbetteln und ihr Leben kärglich fristen müssen?

Wir verlangen, daß der übermäßig hohe Gehalt der hohen Offiziere beschränkt, und die Löhnung der Gemeinen, Unteroffiziere und Offiziere niedern Ranges erhöht werde. Die Söhne des Volkes sollen, wenn sie dem Vaterlande dienen, im Stande sein, eine diesem Berufe entsprechende Lebensweise zu führen. Bringen sie doch schon Opfer genug dadurch, daß sie in der Zeit ihres Dienstes wenig oder gar nichts zu verdienen im Stande sind. Wenn aber die Dienstzeit auf einige Monate verkürzt und der übermäßig hohe Gehalt der hohen Offiziere vermindert wird, dann wird die Staatskasse den Soldaten die von uns verlangte höhere Löhnung bezahlen und eine bessere Nahrung als jetzt gewähren können, ja ihre Ausgaben werden trotzdem noch geringer werden als sie jetzt sind.

Wir verlangen, daß die Reservisten nur einberufen werden, wenn das Vaterland im Kriege mit äußeren Feinden begriffen ist. — Diese Männer dürfen nicht zwecklos Wochen und Monate lang ihren Familien, die Väter nicht den darbedenden Frauen und Kindern entziffen werden ohne Noth. Wenn es aber Noth thut, können sie in wenigen Stunden von den äußersten Enden der Monarchie vermittelst der Eisenbahnen zu ihren Regimentern stoßen, und werden dies dann mit Freuden thun. Wir verlangen, daß alle Reservisten, welche nicht im Felde stehen, jetzt augenblicklich entlassen werden.

Wir verlangen, daß Ihr, unsere Brüder und Söhne in der Armee, alle diejenige Freiheit genießet, welche wir besitzen und die wir nicht für uns allein wollen errungen haben. Wir verlangen für Euch das Recht, Euch außer Dienst frei und ungehindert versammeln und über Eure Angelegenheiten berathen zu dürfen. Wir verlangen endlich, daß Ihr in Friedenszeiten nicht nach den grausamen Kriegsartikeln, sondern nach dem bürgerlichen Geseßbuch gerichtet werdet. — **Denn Ihr seid freie Bürger, so gut wie wir!** — Der Zustand der Rechtlosigkeit und sklavischen Unterwürfigkeit, in dem Ihr Euch befindet, muß aufhören. Es muß aufhören, daß Euch jede Kanne Eurer Vorgesetzten Tage lang in Arrest, und ein geringes Vergehen Monate und Jahre lang auf die Festung bringen kann.

Das Alles hoffen wir durch unsere Vertreter, die Abgeordneten der Nationalversammlung, durchzusetzen, und werden nicht ruhen, bis es geschehen ist. Es ist nichts Neues, was wir für Euch verlangen. Wir wollen vollendet haben, was schon der edle Schamhorst begann und was die freiheitsfeindliche Politik der Machthaber in seiner Entwicklung unterbrochen hat: die Einführung einer demokratischen Heerverfassung, damit wir durch sie frei, groß und mächtig voranleuchten den Nationen der Erde.

Soldaten, Brüder, Kameraden! Laßt ab von Euren unglückseligen Haß gegen uns! Hört nicht mehr auf die, welche Euch diesen Haß einflößen. Erkennet uns nicht: Seid Ihr nicht die Söhne der Bürger? Kehrt Ihr nicht über kurz oder lang zu Euren bürgerlichen Beschäftigungen zurück? Haben wir nicht, wir Männer von der Landwehr, unter denselben Waffen, in denselben Regimentern gestanden, in denen Ihr jetzt steht? Und Ihr wollt wüthen im eignen Fleisch? Ihr wollt den Bruder morden wie Cain den Abel? — Soldaten! Brüder! Das glauben wir nicht!

Es sind Berläumder, die dieses ferner behaupten. Wir reichen Euch die Bruderhand, Ihr werdet sie nimmer zurückstoßen.

1810

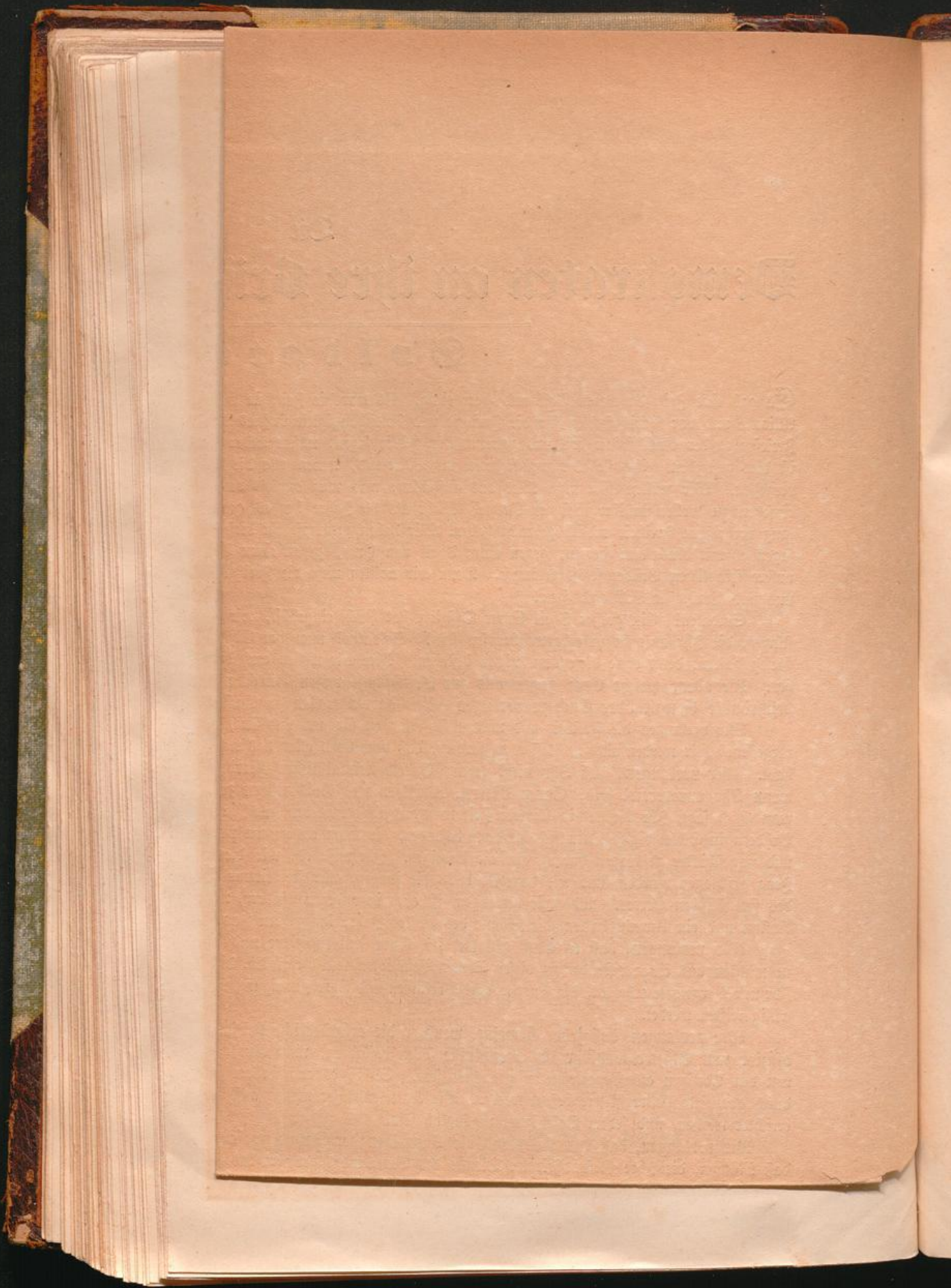
1810

1810

1810

1810

1810



Bauernunruhen im Einzelnen darzustellen. Vielmehr genügt die Bemerkung, daß die empörten Landleute Schwabens im Allgemeinen nur der Losung Raus folgten, die „Lager- oder Saalbücher“ ihrer Feudalherren, d. h. die Rechnungsbücher über die grundherrlichen Zins-, Zehntrechte u. s. w. zu verbrennen, während sie Schlösser, Geld und Gut ihrer bisherigen Bedrücker sorgfältig schonten, ja Speisen und Wein selbst da unberührt ließen, wo diese ihnen freiwillig geboten wurden. Nur ein Flügel des fürstlich hohentoheschen Schlosses Niederstetten, in dem die fürstliche Domänen-Kanzlei ihren Sitz hatte, sank in Asche, doch auch hier vermutlich eher durch Unvorsichtigkeit bei Verbrennung der Lehensbücher und Akten, als infolge vorsätzlicher Brandstiftung. Seltsamerweise tobten diese Unruhen genau durch dieselben Gaue, in denen auch der große Bauernaufstand von 1525 seine wildesten Schrecken entfaltet hatte, wie im Weinsberger Thal. Die Behörden traten den Aufgeregten fast überall nur mit eindringlich abmahnender Milde entgegen und verziehen das Geschehene vollständig. Manche der bedrängten Edelleute aber erließen nach Erlöschen des Aufstandes freiwillig ihren Bauern selbst die nach dem neuen Gesetz noch übrigbleibenden Forderungen der Herren.



Antmann: „So, Bauern! jetzt habt's gehört, daß der Herzog nur Euer Bestes will.“
 Bauer: „Ja, daß er unser Bestes will, habe ma scho lang g'wüßt, aber grad das wolte mer em net gebe.“

Darstellung aus dem Jahre 1848.

Wülfster als in Württemberg waren die Bauernunruhen, die in Baden schon am 7. März im ganzen Neckargrund und Kraichgau, im Taubergrund und Odenwald ausbrachen. Denn hier wurden die Edelleute oder ihre Rentbeamten unter Mißhandlungen und lebensgefährlichen Drohungen gezwungen, die Saalbücher und Schuldtitel selbst ins Feuer zu werfen. Auch wurden dabei die Juden schmähslich verfolgt und ihrer zerstörten Habe beraubt. Soldaten mußten die Aufrührer auseinandertreiben. Die fortgeschrittensten Führer der badischen Volkspartei, wie Hecker und Ihstein, erklärten diese Ausschweifungen für unwürdigen Frevel. Durch die Aufhebung aller noch nicht beseitigten Feudalrechte verhütete die badische Regierung auf gesetzlichem Wege die Erneuerung der Unzufriedenheit.

Die württembergischen Bauernaufstände boten Österreich den willkommenen Anlaß und Vorwand, in Stuttgart zu erklären, Österreich beabsichtige zum Schutze der Ruhe des Landes größere österreichische Truppenmassen in der Bundesfestung Ulm einrücken zu lassen. Selbstverständlich gedachte Metternich dann auch das Märzministerium und alle Märzerrungenschaften in Schwaben wieder hinwegzuräumen. Da erhob sich aber die gesamte Bevölkerung des

Landes, voran die größeren Städte, mit „offenen Worten des Mißtrauens“ warnend an die Regierung und an die Krone und verlangte vor allem den Rücktritt des letzten reaktionären Ministers Maucler, dem die Bestellung der österreichischen Schutztruppe, im geheimen Einverständnis mit Metternich, wohl nicht mit Unrecht zugeschrieben wurde. Er wurde entlassen, und nun verbat sich die württembergische Regierung nachdrücklich den österreichischen Einmarsch. Noch wenige Wochen zuvor würde Metternich hohnlachend über einen solchen Einspruch hinweggeschritten sein. Denn niemand trat die von ihm in der deutschen Bundesakte gewährleistete Vollsoveränität der deutschen Fürsten so brutal mit Füßen als er. Aber eben jetzt war auch für seine Macht die letzte Stunde gekommen!

Im Großherzogtum Hessen nahm die Märzbewegung einen durchaus gesetlichen, glatten Verlauf. Wie bereits früher bemerkt, hatte hier der Führer der Kammeropposition Heinrich von Gagern schon am 27. Februar den Beschluß der in Heppenheim versammelt gewesenen Volksmänner auf Einberufung eines deutschen Parlaments in Form eines Antrags in der Kammer eingebracht. Außerdem aber verlangte er: dem „zeitweiligen Haupt Deutschlands die Sorge für den Schutz der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und der Volksbewaffnung zu übertragen“. Am 2. März forderte der freisinnige Abgeordnete, Advokat Reh von Darmstadt, die sofortige Änderung des Regierungssystems und den Wechsel der Minister, da diese die Mißstimmung und das Mißtrauen im ganzen Lande verschuldet hätten. Am 3. März machte sich der radikale Abgeordnete Advokat Zitz aus Mainz zum Anwalt einer aus Mainz mit 1200 Unterschriften eingegangenen Adresse an den Großherzog, welche die volle Gewährung aller in der Verfassung verheißenen Freiheiten forderte, sodann Preßfreiheit, Heilighaltung der Gesetze, Ersatz des stehenden Heeres durch ein Volksheer, „volle Freiheit des Gemeinde- und Volkslebens“ ohne polizeiliche und bürokratische Einnischung, freies Petitions- und Versammlungsrecht, „ein besseres Wahlgesetz“, Gleichberechtigung der Konfessionen, ein deutsches Parlament. Gagern mahnte dagegen, die hessischen Sonderwünsche einstweilen vor den allgemein-deutschen zurückzustellen. In diesem Sinne handelte die Regierung. Die alten Minister fühlten, daß ihre Zeit um sei. Der rückschrittliche Prinz Emil war in sein Idealland Österreich abgereist, der volksfreundliche Erbgroßherzog dagegen aus München in Darmstadt eingetroffen. Ihn nahm der Großherzog nun zum Mitregenten an und berief Heinrich von Gagern an die Spitze eines neuen Ministeriums, das in einer öffentlichen Erklärung versprach, alle die den Forderungen der Zeit entgegenstehenden Gesetze und Einrichtungen zu beseitigen.

Bei der Persönlichkeit des Kurfürsten von Hessen und der Art seiner Regierung, mußte natürlich die Märzbewegung in Kurhessen unendlich schwieriger verlaufen, als in dem stammverwandten südlichen Nachbarlande. Der

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte, wie wir sahen, seine Erhebung zum Mitregenten der tiefen freiheitlichen Bewegung von 1830 zu verdanken gehabt, die Kurhessen auch die freisinnigste Verfassung geschenkt hatte. Der Fürst war zwar nicht so roh und sittenlos wie sein Vater, aber von demselben herrischen Eigenswillen erfüllt wie jener und womöglich noch habichtiger und eigennütziger. Als Regent hatte er bis 1837. das Land durch den gewissenlosen Minister Hassenpflug („der Hessen Fluch!“) knechten, alle freisinnigen Abgeordneten verfolgen oder austreiben, den Landtag bei jedem unliebsamen Beschluß auflösen, die Wähler bei Neuwahlen auf das Äußerste einschüchtern lassen und dieses tyrannische Regiment nach Hassenpflugs Übertritt in preußische Dienste von 1837—1847 auch durch den verhaßten Minister Scheffer fortgesetzt. Als er nach dem Tode seines Vaters am 20. November 1847 selbst Kurfürst wurde, setzte er sogar alsbald eine aus Bedientenseelen bestehende Kommission ein, die alle ihm unbequemen Bestimmungen der Verfassung von 1831 ausmerzen sollte. Diesem gemüthlichen Vorhaben und dem ganzen nichtsnußigen Regiment — bei dem sich die Kurhessen bis zum Tode des alten Kurfürsten sogar manchmal nach diesem sittenlosen Wütrich zurückgeseht hatten — machte jedoch die Märzbewegung ein Ende.

Die Erregung und Erbitterung der sonst so ruhigen kurhessischen Bevölkerung entsprach dem Übermaß der bisherigen Mißregierung. In diesem zähnen, bedächtigen Volksstamm bedeuteten stille Zornesblicke und erhobene gehaltte Fäuste mehr als anderwärts lautes Toben und selbst Waffentirren. Minister Scheffer verstand diese Zeichen zu deuten und kannte seine Kurhessen. Noch ehe eine einzige Volksversammlung stattgefunden, noch vor Eingang der ersten Adresse, verschwand er in der Nacht des 5. März, in Decken und Betten gehüllt, aus Kassel, von den Furien seines bösen Gewissens und der Todesfurcht vor der Volkskrache bis an die äußerste Nordgrenze Deutschlands und über das Meer geheht. In derselben Nacht flüchtete auch die Familie des Kurfürsten aus Kassel. Dieser selbst meinte noch mit den alten verbrauchten Gewaltmitteln auskommen zu können.

Das sollte vor allem die Stadt Hanau empfinden, die der Kurfürst als „Herd der ganzen Empörung“ betrachtete, weil einige Bürger der Stadt ihm am 29. Februar einige bescheidene Bitten vorgetragen hatten. Darauf erging am 5. März von Kassel der Befehl, eine starke Anzahl Geschütze gegen Hanau heranzuführen und die dortige etwa 1500 Mann starke Bürgerwehr sowie die Turnerschaft zu entwaffnen. Die Hanauer bezogen darauf selbst die Wachen ihrer Stadt; das Militär blieb ruhig in den Kasernen; eine Abordnung der Bürger ging nach Kassel ab, um die Bewilligung der Zeitforderungen und den Wechsel des Ministeriums zu verlangen. Zugleich aber meldeten sowohl der militärische Stadtkommandant als der Bürgermeister Eberhard von Hanau dem Kurfürsten, wenn dieser die Forderungen der Bürger nicht bewillige, könnten sie ebensowenig für die Ruhe der Stadt als für die Haltung der Truppen einstehen.

Während nun der Kurfürst die Hanauer Abordnung tagelang vergeblich auf Audienz warten ließ, rückten in der That Truppenmassen und Batterien gegen Hanau an. Darauf bewaffnete sich ganz Hanau unter Mitwirkung der Behörden aus dem Zeughaufe; Tausende aus Frankfurt und Umgegend, selbst aus Mainz, versprachen Zuzug und setzten sich zu Schiff in Bewegung. Eine zweite Abordnung wurde von Hanau nach Kassel gesandt mit der kurzen Erklärung: wenn der Kurfürst die von Hanau aufgestellten Forderungen nicht binnen drei Stunden, bis zum 11. März Mittags um 12 Uhr bewillige, so würde die ganze Bevölkerung des südlichen Theiles des Kurfürstentums gegen Kassel anrücken und sich mit dem liberalen Großherzogtum Hessen vereinigen. Die Hanauer und ihre Hülfsscharen waren von dem ordengeschmückten ehemaligen Offizier Rötzelberg, einer herrlichen Reckengestalt, befehligt.

Inzwischen hatte der Kurfürst am 6. März der gleichfalls erregten Bevölkerung der Hauptstadt einige Zugeständnisse gemacht, mit denen sich diese begnügte. Weiter wollte er sich nicht herabwürdigen. Er vertraute auf die starken Truppenmassen, die er um Schloß Wilhelmshöhe anhäufte, und vor allem auf den flehentlich erbetenen Anmarsch preussischer Truppen. Aber auch in Berlin hatte man gerade jetzt mehr zu thun, als dem verblendeten Eigensinn des hessischen Tyrannen mit preussischen Regimentern beizuspringen. Die bürgerfreundliche Besatzung wurde aus Hanau abberufen. Achttausend Bürger standen dort unter den Waffen und verbarrikadierten die Stadt, zu deren Entsatz nun Tausende zu Wasser und zu Lande aus beiden Hessen, vom Odenwald, dem Fuldathal, aus Gießen, Friedberg, Offenbach, Frankfurt, Mainz und anderen Rheinstädten herbeiströmten, während die kurfürstlichen Strafkompagnien zu Gelnhausen und Markgöbel die Straßen sperrten.

So kam der entscheidende 11. März heran. Die Mittagsstunde, die letzte Frist hatte der Kurfürst verstreichen lassen, obwohl auch Kassel jetzt in gewaltige Erregung geraten war, und große Volkshaufen um das Schloß und Staatsministerium wogten, die Bürgerwehr in Waffen. Die Hanauer Abordnungen haben bereits ihre Reisewagen bestiegen, die langsam durch die Straßen rollen. Da stürzt das Volk ihnen nach, beschwört die Hanauer noch einen letzten Versuch zu machen, beim Fürsten Gehör zu erlangen, spannt die Pferde aus und zieht die Wagen unter tausendstimmigem Jubelruf nach dem kurfürstlichen Schloß. Als auch jetzt noch die Audienz verzögert wird, fliegen Steine nach dem Schlosse, hunderte von Fensterscheiben werden zertrümmert, die Sturmglocke heult durch die anbrechende Nacht, das Militär steht ruhig vor dem Schlosse, ohne die Waffen zu rühren.

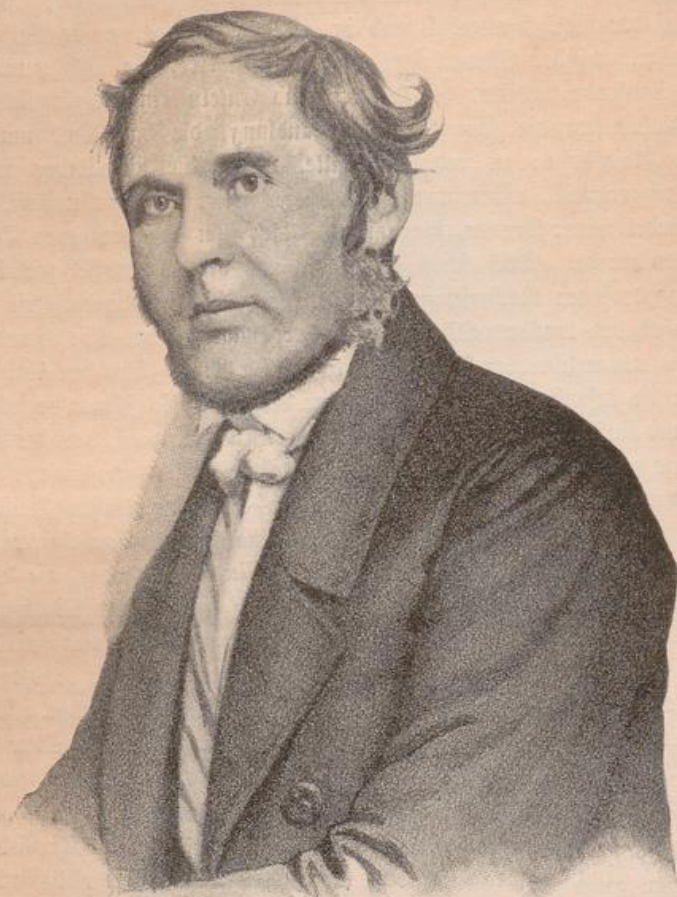
Da tritt endlich ein Bote aus dem Schlosse, der die Hanauer zur Audienz einlädt. Nachts halb elf Uhr kommen sie zurück. Alles ist gewährt, außer der sofortigen Berufung der Stände, auf die sie selbst verzichtet hatten. Erst als das kurfürstliche Schreiben, das diese Zusagen bestätigt, ausgefertigt und über-

reicht ist, reisen die Hanauer ab. Die ganze Stadt an ihrem Wege ist erleuchtet. Bis an die Stadtgrenze werden sie von der freudig erregten Bürgerschaft Kassels geleitet.

Die Hanauer feierten ihren Sieg in würdigster Weise. Keine Spur von Unordnung oder Gewaltthat. Nur die berühmte Prügelmaschine, „der Wolf“, wurde auf der Polizei abgeholt und in feierlichem Zuge, unter Teilnahme der Bürgerwehr, auf der Bürgerhauptwache zertrümmert, die Stücke und Splitter aber an Tausende verteilt, die Kindern und Enkeln ein ewiges Andenken erhalten wollten an die schmachvolle Behandlung, die das Volk unter diesem türkischen Kleinfürsten zu erdulden hatte. Auch die Barrikaden wurden in Hanau weggeräumt, wiewohl niemand sicher war, ob der Kurfürst, bei dem jähem Wandel seiner Launen, die am 11. März ihm abgedrungenen Versprechen auch halten werde. Doch schon gleichzeitig mit der von Kassel zurückkehrenden Abordnung traf am Nachmittage des 12. März die Freudenbotschaft ein, daß der Kurfürst den wackeren Bürgermeister der Stadt Hanau, Eberhard, an die Spitze des neuen liberalen Ministeriums berufen habe. Von den übrigen neuen Ministern ist besonders der lange von der Regierung so schwer verfolgte Abgeordnete und Kasseler Stadtsekretär Wippermann zu nennen, dem die Regierung nicht lange zuvor, um ihn für seine liberale Gesinnung zu strafen, sogar die Genehmigung versagt hatte, eine Stelle an einer öffentlichen Versicherungsanstalt anzunehmen. Jetzt wurde ihm das Finanzministerium übertragen!

Eine der ersten Handlungen des neuen Ministeriums war, die beiden ungerecht verfolgten und ihrer Ämter einstweilig enthobenen Marburger Professoren Sylvester Jordan und den Nationalökonomem Brunoildebrand wieder in alle Ehren und Würden einzusetzen. Als dann der Landtag am 13. März zusammentrat, da wurde Wippermann stürmisch begrüßt. Die ganze Stadt aber war von Rührung und Freude ergriffen, als der Vater der kurhessischen Verfassung, der edle Sylvester Jordan, nach fünfzehn Leidens- und vielen Kerkerjahren wieder in Kassel einzog, um von neuem in die Kammer einzutreten. Vom Balkon seines Gasthofes herab mußte der Ehrwürdige zum Volke reden. Und da sprach er, ohne allen Haß und Groll, freilich nicht mehr mit der alten klangvollen Stimme, aber in alter Mäßigung: das Volk möge nicht auf die Sendlinge hören, welche eine Republik predigen. Ein echt konstitutionelles Leben sei das rechte Lösungswort. Selbstbeherrschung, Gesetzmäßigkeit, aber auch Wachsamkeit, da Gefahren von außen hereinbrechen könnten, das müßten jetzt die Bürgertugenden sein. Wahrlich ein rührend-erhebendes Bild! Wie hoch erhoben über dem kläglichen Schauspiel, das der Kurfürst auf führte, als er in eben diesen Tagen während seine bisherigen Ratgeber auf der Flucht waren oder sich verkrochen — zum erstenmal seit seiner Regentschaft und Regierung, den Waffenübungen der Kasseler Bürgerwehr beivohnte und dabei die weiße Binde der Bürgerwehr am Arme trug, als wolle er ihr durch

diese Auszeichnung dafür danken, daß sie so redlich dazu mitgewirkt hatte, ihm die Erfüllung der Volkswünsche abzutrogen! Noch verächtlicher machte sich der Kurfürst dadurch, daß er den von ihm so grausam gequälten Sylvester Jordan ersuchen ließ, „den Posten als Bundestagsgesandter anzunehmen, damit dessen



S. Jordan.

Lithographie von Schertle nach Biows Lichtbild, 1848. Deutsche Nationalgalerie.

gefeierter Name des Kurfürsten eigene schmachvolle Vergangenheit womöglich zudecke“ (so sagt Wiedermann, a. a. D. S. 221, treffend).

In Nassau nahm die Bewegung nur infolge der zufälligen Abwesenheit des jungen Herzogs in Berlin zeitweilig einen heftigen Charakter an. Am 2. März fand im Kurssaal zu Wiesbaden eine aus dem ganzen Lande beschiede tausendköpfige Versammlung statt, welche die üblichen Volksforderungen erhob,

ch
it
m
te
b,

quibus

Die Volks-Kommission in Hanau an den Kurfürsten von Hessen, königl. Hoheit.

Durch die Proklamation Eurer königl. Hoheit vom 7. d. sind die Wünsche des Volkes nicht erfüllt und seine Bitten unvollständig gewährt worden. — Das Volk ist mißtrauisch gegen Euerer königl. Hoheit selbst, und sieht in der unvollständigen Gewährung seiner Bitten eine Unaufrichtigkeit. Das Volk hat in der unvollständigen Gewährung seiner Bitten nichts gesehen, als die dringendste Aufforderung, sich noch enger zusammenzuscharen und eine noch festere Haltung Eurer königl. Hoheit gegenüber einzunehmen.

Das Volk, welches wir meinen, ist nicht der vage Begriff mehr von ehemals, nein es sind Alle — Alle! Ja, königl. Hoheit, Alle! Auch das Militär hat sich für einstimmig erklärt!

Das Volk verlangt, was ihm gebührt. Es spricht den Willen aus, daß seine Zukunft besser seyn solle, als seine Vergangenheit, und dieser Wille ist unwiderstehlich. — Das Volk hat sich eine Kommission erwählt, und diese verlangt nun für es und Namens seiner:

- 1) Besetzung aller Ministerien, soweit diese nicht neuerdings geschehen ist, mit Männern, welche das Vertrauen des Volkes genießen.
- 2) Auflösung der wieder einberufenen Ständeversammlung und alsbaldige Berufung neu zu erwählender Stände.
- 3) Bewilligung vollständiger Pressfreiheit auf Grund der hierzu im §. 95 der Verfassungsurkunde gewährten Zuständigkeit.
- 4) Vollständige Amnestie für alle seit dem Jahre 1830 begangenen politischen Vergehen.
- 5) Gewährung vollständiger Religions- und Gewissensfreiheit und deren Ausübung.
- 6) Hinwirkung bei dem deutschen Bund auf Bildung einer deutschen Volkskammer. Zurücknahme aller den Genuß verfassungsmäßiger Rechte, ganz insbesondere das Petitions-, Einigungs- und Versammlungsrecht beschränkenden Beschlüsse.
- 7) Die bestimmte Zusage, daß die bereits durch die Proklamation vom 7. d. zugesicherten und in Beziehung auf die ausgesprochenen Desiderien weiter erforderlichen Gesetzentwürfe der nächsten Ständeversammlung vorgelegt werden.
- 8) Entschließung Eurer königl. Hoheit, binnen drei Tagen von heute an, deren Verstreichen ohne Antwort als Ablehnung angesehen werden soll.

Jetzt ist die Stunde gekommen, wo Sie zu zeigen haben, königl. Hoheit, wie Sie es mit dem Volke meinen. Zögern Sie nicht einen Augenblick, zu gewähren, vollständig zu gewähren!

Befonnene Männer, königl. Hoheit, sagen Ihnen hier, daß die Aufregung einen furchtbaren Charakter angenommen hat.

Bewaffneter Zug aus den Nachbarstädten ist bereits vorhanden, schon wird man mit dem Gedanken einer Lostrennung vertraut, und kennt recht wohl das Gewicht der vollendeten Thatsachen.

Königl. Hoheit! gewähren Sie! Lenke Gott Ihr Herz.

Hanau, den 9. März 1848.

Die Volkskommission.

Beliffier. Biegler. Pflüger. Eberhard. Braun. Nauh. Weidmann. Schreer. Seydt jun.
Nommel. Braubach, Adv. Nollenberger. Springmühl. Nöttelberg. Renand. Pressel, Dr.
Manns, Adv. Chr. Lautenschläger. Schärttner. B. Jung. Graf. W. Wagner.
August Souze. Aug. Mühl.

1
8
5

1871
1872

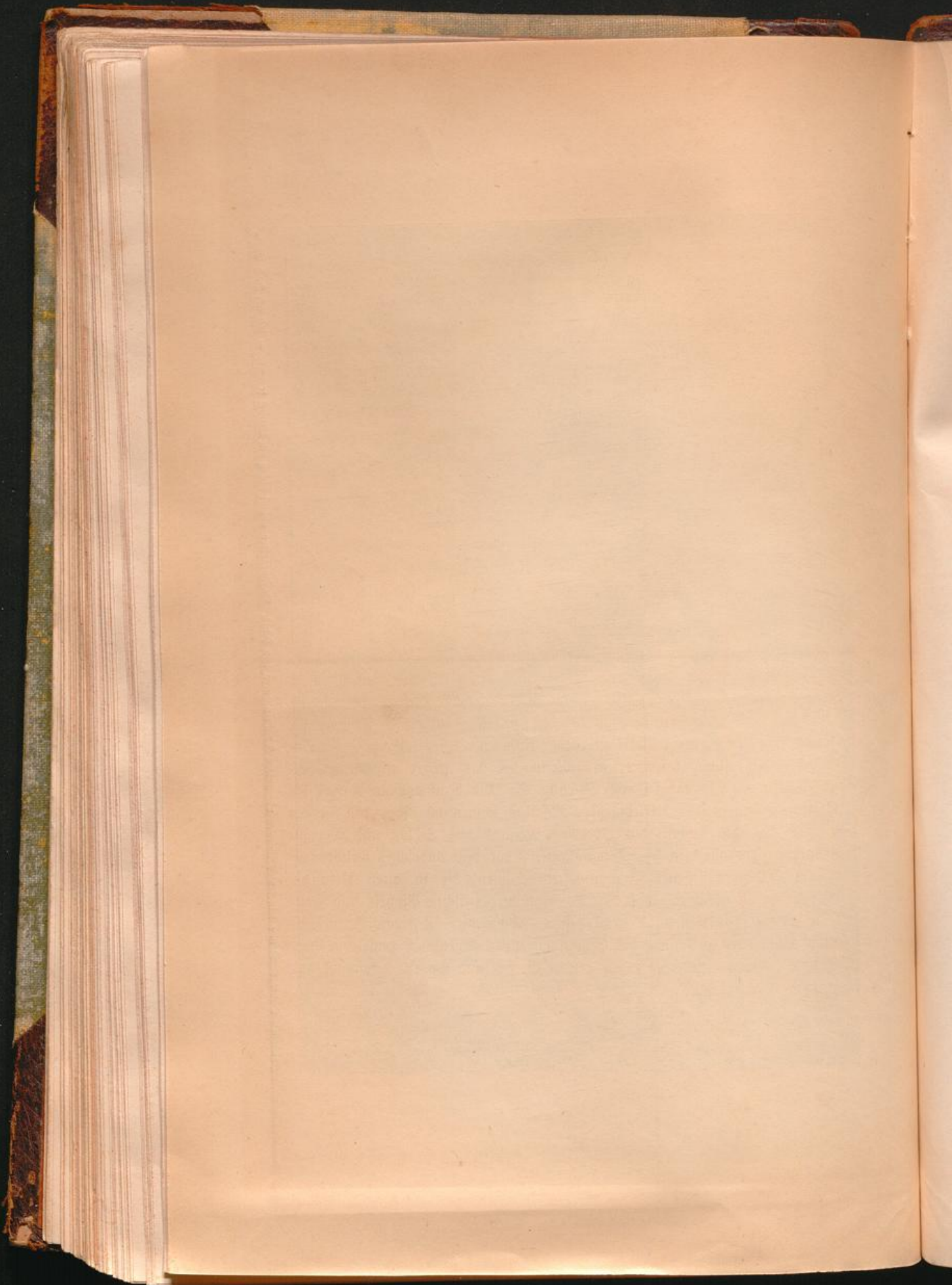
1873

1874

1875



Waschehn! Wasis Was! mer sein fest gefühnen vör unsere Sämmantenden sein Quis. Regimentstrummier! fohlag ein Werbel trerrrr — soll ach Hoch leben.



daneben die in Nassau besonders dringenden: daß die Domänen zu Staatseigentum erklärt würden und ein neues Wahlgesetz ohne Censur erlassen werde. Bei der Abwesenheit des Herrschers konnte Minister von Dungen einseitig nur die geforderte Pressefreiheit und Volksbewaffnung unbedingt zusagen. Der Wortführer der großen Versammlung vom 2. März, das Haupt der nassauischen Landtagsopposition, der Rechtsanwalt Hergenhahn in Wiesbaden oder „Vater Hergenhahn“, wie das Volk seinen ehrwürdigen Liebling nannte — war jetzt auch der Hüter des Gesetzes und der Ordnung, als das Volk über die ungenügende Antwort des Ministers murrte. Er beschwichtigte die Massen mühelos, bestand aber auch auf sofortiger Ausführung der zugesagten Volksbewaffnung, die denn auch alsbald aus den Borräten des Zeughauses vollzogen wurde.

Nicht minder wurde von der neu errungenen Pressefreiheit sofort umfassender Gebrauch gemacht. Nassau besaß zur Stunde nicht eine einzige Zeitung. Schon am Morgen des 3. März erschienen dagegen in Wiesbaden zwei liberale Blätter, „die freie Zeitung“ und „das Flugblatt“, und ein neuzeitlich-gouvernementales, das der freisinnige Kammerherr Max v. Gagern ins Leben rief, die „Nassauische Zeitung“. In dieser letzteren setzte Gagern allen beunruhigenden Gerüchten, die in der Stadt und dem Land umliefen, sein ehrliches Wort entgegen. Als trotzdem die Erregung immer mehr wuchs und immer neue Tausende in Wiesbaden von auswärts bewaffnet zusammenströmten, verbürgten sich die Herzogin-Mutter, des Herzogs jüngerer Bruder Nikolaus und die Minister dafür, daß der Fürst alle Forderungen des Volkes bewilligen werde, und sie in dessen Namen diese Bewilligung schon jetzt aussprächen. Der durch Eilboten zurückgerufene Herzog traf gerade noch rechtzeitig ein, um verhängnisvolle Wirren zu verhüten. Er trat auf den Balkon seines Schlosses und bestätigte mit lauter Stimme alle in seiner Abwesenheit dem Volke gegebenen Zusagen. An die Spitze des neuen liberalen Ministeriums berief er den Mann, der das größte allgemeine Vertrauen besaß, den Advokaten Hergenhahn. So fand denn auch in Nassau die Märzbewegung ihren sehr befriedigenden Abschluß, namentlich für — den Fürsten Metternich, da die bewaffneten Liberalen Nassaus das Schloß und Weingut Johannisberg des österreichischen Staatskanzlers vor dem Andringen zerstörungs- und brandstiftungsbeffissener Bauernscharen schützten, die in alten Urkunden entdeckt zu haben glaubten, daß der Todfeind der deutschen Einheit und Freiheit dieses wertvolle Gut zu Unrecht besitze. So dankte Metternich durch eine ironische Laune des Geschickes die Erhaltung seines Eigentums denselben Liberalen und „Demagogen“, die er so oft in Grund und Boden verwünscht und so grausam verfolgt hatte.

Fünfter Abschnitt.

Die Märzbewegung von 1848 in Hannover, Oldenburg, im Königreiche Sachsen und in den nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten.

Der Charakter des Königs Ernst August von Hannover ist früher (s. o. S. 43, 54 flg.) geschildert worden. Er hatte die Verfassung des Landes freventlich gebrochen und seit 11 Jahren wie ein Sultan regiert, oder wie ein Stuart vor der Revolution von 1648. Er hielt nicht einmal für nötig, ordentlich deutsch zu lernen und zu sprechen. Außerdem aber fing in seinen Augen der Mensch erst beim Baron an; deshalb stellte Ernst August in allen höheren Staatsämtern nur Adlige an. Wie auf diesen Selbstherrscher eine seit 11 Jahren in Hannover unbekannte liberale Bewegung wirken würde, darauf durfte ganz Deutschland gespannt sein. In der That vernahm er die Kunde von der Pariser Februarrevolution und den ersten Nachwirkungen derselben in Hannover mit der hochmütig-geringschätzigen Gleichgültigkeit eines britischen Großgrundbesitzers, dessen Pächter oder Hinterlassen sich einbilden, Menschen zu sein und menschliche Rechte zu haben. Denn Hannover war in seinen Augen kein von den Vätern ererbtes Rittergut, weiter nichts.

Seine Anschauung prägte sich in denkwürdiger und drastischer Weise aus, als er die städtischen Behörden von Hannover am 6. März auf ihre sehr ehrerbietigen und bescheidenen Bitten um Pressfreiheit, ein deutsches Parlament und schleunigste Einberufung der Stände beschied. Denn diese Antwort war ganz im Ton einer Belehrung an unmündige und nicht ganz wohlzogene Schulknaben gehalten. „Meine Herren“, begann er, „Sie mögen es sich selbst nicht völlig klar gemacht haben, auf welche Weise Ihr Wunsch einer Volksvertretung bei dem deutschen Bunde, welcher ein Fürstenbund ist, zu verwirklichen sein könnte. Ihre Bemerkung selbst, daß die Erfolge der bisherigen Bundesthätigkeit nicht in allem Maße den zum Nationalgefühl erwachten Deutschen entsprochen“ — wir geben das ernst-augustinische Deutsch in seiner ganzen Schönheit wieder — „rechtfertigt das gestellte Begehren noch lange nicht. Es ist der Beruf der Landesherren, für das wahre Beste ihrer Unterthanen, ihres Landes zu sorgen“. Das habe er seit 11 Jahren gethan. „Ich glaube mir selbst dieses



Schönster Traum eines Thüringischen Bauers.

Ich sullte nur ä mol ä paar Monate Fercht sei; dä Herche im Schwarzburger Wildzame die lieh'ch alle morde, un de Sauterche im Schwarzgerhale, die werde o widder rabgeriefen un sei Gase dürst' sich merre in Yanne lasen blide, un nacher da schafft'ch auch dä Regieredeh, 's Conffitorichen, de Sulbaten un dä Schteiern ab. Die Paar Schreibichen, die wullt'ch schunne sälber laht mache von unjern Schulmeister un fer alles legt da liesch'n Amtmann ä mol rächt karwatsche.

Faksimile aus den „Fliegenden Blättern“, 1848.

Zum
Volk die Stimm
mahnt. Die de
gelächter, theils
und die brausen
Wahnung, jetzt
Auf dem
muthig errungen
geschworen!
Ja falsch
wurde namentlich
Regierung wurde
jederzeit der geist
Hat diese
halten? — **Ne**
Hat diese
anmaßte, und
setzte? — **Nein**
Hat der B

Das deutsche Volk.

an die sogenannte deutsche Bundesversammlung.

Zum ersten Male seit mehr denn 30 Jahren vernimmt mit billigen Erstaunen das deutsche Volk die Stimme der Bundesversammlung, welche zur Eintracht zwischen den Völkern und Regierungen mahnt. Die deutsche Nation hat dieses Machwerk (datirt Frankfurt den 1. März) theils mit Hohn-gelächter, theils mit gerechter Entrüstung aufgenommen. Jetzt, wo einer der mächtigsten Throne gesunken, und die braufende Woge der Völkerfreiheit drohend an die übrigen Throne schlägt, jetzt kommt diese Mahnung, jetzt auf einmal Vertrauen und Pressfreiheit.

Auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Leipzig knieten die Fürsten nach dem durch ihre Völker muthig errungenen Siege, und schwuren: Freiheit ihren Völkern. — **Sie haben falsch geschworen!** —

Ja falsch geschworen, denn keine von allen Versprechungen wurde gehalten, und statt Freiheit wurde namentlich auf die deutsche Nation, — Druck, Schmach und Schande gehäuft, und jede deutsche Regierung wurde in ihren schmachlichsten Handlungen unterstützt — von der Bundesversammlung, die jederzeit der geistigen Entwicklung der deutschen Nation hemmend im Wege stand.

Hat diese Versammlung je die Fürsten gemahnt, ihre Verpflichtungen den Völkern zu halten? — **Nein!**

Hat diese Versammlung dem Herzog von Nassau sein Unrecht bedeutet, als er sich die Domänen anmaßte, und die sich diesem widersetzenden, edelsten Abgeordneten des Landes in schmachlichen Kerker setzte? — **Nein!**

Hat der Bundestag auf die Stimme des deutschen Volkes und den Nothschrei der Hannoveraner um den Verlust ihrer Verfassung gehört? — **Nein!**

Hat der Bundestag dem sittenlosen Kurfürsten von Hessen, als er mit seiner Hure die Millionen des verarmten Landes im Auslande verprasste, die gebührende Zurechtweisung gegeben? — **Nein!**

Hat dieser Bundestag die deutschen Stämme in Schleswig und Holstein gegen die Annahmungen eines erbärmlichen dänischen Königs geschützt? — **Nein!** sondern hat selbst die Sympathien des übrigen Deutschlands mißbilligt! —

Hat dieser Bundestag den König von Preußen gehindert, die hungernden schlesischen Weber mit kariatischen niederzuschießen, statt sie mit den Millionen zu sättigen, die er durch Festlichkeiten zu Ehren einer fremden Königin vergeudete? — **Nein!** —

Hat dieser Bundestag dem scheinheiligen, schuldbesteckten Wasserdiener von Baiern in seinem finstern Treiben und schamlosen Wandel, als er selbst eine spanische Hure, zur Schmach des deutschen Volkes, zur Gräfin machte, gehemmt? — **Nein!** —

Hat dieser Bundestag einen übermüthigen Prinzen von Sachsen zur Rechenschaft gezogen, als er die Bürger von Leipzig niederschießen ließ? — **Nein!** —

Hat dieser Bundestag den dreißigjährigen Prinzipienreiter v. Ebersdorf zur Rechenschaft gezogen, als er 1831 hundertundzwanzig Bauern morden ließ? — **Nein!** —

Hat dieser Bundestag die verblendeten Regierungen von Baden und Hessen befragt, warum man die Männer des Volkes, von Gagern, v. Rotteck u. s. w. aus dem Staatsdienste entfernte? — **Nein!**

Hat dieser Bundestag die Falschmünzer von Koburg, die das deutsche Volk um Hunderttausende betrogen, dafür zur Entschädigung angehalten? — **Nein!**

Hat dieser Bundestag die preussische und österreichische Regierung gehindert, die deutschen Krieger ihrer Staaten zu Hentersknecchten in Polen und Italien zu machen! — **Nein!** —

Hat dieser Hemmschuh von Bundestag dafür Sorge getragen, daß jedem Deutschen im Auslande der gebührende Schutz zu Theil wurde? — **Nein!** sondern gab zu, daß man Badens edle Männer, v. Ickstein und Becker, in Preußen, wie gemeine Verbrecher des Landes verwies.

Das deutsche Volk erkennt daher auch keinen Bundestag und keinen seiner schon gefassten, oder noch zu fassenden Beschlüsse mehr an.

Das deutsche Volk fürchtet sich nicht vor der französischen Nation, sondern erkennt in derselben eine sichere Bürgschaft seiner künftigen Freiheit, als in den wortbrüchigen Versprechungen seiner eigenen Fürsten.

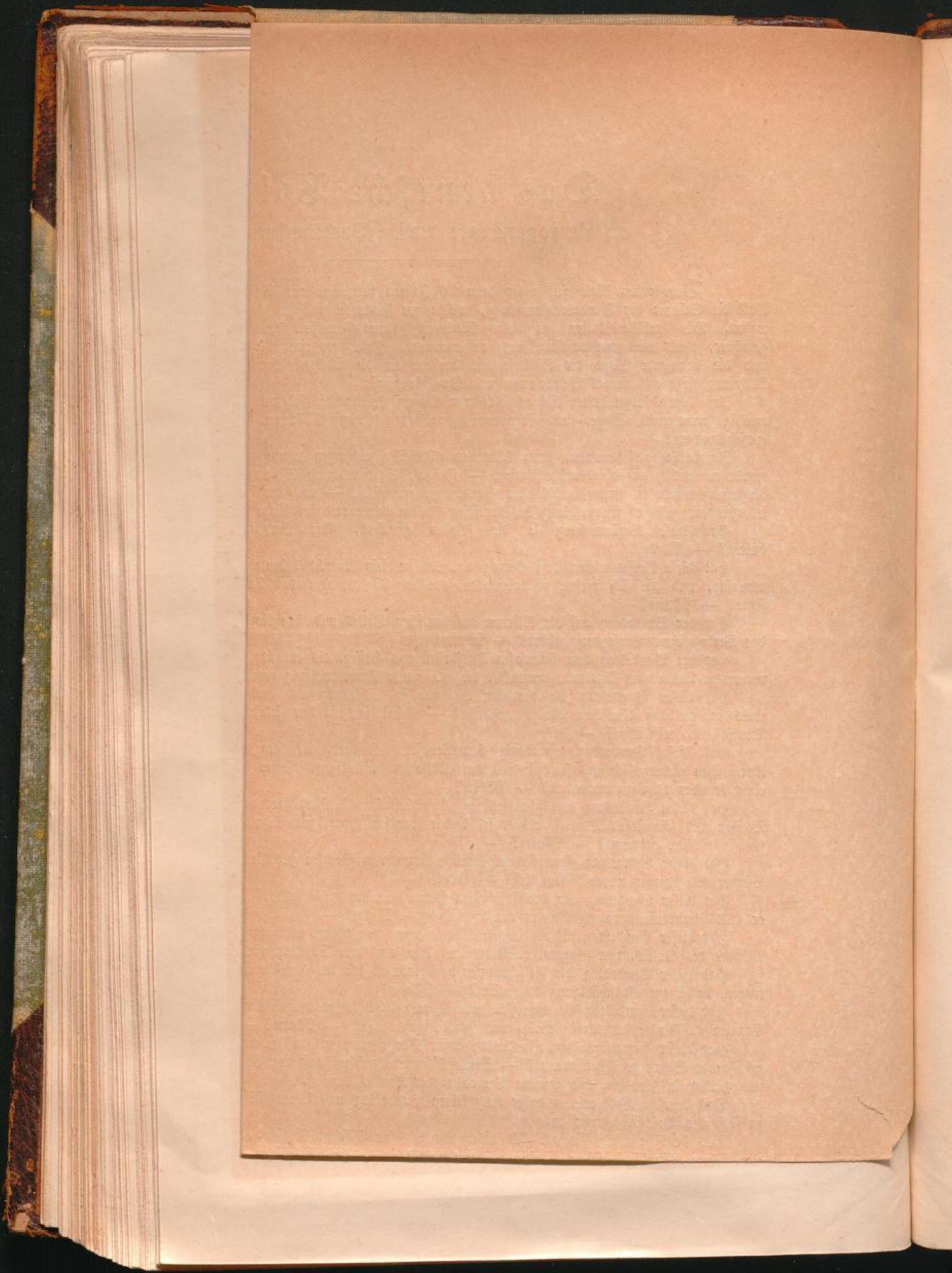
Das deutsche Volk will: Pressfreiheit, Glaubensfreiheit, allgemeines Parlament, Aufhebung des Zweikammersystems, Verminderung der Civil- und Pensionsliste, Aufhebung der stehenden Heere, diese Zwangsjacke für die Völker und Puppenspiels der Fürsten, und dagegen allgemeine Volksbewaffnung.

Werden dem deutschen Volke diese Forderungen nicht im vollsten Umfange und augenblicklich bewilligt, so wird die Zukunft beweisen, daß es auf andern Wege noch mehr zu bekommen versteht.

Das deutsche Volk wird einig sein in sich, und ein Ganzes werden mit seinen Söhnen, die jetzt noch als Krieger in die bunten Farben der Fürsten gekleidet, ihm ferne zu stehen scheinen, und dann wird der schöne Tag erscheinen, der uns unter einer, der schwarz-roth-goldnen Fahne vereinigt zu einem — großen Deutschlande!

Es lebe Frankreich! Es lebe das vereinigte Deutschland!

Gedruckt in Deutschland bei Schlagtrauf und Hilsdirselbst.



Zeugnis geben zu müssen und es von Ihnen, m. G., bestätigt zu sehen". Die Stände brauche er erst zum 1. Juli einzuberufen, aber da die ihnen zu machenden Vorlagen abgeschlossen seien, so habe er die Berufung veranlaßt. „Die Pressfreiheit anlangend, so kann ich — denn ich verspreche nichts, was ich nicht gewiß bin, halten zu können — keine umfassenden Zusicherungen erteilen, so lange ich nicht bestimmt weiß, was ich an die Stelle der Censur (!) setzen will. Ich werde Ihren Wünschen die thunlichste Berücksichtigung schenken“.

Die in der Mehrzahl überloyale Bürgerschaft der Residenz schien sich anfänglich mit diesen höhnischen Versprechungen begnügen zu wollen. Anders aber in Osnabrück, wo der Führer der liberalen Opposition des Landes, Bürgermeister Stüve, ein zäher, unerschrockener Niedersachse, am 7. März in einer Volksversammlung eine Adresse an den König vorlegte und zur Annahme brachte, die alle von den Süddeutschen erhobenen Märzforderungen enthielt. Dasselbe thaten die Städte Peine, Hildesheim, Lüneburg, Hameln, Leer, Neuhaus u. s. w. Der König wie sein Minister Falke verweigerten den Empfang der städtischen Adressabordnungen. Im Gegenteil erhielt die Besatzung der Hauptstadt scharfe Patronen und Perkussionsgewehre. Da schloß sich auch die Bürgerschaft der Stadt Hannover den Adressen der Schwesterstädte an.

In Göttingen hieb in der Nacht vom 11. März berittene Gendarmerie auf wehrlose Studenten scharf ein, die ruhig vom Kommerz nach Hause gingen, und verwundete mehrere erheblich. Die Georgia Augusta verlangte amtlich dringende Genugthuung, Absetzung und kriminelle Bestrafung des brutalen Polizeidirektors Heinze, der die einhauenden Gendarmen zuvor trunken gemacht hatte, damit diese sich den zu ihrer Bluthat erforderlichen Mut aneignet! Die verblendete Welfenregierung aber verweigerte alles, sandte vielmehr den berücktigten Geh. Rabinetsrat Scheele nach Göttingen, der sich schon bei der Vertreibung der edeln Göttinger Sieben als unheimlicher Fürstentknecht erwiesen hatte. Da zogen am 17. März mittags in feierlichem Trauerzuge, die Kranken in Wagen gebettet, sämtliche Studenten aus Göttingen hinweg, gemeinsam bis Nordheim, von hier jeder in seine Heimat. Vergebens hatte die Regierung abends zuvor die Enthebung des Polizeidirektors verfügt. Die Studenten erwiederten mit vollem Recht: die Absetzung des Verbrechers genüge nicht, er müsse bestraft werden, sonst werde er doch nur an eine einträglichere Stelle versetzt und finde nur zu bald Nachahmer, die in derselben Weise Carrière machen wollten. Auch müsse das ganze System geändert, müßten die (Karlsbader u. s. w.) Ausnahmeschlüsse bezüglich der Hochschulen aufgehoben werden.

Diese Vorgänge machten überall, auch im Welfenschloß, tiefen Eindruck. Aber noch immer beharrte der eigenständige Selbstherrscher bei seinem „System“. Am 15. März hatte er eine Erklärung auf alle eingereichten Adressen erlassen, in der er die geradezu lächerliche Behauptung aufstellte: die ganze Bewegung in Hannover sei von Fremden angezettelt. Er verweigerte alle Volkswünsche,

namentlich auch ein deutsches Parlament und versprach nur „alle seine Kräfte aufzubieten, daß der hohe Bundestag mit mehr Fleiß und größerer Energie in den deutschen Angelegenheiten handele, als dies bisher geschehen ist“. Das ging aber über alle menschliche Kraft hinaus!

In würdigster Weise verwahrten sich nun die städtischen Behörden der Residenz gegen die Unterstellung, daß sie von Fremden aufgewiegelt seien, und begründeten nachdrücklich und eingehend die erhobenen Forderungen in einer neuen Adresse. Am 17. März mittags ein Uhr begleiteten Tausende die städtische Abordnung, welche die Adresse im Schloß überreichte. Der König versagte ihren Empfang, weil er krank sei. Nach langer Zeit erschien der Kabinetsrat v. Münchhausen und verkündete: der König habe Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht und Amnestie bewilligt. Alles andere war also abermals abgelehnt. Gleichwohl war der überloyale Teil der Bürgerschaft auch mit dem Erreichten zufrieden; er meinte, es sei „viel“. Andern Tages aber verkündete die Staatszeitung schon, wie der Welfe seine Zugeständnisse auslegte. Denn das „freie Vereins- und Versammlungsrecht“ sollte nur soweit gewährt sein, „als die öffentliche Ruhe dadurch nicht gefährdet wird“, darüber hätten jedoch die Behörden zu befinden. Dieses frevle Spiel mit königlichen Zusagen brachte auch die Hauptstadt in Harnisch. Sie geriet in stürmische Bewegung. Zudem wußte man jetzt schon, daß alles, was in Hannover verweigert wurde, in Süddeutschland, in Darmhessen, selbst in Kurhessen bewilligt worden sei, die Nachricht von dem mannhaften Auszuge der Göttinger Studentenschaft lief ein, in den Landschaften Kahlenberg und Hildesheim brachen Bauernunruhen aus. Vor allem aber zuckte die Freudenbotschaft durch das Land, daß das Haupt der deutschen und europäischen Reaktion, Fürst Metternich, in Wien gestürzt sei, und daß auch in Berlin Unruhen ausgebrochen seien, so daß der Welfentrog auf preussischen Beistand nicht mehr zu rechnen habe.

Namentlich die letzteren Nachrichten waren für Ernst Augusts Entschluß entscheidend. Doch verhehlte sein Welfendünkel auch den Vertrautesten den wahren Beweggrund seiner plötzlichen Wandlung. Vielmehr sagte er ihnen in seiner frivolen Weise nur: „Nun, wenn es mit den Tories nicht geht, versuchen wir es mit den Whigs!“ In der Nacht des so ereignisvollen 18. März entließ er die alten Minister, bewilligte die Forderungen des Volkes, versprach einen verfassungsmäßigen Lebenswandel und berief vor allem — zum Jubel des Volkes — denselben Mann, der 1837 für die vom König mit Füßen getretene Verfassung gekämpft hatte, den Bürgermeister Stüve von Osnabrück, an die Spitze des neuen liberalen Märzministeriums. Es war überall dasselbe Schauspiel: die von der Reaktion am bittersten Verfolgten mußten nun die im Märzsturm schwankenden Throne stützen!

In Oldenburg hatte der treffliche Großherzog bisher zwar ohne Verfassung, aber mit landesväterlicher Liebe und Milde regiert und bewilligte nun

rasch die ihm vorgetragene Wünsche des Volkes. In Herrn v. Buttell fand er einen ebenso gut deutsch- als freigesinnten Minister.

Den gleichen glatten und befriedigenden Verlauf nahm die Märzbewegung in den übrigen Kleinstaaten Norddeutschlands, wie Waldeck, Lippe u. s. w., und Mitteldeutschlands, wie Anhalt, Thüringen. In Weimar strömten große Haufen von Bauern in die Residenz — wie gleichzeitig auch in Gotha und zu anderen thüringischen Fürstenthümern — und trugen den wackeren Verteidiger ihrer Rechte, den Weimarer Advokaten v. Wydenbrugk auf ihren kräftigen Schultern vor die Fenster des Großherzogs, mit dem treuherzigen Verlangen, der Landes-



von Wydenbrugk.
Lithographie von F. Hickmann nach Biows Lichtbild. 1848.
Deutsche Nationalgalerie.

herr möge den Mann ihres Vertrauens zu seinem Minister machen. Der volksfreundliche Fürst, Karl Friedrich, willfahrte ihren Wünschen und entließ die unbeliebten Minister Schweizer und Gerßdorf. Sie und der nicht minder verhaßte und nun gleichfalls beseitigte Kammerpräsident Thon besaßen die rührende Selbstverleugnung, daß sie am Abend dieses Tages dem Beispiel von ganz Weimar folgten, und ihre eigenen Fenster zur Feier ihres Sturzes glänzend erleuchteten. Der beste Beweis für das bisherige landesväterliche Regiment des Großherzogs von Weimar war übrigens der, daß er seinen ersten Minister v. Watzdorf unangefochten auch ferner an der Spitze der Regierung belassen konnte. Außer dem Minister v. Schleinitz in Braunschweig war v. Watzdorf

der einzige, dessen wohlbegründete Volkstümlichkeit den deutschen Märzsturm bestand und überdauerte.

Am hartnäckigsten unter allen deutschen Regierungen wehrte sich die des Königreichs Sachsen gegen eine Veränderung des alten Systems. Die Volksbewegung ging hier anfangs fast ausschließlich von der zweitgrößten, geistig aber bei weitem bedeutendsten Stadt des Landes, von Leipzig aus. Hier war die ganze Bürgerschaft eines Sinnes, ebenso wie die Führer der gemäßigt Liberalen und der Radikalen, Professor Dr. Karl Biedermann und Robert Blum, die beide zugleich Leipziger Stadtverordnete waren und diese gesellige Vertretung der Leipziger Bürgerschaft zur maßvollen, aber beharrlichen Wortführerin der berechtigten Wünsche des Volkes machten.

Professor Biedermann, der spätere Vizepräsident des Frankfurter Parlamentes, 1812 geboren, hatte in bescheidenen Verhältnissen Kindheit und Jugend verlebt und das mit größtem Fleiß und glühender Lernbegierde erstrebte Ziel erreicht, Dozent der Geschichte und Kulturgeschichte an der Universität Leipzig zu werden. Während seiner Studienzeit hatte er auf fröhlichen Fußwanderungen auch einen großen Teil Deutschlands, namentlich den sonnigen Süden kennen gelernt. Eine Reihe bedeutender Schriften und Vorträge des jungen Gelehrten begründeten mit tiefem Wissen und durchdringender Klarheit in vollendeter Form die maßvollen Forderungen der deutschen Liberalen nach Einheit und Freiheit. Dabei hatte Biedermann aber auch für die sozialen Mißstände der Zeit und die berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen einen wohlwollenden Blick und ein warmes Herz, und wenn er auch im Ausdruck stets vornehme Mäßigung bewahrte, so war er dagegen der zäheste und unbeugsamste Verteidiger seiner Überzeugungen, denen er großherzig auch jedes Opfer brachte, sein Amt wie fein und der Seinen Dasein.*)

Robert Blum, 1807 in Köln geboren, katholisch, hatte sich aus drückendster Armut mit eigener Kraft emporgearbeitet, und dank den ihm von der Natur verliehenen außergewöhnlichen Geistesgaben, nach harter Tagesarbeit in durchwachten Nächten eine ziemlich umfassende Bildung angeeignet. Ganz hervorragend war seine Beredsamkeit; nur wenige Deutsche, etwa Karl Schurz, Ferdinand Lassalle und — Fürst Bismarck kommen ihm darin gleich. Blum befaß vor allem die höchste Eigenschaft volkstümlicher Beredsamkeit: die willenkundige Kraft, in wunderbarem Maße. Er konnte durch das Feuer seiner Rede nach Belieben Tausende fortreißen zu sofortiger, unwiderstehlicher That, aber auch — und das war das weitaus schwerere und größere — Tausende, die schon zu wilden, gewaltsamen

*) Wir danken Biedermann auch eine ausgezeichnete, namenlos erschienene Darstellung der Sächsischen Märzbewegung in der „Gegenwart“ von Brockhaus Bd. IV, S. 594 bis 602. Dieser Arbeit und seinem eigenen Werke „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk, Leipzig 1878, S. 250/266“ folgt der Verfasser hauptsächlich auf den folgenden Blättern.

Handlungen entschlossen waren, durch die überzeugende Kraft seines ungeheuren Ranges beherrschenden mächtigen Wortes zur Bahn der Ordnung und des Gesetzes zurückführen, und dadurch unabsehbar verhängnisvolle Folgen verhüten. Von dieser Gottesgabe hatte er in den furchtbaren Leipziger Augusttagen 1845, da durch eine ganz unnötige Salve des Militärs zwölf schuldlose Leipziger Bürger blutig hingestreckt wurden, den berechtigten Unmut seiner Mitbürger in den Bahnen gesetz-



Professor Biedermann,
Vizepräsident der deutschen Nationalversammlung.

licher Ordnung festgehalten. Daneben besaß der schlichte Leipziger Theatersekretär der erst 1847 mit Robert Frieße eine kleine volkstümliche Verlagshandlung begründete, ein wunderbares agitatorisches Talent. Alles gewann unter seiner Leitung oder unter seinem Einfluß ein stark politisches, entschieden freisinniges, aber auch gut deutsches Gepräge: das große Buchdruckerfest von 1840, der in demselben Jahre von ihm gegründete Schillerverein, der Schriftstellerverein, die

Redeübungsvereine, die jährlichen Verfassungsfeiern, selbst die Leipziger Maskenbälle und der Deutschkatholizismus. Seiner politischen Richtung hatte er in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ das kühnste und verbreitetste Organ geschaffen. Mit Gleichgesinnten aus ganz Deutschland, mit Johann Jacoby von Königsberg bis zum greisen Führer der badischen Liberalen, Adam v. Fystein und dem jugendlichen Hecker, mit den Schlesiern Grafen Reichenbach und Heinrich Simon, mit Hergenbahn in Nassau, Wydenbrugk in Weimar u. a. hatte er jährliche Zusammenkünfte und Beratungen und pflog mit ihnen eifrigen Briefwechsel. Herwegh, wie der edle Flüchtling Hoffmann v. Fallersleben, waren in seinem bescheidenen eigenen Hause heimisch. Hoffmann hatte beim Scheiden aus Blums Häuslichkeit schon am 10. April 1842 die schönen Verse hinterlassen:

An Robert Blum.

Ja, immer Frieden mit den Guten,	Laß Recht und Freiheit nicht verderben
Und mit den Bösen immer Krieg!	Und fallen durch der Feinde Hand,
Herr, führ' uns in der Hölle Gluten,	Laß lieber uns im Kampfe sterben
Nur immer führ' uns, Herr, zum Sieg!	Und rette du das Vaterland!

Es sollte anders kommen, als der Dichter flehte. Gerade Robert Blum sollte seine Überzeugungen mit dem Leben besiegeln. Aber schon vor dem Beschreiten der politischen Laufbahn mochte er ahnen, daß dieses Schicksal ihm in den Sternen geschrieben sei. Denn bereits am 14. Juni 1839 hatte er der Braut geschrieben: „Erst wenn das letzte Fünkchen von Hoffnung erloschen ist, für die Freiheit und einen besseren Zustand des Vaterlandes wirken zu können, dann wollen wir davon reden, nach Amerika zu gehen, d. h. wenn wir dann noch können und nicht füsiliert sind!“ Nicht mit Unrecht nennt daher W. Zimmermann seinen Mitkämpfer Robert Blum „den größten unter den Volksmännern der neueren Zeit“.

Auf einem Ball im Hotel de Pologne in Leipzig ereilte die Nachricht vom Ausbruch und Gelingen der Pariser Februarrevolution die hervorragendsten Männer der Leipziger Bürgerschaft, auch Robert Blum. Dieser trat sofort mit einigen Freunden zur Beratung der nächsten Schritte zusammen, und alle waren der Ansicht, die Stadtverordneten, wo möglich auch der Stadtrat, müßten die Wünsche der Leipziger Bürgerschaft in einer Adresse vor den Thron bringen. Am nächsten Morgen schon ergab sich, daß auch Biedermann und die gemäßigt Liberalen daselbe Ziel verfolgten. Biedermann hatte auch schon die den Stadtverordneten vorzulegende Adresse entworfen. Blum und seine Freunde unterdrückten ihren Unmut über den nach ihrer Ansicht zu gemäßigten Ton der Adresse, um die volle Einmütigkeit der Stadtverordneten, der Bürgerschaft zum Ausdruck zu bringen und zu erhalten. Die Adresse stellte nur zwei Verlangen, aber die zur Zeit wichtigsten: „eine Reorganisation der deutschen Bundesverfassung im Geiste und nach den Bedürfnissen der Zeit, angebahnt durch die Ent-

fesselung der Presse und die Berufung von Vertretern sämtlicher deutscher Völker an den Sitz des Bundestages“.

Die Stadtverordneten nahmen die Adresse am 1. März einstimmig an. Freudige Überraschung erregte, daß auch der Stadtrat ihr einmütig beitrug. Am 2. März begaben sich die Abordnungen der städtischen Behörden Leipzigs zur Überreichung der Adresse nach Dresden. Der König empfing sie keineswegs gnädig. Er zeigte sich verlezt durch den Hinweis auf den zwischen dem Geiste des Volkes und der Regierung bestehenden Zwiespalt, und lehnte jedes Eingehen



Robert Blum.

Lithographie von Schertle nach Biows Lichtbild. Deutsche Nationalgalerie.

auf die Adresse ab, zu welcher die Leipziger Gemeindevertretung sich nur in Überschreitung ihrer Befugnisse habe hinreißen lassen.

Am 3. März abends nach acht Uhr erwarteten Tausende auf dem Marktplatz in Leipzig und in den angrenzenden Straßen in lautloser Stille die Rückkehr der Abordnung von Dresden und ihren Bericht vor dem Rathause. Als die Abordnung endlich gegen neun Uhr eintraf, wurde sie mit stürmischem Jubel begrüßt. Dann berichtete Biedermann den Massen vom Rathausbalkon hinab: „Der König hat uns sehr freundlich empfangen, hat uns mit großer Rührung,

oft unter Thränen angehört, und uns eine eigenhändig geschriebene Antwort mitgegeben". Diese Antwort vermochte der Redner kaum zu Ende zu lesen, so laut und grimmig erhob sich der Hornruf getäuschter Erwartung aus den Massen. Jedes weitere Wort der Erläuterung aber ward vollends verschlungen. Und nun rief es tausendstimmig von unten: „Robert Blum! Robert Blum soll reden!“ Blum erschien auf dem Rathausbalkon und brachte auch diesmal durch seine Worte vollständige Ruhe in die erregten Massen. Denn er sagte: „In konstitutionellen Ländern seien die Minister, nicht der König, verantwortlich. Sie seien auch haßbar für die Abweisung der Leipziger Anträge. Auf ihre Beseitigung müsse man dringen. Er werde in der nächsten Stadtverordnetenversammlung den Antrag stellen: der König möge das Ministerium entlassen, da dieses das Vertrauen des Landes nicht besitze.“ Unter ungeheuren Jubel- und Hochrufen trennte sich darauf die Versammlung in vollkommener Ordnung. Am nächsten Tage, dem 4. März, brachte Blum in der That den versprochenen Antrag in der Stadtverordnetenversammlung ein, den König zur Entlassung der allgemein mißliebigen Minister aufzufordern. Das Kollegium nahm den Antrag mit einer „Erklärung“ an, in welcher es seine vom König bezweifelte Zuständigkeit nachdrücklich wahrte.

Inzwischen hatte sich noch in der Nacht, fast unmittelbar nach Rückkehr der ersten Abordnung aus Dresden, eine zweite dahin begeben, um dem König eindringlich mündlich die drohende Lage und die Notwendigkeit beruhigender Schritte vorzustellen. Der König zeigte sich jedoch auch jetzt (am 4. März) so wenig zur Nachgiebigkeit bereit wie seine Minister. Im Gegenteil machte er die Stadt Leipzig für Bewahrung von Gesetz und Ordnung verantwortlich. Die einzige Vertröstung, die der Abordnung mitgegeben wurde, war die, daß Schritte zur Befreiung der Presse beim Bunde geschehen sollten. Selbst diese Zusage mußte aber nur verstimmend wirken, da der Bundestag ja am 3. März schon beschlossen hatte (s. o. S. 82): jedem Bundesstaat die Aufhebung der Censur und die Einführung der Preßfreiheit freizustellen. Auch veröffentlichte Blum eben jetzt eine Erklärung des Leipziger Censors Prof. Dr. Marbach, in welcher dieser selbst über die verderblichen Wirkungen der Censur und über die Unmöglichkeit des Fortbestehens derselben sich ausgesprochen hatte.

Fast gleichzeitig mit der Antwort des Königs an die zweite Abordnung aus Leipzig drang hierher die Kunde, daß der Minister Falkenstein, eine der Säulen der bisherigen sächsischen Reaktion, sein Amt freiwillig niedergelegt habe, „um nicht den Vorwand zu ferneren Demonstrationen und Unordnungen abzugeben“. Am 6. März erschien weiter eine Ansprache des Königs. „An meine Sachsen“, welche die Berufung des Landtags spätestens zu Anfang Mai, sowie die Vorlage eines Preßgesetzes verhieß und das Volk mahnte: „Hart ruhig und im Vertrauen auf das, was ich schon gethan und noch thun werde.“ Ihrem König vertraute die Stadt Leipzig wohl, nicht aber seinen Ratgebern, und so sprach

Blum abermals aus der Seele seiner Mitbürger, als er am 7. März im Saale der Stadtverordneten ausrief: „Man hat uns einen Menschen (Falkenstein) zum Opfer gebracht, aber das System ist nicht damit gefallen. Dieses vertreten die Minister von Könnerig und v. Wietersheim; wir dürfen die Ungefeslichkeit der Censur nicht länger dulden.“ Ganz in diesem Sinne faßten die Stadtverordneten ihre Beschlüsse, indem sie in einer Erwiderung auf die königliche Ansprache einstimmig erklärten: gerade aus dieser sei zu erkennen, „wie der König nach wie vor über die dringlichen Bedürfnisse des Landes und die Pflichten und Rechte, welche die Verfassung auferlege und verbürge, getäuscht sei; daß aber auch eine Garantie für eine wahrhafte Systemänderung nur dann vorhanden, wenn Männer, die durch ihr öffentliches und ständisches Wirken sich das Vertrauen des Landes erworben, in den Rat des Königs berufen würden“.

Alle diese Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt. Immer trat der Stadtrat ihnen einmütig bei, immer wurden sie in großen Bürgerversammlungen mit Jubel begrüßt und gutgeheißen. Dabei bewahrte aber die ganze Stadt eine muster-gültige Ordnung und Ruhe. Zahlreiche freiwillige Hülfskorps (17 Kompagnien zu je 50 Mann) verstärkten die Kommunalgarde in ihrem Ordnungsdienst für jeden Fall. Zudem ließ sich auch in Dresden nicht bezweifeln, daß ganz Leipzig nur von einer Gesinnung, von unbezwinglichem Mißtrauen gegen das herrschende System, erfüllt sei. Und

nun erfolgte eine bedeutsame Kundgebung in gleichem Sinne von seiten der Universität. Denn der akademische Senat richtete eine von dem durchaus konservativen Professor v. d. Pfordten verfaßte kräftige Adresse an den König, in welcher Reformen der Verwaltung, der Preßgesetzgebung, der Rechtspflege und „eine Regeneration jenes Bundes gefordert wurde, der das Vertrauen der Völker verloren, um nicht zu sagen niemals besessen habe.“

Alles das schien selbst in Dresden einigen Eindruck zu machen, denn am 9. März erließen die Minister eine Bekanntmachung, in der sie verkündeten, sie hätten dem König ihre Entlassung angeboten, der sie jedoch nicht angenommen habe, sondern die zum 30. März einberufenen Stände darüber entscheiden lassen werde, „ob das gesamte Land die Meinung derer teile, welche sich gegen die bisherige Wirksamkeit der Minister erhoben hätten.“ Doch dieser Erlaß ent-

S. Blum, Deutsche Revolution.



Ein Genius der Wahrheit.
Karikatur auf Robert Blum aus dem Jahre 1848.

flammte den glühenden Zorn nur noch heller. Wie? — rief und schrieb man in Leipzig mit vollem Recht — die unter dem Drucke vormärzlicher Bevormundung gewählten, knechtischen und unfähigen Ständekammern sollen über die Berechtigung der Wünsche des Landes und vor allem über das Bleiben oder Gehen von Ministern entscheiden, die bisher stets sich vermaßen hatten, sie würden nur ihrer eigenen Überzeugung folgen?

Diese selbstverschuldete Gärung benützten die Minister als Vorwand, um den König noch einmal zur Strenge gegen das „revolutionäre“ Leipzig zu bewegen. Mut zu diesem Entschlusse machte vielleicht auch die kläglich-servile Haltung der Hauptstadt Dresden; Arm in Arm mit ihr, glaubten die alten Minister das Jahrhundert in die Schranken fordern zu können. Daß aus fast allen größeren Städten des Landes neue Adressen und Abordnungen in Dresden eintrafen, die dasselbe verlangten wie Leipzig, wurde nur auf Leipziger „Schreier“ zurückgeführt; in den Abordnungen der anderen Städte erblickten die Dresdner Staatsweisen nur „Strohänner“ einiger Leipziger Heger. Einen dieser Herren, den Bürgermeister Schwedler von Meerane, fuhr der König an: „Nein, nein, nein! Unbillige Wünsche werde ich nicht berücksichtigen! Ich kann mich mit Ihnen nicht in Diskussionen einlassen, ich habe Ihnen nichts zu sagen, als: leben Sie wohl!“ Solchem Wahn entsprechend, wurde gehandelt — genau so thöricht und leichtfertig wie im Jahre 1845. Plötzlich wurden große Militärmassen um Leipzig zusammengezogen. Gleichzeitig rückten — jedenfalls auf bundesfreundliches Erfuchen von Dresden — preussische Truppen in nächster Nähe von Leipzig an die Grenze. Und wie der königliche Machthaber Herr v. Langenn — der spätere Totengräber der freisinnigen mecklenburgischen Verfassung von 1848 — im Jahre 1845, so hielt nunmehr der frühere Präsident der ersten Kammer und jetzige Justizminister v. Carlowitz, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, und gleichsam von Bajonetten umgeben, am 11. März seinen Einzug in das bedrohte Leipzig.

Aber zum Glück des Landes war Herr v. Carlowitz kein Herr v. Langenn. Denn er war nicht bloß gekommen, um, wie Langenn, blindlings der erregten Stadt das strenge Gebot seines Königs zu verkünden, sondern um mit den eigenen klaren Augen alles zu schauen und zu prüfen, und dann über das Geschehene dem König wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten. Er überzeugte sich, daß die Stadt durchaus treu, einmütig von gut deutscher und sächsischer Gesinnung beseelt sei, daß sie nur Gerechtes fordere und die Ordnung, trotz der furchtbaren Erregung über die Truppenanmärsche, in mustergültiger Weise aufrecht erhalten habe, daß namentlich der in Dresden aufs Äußerste verdächtige Robert Blum sein bestes thue, um gewaltfame Ausbrüche des Volkswillens niederzuhalten, wenn er auch dem berechtigten Unmut über die Truppenansammlungen am 10. März im Stadtverordneten-saal in den berühmten Worten Ausdruck gegeben hatte: „Man erwäge nur die Umzingelung Leipzigs. Weshalb diese

Kosten? Warum wird der Landbewohner so ausgezogen? Weil fünf Menschen“ (die Dresdner Minister), „die eine Armee zur Verfügung haben, nicht begreifen, daß sie mit ihren Kugeln zwar Menschen töten, aber nicht ein einziges Loch in die Idee bohren können, welche die Welt beherrscht.“ Schweigend beobachtete Herr v. Carlowitz das alles; schweigend reiste er nach Dresden zurück. Niemand wußte, ob er zum Bürgerkrieg oder zum Frieden raten werde. Aber wer diesen trefflichen Mann genauer kannte,^{*)} konnte nicht zweifelhaft sein, wie er zum Könige sprechen werde. Zum ersten Mal öffnete er diesem die Augen über den wahren Charakter der Leipziger Bewegung. Der König erkannte, daß er von Könneritz getäuscht worden sei und entließ diesen sofort in Ungnaden. Am 13. März trat das ganze alte Ministerium zurück. Leipzig wagte kaum, der frohen Kunde zu trauern.

Doch wurden schon am 16. März die Namen der neuen Minister bekannt gemacht. Auch hier in Sachsen wurden nun plötzlich die bisher von der Regierung bestgehaßten Führer der Opposition im Landtage, als Männer des öffentlichen „Vertrauens“, zu unentbehrlichen Stützen und Leitern derselben Regierung berufen. Nur Einer unter ihnen, der neue Minister des Auswärtigen und Innern, der Leipziger Professor v. d. Pfordten, ein geborener Bayer, erfreute sich einer weniger besleckten Vergangenheit. Er spielte auch bald eine zweideutige Rolle im sächsischen Märzministerium, namentlich in der deutschen Frage. Es ist derselbe Mann, der später, als bayerischer Ministerpräsident, sein Heimatland Bayern 1866 in den Krieg gegen Preußen hineintrief, und dann, als er bittflehend den Frieden mit dem preußischen Sieger verhandelte, die ergößliche Entdeckung machte, daß Bismarck wirklich ein deutsches Herz habe!

Bis zum 20. März war das sächsische Ministerium noch nicht vollständig besetzt, und weite Kreise Sachsens forderten ungestüm, daß Robert Blum berufen werden müsse. Er aber lehnte auf das Bestimmteste ab. Jetzt, nachdem das alte System in Sachsen gestürzt sei, erklärte er, könne seine Thätigkeit nur den Vorbereitungen für das deutsche Parlament, nur dem ganzen Deutschland, nicht Sachsen allein gewidmet sein. So nahm er denn die Berufung in das deutsche Vorparlament an. Ehe er nach Frankfurt abreiste, erschien eine starke Abordnung aus dem sächsischen Gebirge bei ihm und machte dem „Bürger Blum“ zur Pflicht, binnen vierzehn Tagen die deutsche Republik von Frankfurt mitzubringen. Statt einer Antwort, richtete Blum an die Versammlung die verblüffende Frage: ob die Herren an allen Orten, von denen sie herkämen, schon

^{*)} Er hatte schon in Leipzig erklärt, daß er keinesfalls länger als bis zum Landtag im Amt bleiben werde. Später siedelte er nach Preußen über, und wurde hier, wie er schon in der ersten Sächs. Kammer immer seine gutdeutsche Gesinnung bethätigt hatte, langjähriges Mitglied des Preuß. Abgeordneten-Hauses unter den Mittliberalen. Auch im Norddeutschen Reichstag war er Abgeordneter, zugleich mit dem Verfasser dieses Werkes (von 1867 an). Er starb am 9. August 1874 in Kößschenbroda bei Dresden.

Feuerspritzen hätten? Und als diese Frage von den meisten verneint wurde, erklärte er kühl und achselzuckend: „Sagen Sie Ihren Auftraggebern, ehe jedes Dorf in Deutschland seine Feuerspritze habe, könne ich ihnen die deutsche Republik nicht besorgen“.

Sechster Abschnitt.

Die Wiener Märzbewegung. Sturz Metternichs.

Auch der Kaiserstaat Österreich, der unter Metternichs hartem Drucke seit Jahrzehnten in totenähnlichem Schlummer gelegen hatte, wurde von dem Sturmwind der neuen Zeit aufs heftigste durchbraust und erschüttert. Von der tiefen und drohenden Gärung in den italienischen Provinzen Österreichs ist schon früher gesprochen worden (s. o. S. 78). Die Nachwirkungen der französischen Februarrevolution machten sich zuerst in den Kronländern Ungarn und Böhmen stürmisch geltend, wo die Magyaren und Tschechen ein neues Ungarn und Böhmen im alten Kaiserstaate forderten und anstrebten. Die weiter zielenden Pläne und Gedanken, die der feurige Führer der magyarischen Nationalpartei, Ludwig Kossuth, verfolgte, den Erlaß einer konstitutionellen Gesamtverfassung Österreichs, gingen vorläufig noch über den engen Gesichtskreis seiner Landsleute, namentlich der Magnatentafel, weit hinaus.

Dagegen wurde die berühmte Rede, die Kossuth am 3. März 1848 im Preshburger Reichstage (der ungarischen zweiten Kammer) hielt, mit gutem Grunde als die Taufrede der ungarischen wie der Wiener Revolution bezeichnet.*) Kossuth rief damals:

„Die Zukunft unseres Vaterlandes (d. h. Ungarns) ist nicht gesichert, solange das Regierungssystem in den anderen Provinzen allen konstitutionellen Grundsätzen grob widerspricht, so lange der Staatsrat (in dem Metternich unbedingt herrschte), der die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie ordnet, in seinen Elementen, seiner Zusammensetzung und in seiner Tendenz dem Absolutismus huldigt. Die Unbeweglichkeit der Regierungsmänner verdammt den Reichstag zu einer wahren Treitmühlarbeit, macht alle Bemühungen der Volksfreunde vergeblich. Aus den Beinkammern des Wiener Systems weht eine verpestete Luft uns an, die unsere Nerven lähmt, unseren Geistesflug bannt. Die Quelle alles Übels liegt in der verkehrten Politik der österreichischen Minister, für die es wohl schmerzlich sein mag, ein Stück nach dem anderen von dem Gebäude einstürzen zu sehen, das ein langes Leben aufgebaut, welche aber durch längeres Beharren bei ihrem Systeme die Zukunft der Dynastie kompromittieren. Wo die Grundlage fehlerhaft ist, da ist das Verhängnis des Sturzes unausweichbar. An

*) So von Anton Springer, Geschichte Österreichs, Bd. II, S. 167, der ebenda S. 177 bis 196 auch die bei weitem zuverlässigste Darstellung der Wiener Märzbewegung giebt. Dieser Darstellung ist der Verfasser hauptsächlich gefolgt.

uns ist es, die Dynastie zu retten, ihre Zukunft an die Verbrüderung der verschiedenen Völker Österreichs zu binden, statt des schlechten Bindemittels der Bajonette und des Beamtendruckes den festen Kitt einer freien Verfassung zu setzen.“ Nachdem dann die ungarischen Sonderwünsche aufgezählt werden, schließt der Redner: „In der innigsten Verschmelzung der verschiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze der Dynastie, der Schutz unserer Freiheit. Wir bitten daher, den kaiserlichen Thron mit konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Österreichs eine Verfassung verleihen zu wollen.“

Wir werden sogleich erkennen, wie mächtig und unmittelbar diese große Rede auf die Wiener Bewegung wirkte, und deshalb mußten die Hauptsätze hier wiedergegeben werden. Namentlich empfing die Wiener Bewegung aus dieser Rede ihr großes umfassendes Ziel. Denn während Ungarn und Tschechen nur die Erneuerung und Verjüngung der Verfassungsverhältnisse ihrer Kronländer anstrebten, steuerte die Wiener Märzbewegung auf ein neues Österreich los.

Seit der zweiten Märzwoche war Wien nicht wiederzuerkennen. Jedermann sprach von Politik, und zwar mit vollem Freimuth. Große Volksmassen gaben ihrer jubelnden Begeisterung über Kossuths Rede, über die Heidelberger Erklärung (s. o. S. 82), ihrem Hasse gegen die eigene Regierung lauten und unverhohlenen Ausdruck, ohne daß die plötzlich völlig machtlos gewordene Polizei einschritt. Die Censur verzichtete notgedrungen auf alle Wirksamkeit, da das Schlimmste keineswegs in der einheimischen Presse erzeugt wurde, sondern von außen herkam, in den Beschlüssen des verzweifelten Bundestages, in den Staatshandlungen, Zugeständnissen und Verkündungen der deutschen Regierungen und Fürsten. Alles das mußte auch die Wiener zur gewaltsamen Erhebung reizen. Wachsende Ratlosigkeit und Schwäche nahm in den obersten Regierungskreisen des Kaisertums überhand. Denn hier drängten zwar Mitglieder des kaiserlichen Hauses selbst, Glieder des hohen Adels u. s. w. den Kaiser, daß er durch rechtzeitige Zugeständnisse den Ausbruch der Revolution niederhalte und eine größere Einbuße an Würde und Macht vereitle. Aber jetzt zeigte sich am deutlichsten das Verhängnis, daß dieser greise stumpfsinnige Monarch durchaus keinen eigenen entscheidenden Willen besaß, daß es völlig unmöglich war, ihn zu einem festen Entschlusse, zu eingreifender Thätigkeit zu bewegen. Die Staatskonferenz unter Metternichs Allmacht vertrat ein für allemal, unerschütterlich, seine Stelle.

Da nun nach der Erfahrung von Jahrzehnten von der Staatskonferenz freiwillige Zugeständnisse durchaus nicht zu erwarten waren, so richtete schon am 6. März der niederösterreichische Gewerbeverein eine Adresse an die Staatskonferenz, die u. a. aussprach: „Nur ein festes Anschließen der Regierung an die Stände und Bürger und Offenheit kann das alte Vertrauen wiedergewinnen.“ An der Beratung und Genehmigung dieser Adresse hatten sogar der Erzherzog Franz Karl und Graf Kolowrat teilgenommen. Es war aber vorauszu sehen, daß sie in den Akten der Staatskonferenz klanglos begraben werden

würde. Daher bereiteten die Mitglieder der liberalen Ständepartei des zum 13. März einberufenen niederösterreichischen Landtags eine von Schmerling verfaßte Adresse vor, welche die Einberufung der Abgeordneten aller Provinziallandtage, die Mitteilung des Staatshaushaltes an dieselben und Aufhebung der Censur erbat. Zur Unterstützung dieser ständischen Adresse sollte eine Petition dienen, die von Mitgliedern des hochangesehenen juridisch-politischen Lesevereins verfaßt, der ganzen gebildeten Bürgerschaft Wiens zur Zustimmung und Unterschrift vorgelegt wurde. Diese Petition fand in der That den allgemeinsten Beifall. Sie forderte freie Presse, öffentliche Rechtspflege, die Reform des Gemeinbewesens, hauptsächlich aber klar und bestimmt — was die ständische Adresse nur schüchtern anzudeuten wagte, — eine österreichische Gesamtverfassung: „Die periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Klassen und Interessen der Völker vertretenden Körpers mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Kontrolle des Finanzhaushaltes, sowie der Teilnahme an der Gesetzgebung.“

Abermals bestürmten nach Eingang dieser Petition zahlreiche Mitglieder des kaiserlichen Familienrates und hohe Ablige, selbst die Fürstin Metternich, den Staatskanzler und die Staatskonferenz zur Nachgiebigkeit. Das Äußerste aber, was diese den Kaiser bewilligen ließ, waren folgende, in einem Kabinettschreiben vom 12. März enthaltenen fast komisch dürftigen Zusagen: der Kaiser habe beschlossen, „aus allen Provinzen ständische Mitglieder und zwar aus jedem Stande ein Mitglied nach Wien zu berufen und sie mit einem Regierungskomitee in Berührung (!) zu bringen, damit sie mit demselben in Ansehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache (!) träten.“ Auch habe der Kaiser „sich vorbehalten (!), dieser Deputation jener Maßregeln andeuten (!) zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblicks erfordern“. „Dieses höchste Zugeständnis,“ sagte Anton Springer treffend, „welches den Ständen am nächsten Morgen mitgeteilt werden sollte, erinnerte unwillkürlich an die gemalten Gerichte, die wirklichen Heißhunger zu stillen bestimmt sind.“ Es kam übrigens gar nicht zur Kenntnis weiterer Kreise. Denn ehe es verkündet werden konnte, war ein neues, mächtig vorwärts drängendes, feuriges Element der Wiener Bewegung hinzugetreten: Die Studentenschaft.

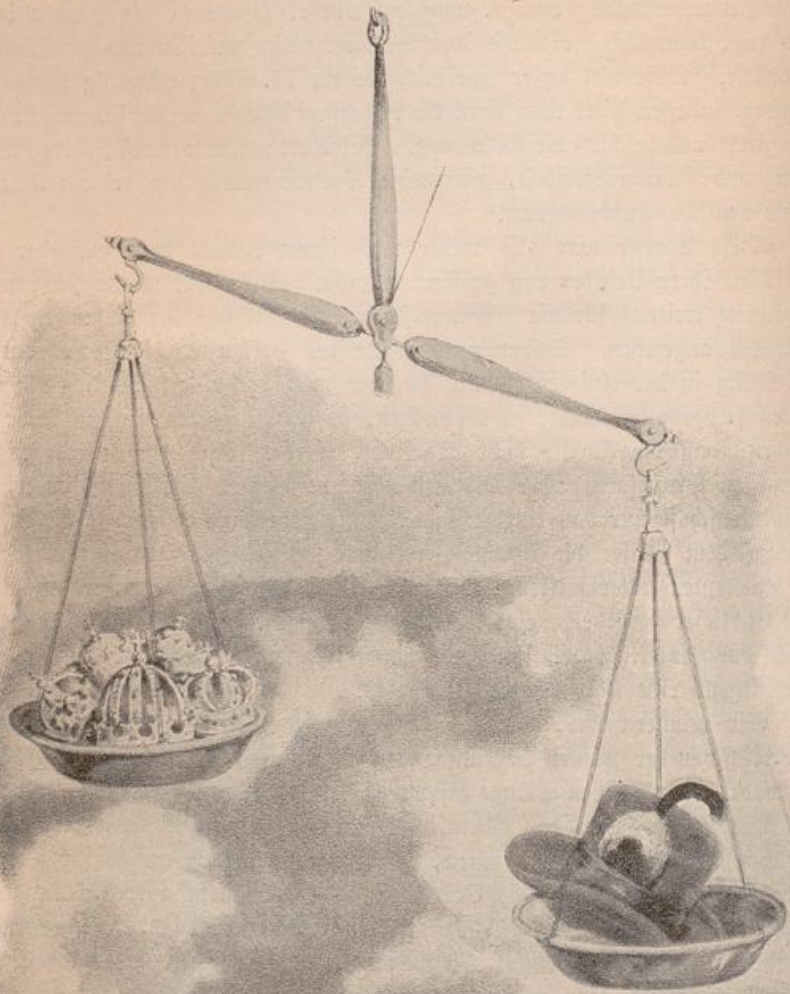
Seit den Tagen Karl Ludwig Sands und Karl Follens hielt Metternich und mit ihm seine Staatskonferenz die Studenten für die gefährlichsten Demagogen in der Welt, und demgemäß wurde namentlich die Wiener Studentenschaft behandelt. Kein Ausbruch stürmischer Jugendkraft, ja nicht einmal harmlosen studentischen Selbstbewußtseins wurde geduldet, der starke jugendliche Trieb zu geselligem oder selbst wissenschaftlichem Vereinsleben mit äußerster Strenge niedergehalten — aber natürlich immer vergeblich. Die Folge war nur, daß die Vereine oder „Burschenschaften“ in Wien im geheimen bestanden, und daß der Reiz des Verbotenen gerade die excentrischsten Naturen am meisten anzog. In der That wurden hier die radikalsten Zeitungen und Schriften, wie Struves

Zuschauer, gleich Evangelien verehrt. Und ganz wie einst die Burschenschaft nach der Kriegserklärung Europas gegen das Wartburgfest (s. o. S. 16), bildeten sich die Wiener Studenten ein, eine Macht im Staate zu sein, Helben, die wie Schulknaben behandelt würden. Daher fühlten sie sich, bei der blinden Furcht und heillosen Schwäche der Regierung, nun auch berufen, ihrerseits in die Ereignisse einzugreifen und zwar zunächst in Gestalt einer Studentenadresse an den Kaiser. Als diese am 8. März beschlossene Adresse der allgemeinen Studentenversammlung vom 9. vorgelegt wurde, schüttelten die Vernünftigeren doch recht bedenklich die Köpfe über die unglaublich unreifen und phrasenhaften Entwürfe. Nicht viel besser war auch die am 11. März endgültig beschlossene Fassung, indessen hielt man durch die bisherigen Vorgänge „die studentische Ehre engagiert“ und beschloß die Absendung. Gefordert wurden: Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit, allgemeine Volksvertretung und eine unklar gedachte deutsche Bundesreform.

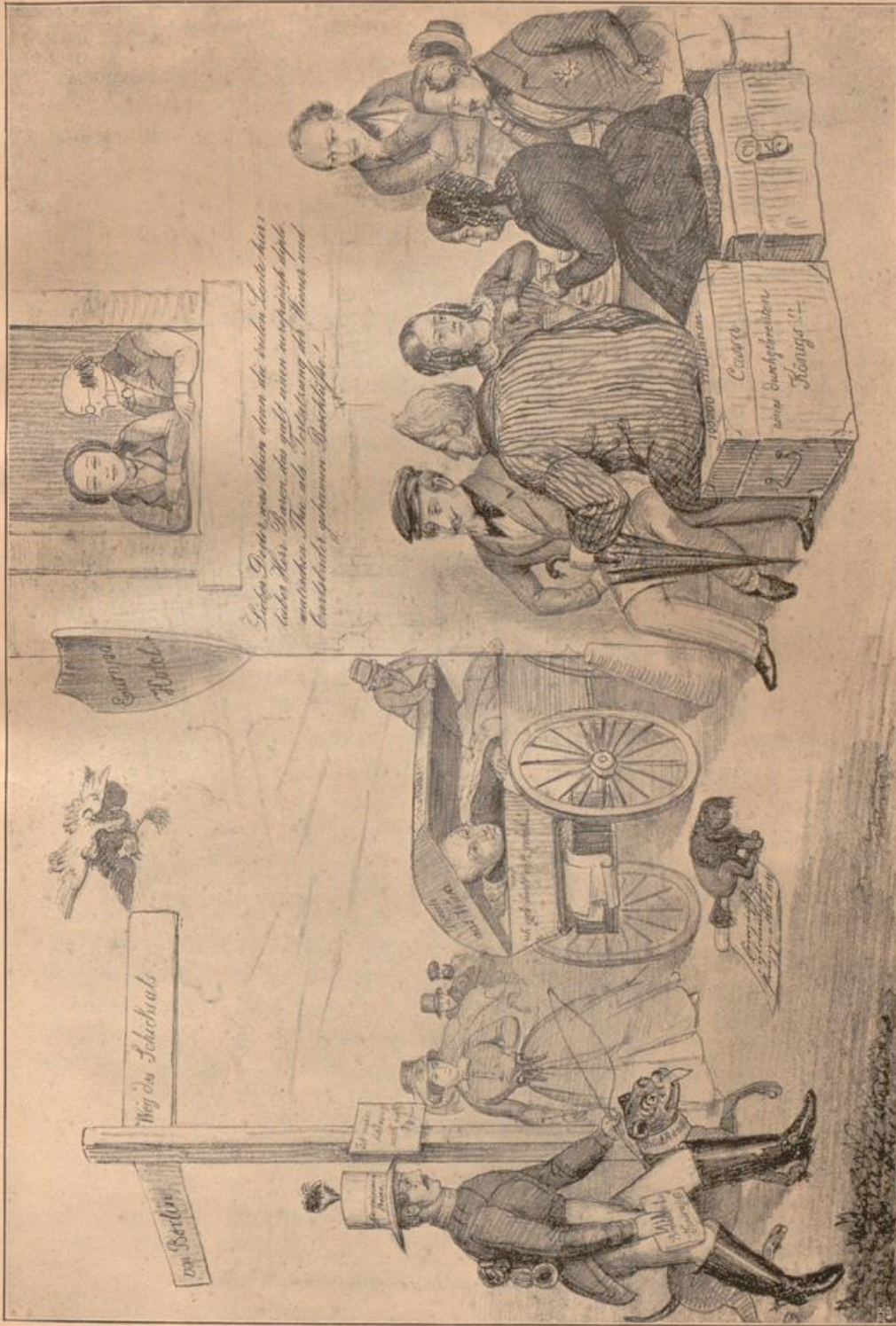
Diese Adresse war also weder nach ihrem Inhalt noch nach der Persönlichkeit ihrer Urheber von großem Gewicht. Gleichwohl wurde sie von der Regierung weitaus für die bedeutsamste und bedenklichste der bisherigen Kundgebungen angesehen. Sofort versammelte der Hofkanzler die Professoren am 12. März in der Universität, um sie, die man bisher geflissentlich den Studenten ferngehalten hatte, zu beschwören, sie möchten ihren Einfluß dafür verwenden, daß die Adresse nicht abgesendet werde. Auch die beliebtesten und liberalsten Professoren, Hye und Endlicher, vermochten jedoch von der erhitzten Studentenschaft nur das einzige Zugeständnis zu erlangen, daß die beiden Professoren dem Kaiser die Adresse überreichen sollten, statt daß eine Abordnung der Studenten unter starkem Geleit das thäte. Bis zum Abend versuchten Hye und Endlicher vergebens, eine Audienz zu erlangen. Endlich ließ sie der Kaiser durch eine Hinterthüre eintreten und empfing sie wohlwollend und leutselig, ohne indes irgend eine klare Antwort zu geben.

Wir erinnern uns, daß für den folgenden Tag — der für Wien und Osterreich von der größten Bedeutung werden sollte —, den dreizehnten März, die niederösterreichischen Stände zusammen berufen waren. Da diese alsbald in die Beratung der von den liberalen Ständemitgliedern vorbereiteten Schmerling'schen Adresse eintreten mußten, so drängte natürlich ein großer Teil der Wiener Bevölkerung vor das Ständehaus — vor allem aber die Studenten, nachdem sie von Hye und Endlicher vernommen hatten, daß der Kaiser auf die Adresse der Studenten so gut wie nichts geantwortet habe. Denn wenn Prof. Hye seinen Hörern, um sie zu beschwichtigen, diesen Tag „als den größten in der Geschichte Osterreichs“ pries und behauptete: „Die Augen Europas sind auf die Universität gerichtet“, so wollten die Studenten diese Worte wahr machen, aber freilich nicht auf dem Wege, den Hye empfahl, indem er „den Fortschritt auf dem Wege der Ruhe und des Kollegienbesuchs“ verhiess.

So versammelten sich denn Tausende, meist aus den besseren Ständen und Studenten bestehend, am 13. März vor dem Ständehaus und füllten sogar dessen Hof. Hier wurden die Massen durch eine Rede des schwärmerischen Arztes Fischhof, vor allem aber durch die von einem Studenten verlesene Rede Kossuths vom 3. März befeuert. Diese Rede gab der ganzen Wiener Bewegung zugleich das bedeutendste Programm und Ziel. Und als nun ein weiterer Redner mahnte, sich mit den Machthabern in unmittelbare Ver-



Er wiegt mehr, als sie alle! — Wiener Zeitbild aus dem Jahre 1849.



Prinz Wilhelm von Preußen. Lola Monte.
 Metternich.
 „Bon jour, Süß Rittmachi, setz ihr a hie?“
 Mammheimer Karikatur aus dem Jahre 1848.
 Beisele und Giesele, Louis Philipp.

bindung zu setzen, und dadurch „die bisher im Landhause gesprochenen Monologe in Dialoge zu verwandeln“, drängten sogleich große Volksmassen in das Treppenhause, in den Flur und die Vorfälle der Ständeversammlung. Auch hier würden die Massen — da sechs Bürger und sechs Studenten in den Ständesaal als Zuhörer eingelassen wurden, um sich vom guten Willen der Versammlung zu überzeugen — nicht weiter geschritten sein, wenn jetzt nicht plötzlich das unwahre Gerücht unter der vor und im Landhause flutenden und erregten Menge verbreitet worden wäre: die zwölf Vertreter des Volkes im Ständesaal würden gefangen gehalten, und Truppen umzingelten das Ständehaus! Da gab es kein Halten mehr. In ungeheuren Massen stürmt das Volk hinauf nach dem Ständesaal, alles zerstörend und verwüstend. Die bedrohten Mitglieder des Landtags vermögen sich nicht zu flüchten; um ihre Freiheit und ihr Leben zu sichern, versprechen sie daher, persönlich beim Kaiser die Erfüllung der Volkswünsche zu erbitten. „Im Gefolge der Stände“, — so schildert Anton Springer anschaulich die Lage, „gelangte die Furcht und die Ratlosigkeit auch in die kaiserliche Burg.“

Seit vielen Stunden schon war die Staatskonferenz an dem schicksalschweren Tage versammelt, während der ohnehin willensunfähige Kaiser auch jetzt für alle unnahbar war. Die Staatskonferenz aber konnte ohne seine Genehmigung keine gesetzlich verbindlichen Beschlüsse fassen. Sie gab also den andringenden Volkshäufen nur folgende Bertröstung: „das den Zeitverhältnissen Entsprechende wird durch ein eigens hierzu aufgestelltes Komitee geprüft und der Allerhöchsten Entscheidung unterzogen werden, worüber Allerhöchstdieselben das zum allgemeinen Wohle der Gesamtheit ihrer Unterthanen dienliche mit Beschleunigung beschließen werden“.

Nach dieser vermeintlich ungeheuren That atmete die Staatskonferenz erleichtert auf — aber viel zu früh. Denn auch nach dem Abzug der Stände in die kaiserliche Burg war vor dem Landhause wie vor der Staatskanzlei auf dem Ballplaze noch eine große Menge zurückgeblieben, die durch jugendliche Redner mit dem Schlagworte: „Pereat Metternich!“ u. dgl. erregt wurde. Diese Verwünschungen brausten von unten her vernehmlich an die Fenster der Staatskonferenz — und nun rückte Militär an gegen und in die ohnehin dicht zusammengekeilten Massen. Bei den Jörn- und Schmerzensrufen der Bedrängten geht alle Besinnung verloren. Ein Volkshause dringt in die oberen Räume des Landhauses, zerstört die Möbel und schleudert sie auf die Köpfe der Soldaten. Auch der unter den Truppen befindliche Erzherzog Albrecht wird von einem Holzstück empfindlich getroffen. Gleich darauf krachen zwei Salven in das Landhaus, die zahlreiche Verwundete und Tote hinstrecken.

Nun rast der Schreckensruf: „Man hat unsre wehrlosen Brüder gemordet! Verrat! Zu den Waffen!“ durch ganz Wien — und sofort tritt ein neues Element den aufrührerischen Massen hinzu: das Bürgertum. Das uni-

formierte Bürgercorps versammelt sich bewaffnet. Angesehene Männer aus dem städtischen Patriziate dringen in den Bürgermeister, den Abzug der Truppen aus der Stadt zu begehren. Bürgeroffiziere machen von ihrem Vorrecht Gebrauch, jederzeit frei in die Hofburg einzutreten, und gefellen sich zu der ständischen Abordnung, die seit Mittag schon die Staatskonferenz belagert. Die Studentenschaft verlangt ungestüm nach Waffen, droht mit Erstürmung des Zeughauses, und veranlaßt den Rektor Magnificus, den vor Angst schlotternden Tennill, sich gleichfalls vor die Staatskonferenz zu begeben und die Bewaffnung der Studenten zu fordern. Alle diese Begehren werden wirklich vor die Staatskonferenz gebracht. Fürst Metternich ruft den Wortführern der Volkswünsche zu: der Pöbel sei nur durch französische, polnische und schweizerische Sendlinge verführt und fordert die Bittsteller zornig auf: dem „Straßenkrawall“ ein Ende zu machen. Da erklären jene aber mit erhobener Stimme: „Das ist kein Krawall, sondern eine Revolution!“

Inzwischen hatte sich unter den in der Staatskanzlei versammelten Abgeordneten die Kunde verbreitet, aus dem Polizeigebäude sei sogar auf Bürger in Uniform geschossen worden, und damit stieg die Erregung auf den Siedepunkt. Die Staatskonferenz meinte nun doch, irgend ein Zugeständnis machen zu müssen, und gab die Censur preis. Vielleicht hätte dieser Schritt vor einigen Tagen noch den Sturm beschworen — jetzt war es auch damit zu spät. Nachdem Fürst Metternich sich aus dem Konferenzsaal in das Nebenzimmer begeben, um den Entwurf eines Preßgesetzes niederzuschreiben, forderte ein Mitglied der Grafenbank aus der Mitte der in den Saal gedrungenen ständischen Abordnung, wahrscheinlich Graf Montecuccoli — laut die Abdankung Metternichs. Schmerling, Breuner u. a. Ständemitglieder schlossen sich ihm an, und immer stürmischer wurde dieser Ruf erhoben, so daß auch Metternich ihn vernahm und aus der Nebenstube trat. Niemand sprach ein Wort zu seinen Gunsten, auch nicht einer von seinen bisherigen Kollegen der Staatskonferenz. So sah der Fürst sich von allen preisgegeben, jedes Haltes beraubt, und sprach nun würdevoll: „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkt zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen.“ Niemand widersprach, niemand bat ihn, im Amte zu bleiben, vielmehr erklärte ein alter Bürgeroffizier freimütig: „Durchlaucht, wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten sie den Thron und die Monarchie.“ Nun blieb dem Fürsten nichts mehr übrig, als sofort zurückzutreten. Die Wiener Bevölkerung hatte das richtige Gefühl, daß sie in der ganzen bisherigen deutschen Märzbeziehung den größten Sieg, das wichtigste Zugeständnis erstritten habe. Deshalb wurde auch die Freudenbotschaft von Metternichs Abdankung mit den Worten durch die Stadt getragen: „Es ist alles bewilligt!“

In der That alles übrige, was nun die im eigentlichen Sinne des Wortes kopflose Staatskonferenz noch weiter sich abtrogen ließ, durfte man kaum mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des soeben vollzogenen Ereignisses vergleichen: der Staatsmann, der seit 27 Jahren der Leiter der deutschen und europäischen Reaktion gewesen, war für immer von der Macht, ja vom politischen Schauplatz überhaupt verdrängt; mit ihm hatte auch das alte System abgedankt und



Congress falscher Spieler unter englischem Schutz.

*Trostspruch: Spielt ihr auch jetzt noch mit dem Blinden! -
Bald wird sich auch der IV. finden! -*

Metternich. Prinz von Preußen. Ludwig Philipp.
Unter dem Tisch: Ernst August, König von Hannover. Hinten: Friedrich Wilhelm IV.
Berliner Karikatur aus dem Jahre 1848.

einer neuern Zeit Platz gemacht. Metternich selbst, dessen Sommerwohnung auf dem Rennweg von einem Volkshaufen gestürmt wurde, verließ alsbald Wien, ja Osterreich überhaupt. Auch der Erzherzog Albrecht, dem der Befehl zum Feuern auf das Landhaus zugeschrieben wurde, mußte die Hauptstadt verlassen. Mit der Verbrennung und Plünderung der Mauthhäuser an der Linie schloß die Nacht des dreizehnten März in Wien.

Die „Märzerrungenschaften“, die der zögernden Staatskonferenz nacheinander abgerungen wurden, bestanden: in der (schon am 13. März erklärten) Bewilligung der Volksbewaffnung, der Bewaffnung und Organisierung der Studentenlegion; dann weiter (am 14. März) in der Genehmigung zur Bildung einer Bürgerwehr neben den privilegierten Bürgerkorps, ja einer Nationalgarde, endlich der vollen Pressfreiheit. Am längsten sträubte sich die Staatskonferenz gegen die Verheißung einer Verfassung oder „Konstitution“ — wie das garstige Ding im österreichischen Regierungsdeutsch genannt wurde —, obwohl alle Glieder des kaiserlichen Familienrates, auch der siebenzehnjährige Erzherzog Franz Joseph (der heutige Kaiser von Österreich) dieses Zugeständnis für unvermeidlich hielten. Der alters- und geisteschwache Kaiser Ferdinand aber hielt eine „Konstitution“ für das größte der Übel, für den Todesstoß, der sowohl die monarchische Würde und Macht, als auch den Staat Österreich ins Herz treffen mußte. Einst warnte den Kaiser sein Leibarzt vor einem Diätfehler mit den Worten: „Euer Majestät Konstitution verträgt das nicht.“ Da soll der Kaiser, mit einer bei ihm seltenen Erregung, erwiedert haben: „I hob halt ka Konstitution und I mag halt ka Konstitution!“ Zu ungestüm verlangte aber Wien nach dieser wichtigsten Grundlage freier Staaten und Völker. So erwirkte denn die Staatskonferenz endlich am 15. März ein kaiserliches Manifest, welches verkündete: „Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen zum Behufe der Konstitution des Vaterlandes ist das Nötige verfügt.“ Kaiser Ferdinand schwang dabei sogar eine schwarz-rot-goldene Fahne zum Fenster der Burg hinaus. Damit war das im Grunde gutmütige und bescheidene Wiener Volk vollständig befriedigt, und ein andauernder Jubelrausch trat an Stelle der bisherigen bitteren Erregung. „Die Lösung des großen politischen Dramas war gefunden, die Revolution vollendet und — geschlossen“, verkündete ein Wortführer der Bewegung. Mit vollem Recht aber faßt Anton Springer das staatsrechtliche Ergebnis dieser Bewegung in die Worte zusammen: „daß in den Märztagen das alte Österreich vollständig, mit Recht und für immer zu Grunde ging, alle Machthaber seit 1848 ohne Unterschied auf die Revolution als ihre Basis fußen, darüber herrscht kein Zwiespalt der Meinungen.“ Wir werden uns dieser Worte später, bei Prüfung der Rechtmäßigkeit der sogenannten Wiener Oktoberrevolution von 1848, wohl erinnern.



Wie ein Landwehrmann die neuesten Nachrichten mit Eifer verfolgt.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

Siebenter Abschnitt.

Die Märzbewegung in Preußen bis zum 18. März.

In den preußischen Provinzen trat der Rückschlag der Pariser Februarrevolution naturgemäß zuerst in dem an Frankreich angrenzenden Rheinland zu Tage, das zudem längere Zeit selbst zu Frankreich gehört hatte. Doch blieb die rheinische Bewegung ganz frei von landesverrätherischen Anläufen zur Wiedervereinigung mit Frankreich, mit der neuen französischen Republik. Denn zu fühlbar hatte doch auch das leichtlebige Volk an der alten Pfaffengasse des Rheins die Segnungen preußisch-deutscher Herrschaft im letzten Menschenalter empfunden.

Wohl aber waren die Forderungen, welche die Kölner Versammlungen im Domhof und andere rheinische Städte schon Anfang März erhoben, teilweise noch von dem jakobinischen Geiste der ersten französischen Revolution und andererseits wieder von dem platten Materialismus der neuen kommunistischen Heilsapostel Karl Marx und Friedrich Engels durchdrungen, die nach dem bewährten Rezept des Dr. John Falstaff, daß der beste Teil der Tapferkeit Vorsicht sei, ihre innerste Überzeugung ins Ausland gerettet hatten, und nun bis an das Ende ihres Lebens den von ihnen Verführten die angenehme Arbeit überließen, die von ihnen heißgeschmorten Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Forderungen, wie die im Kölner Domhof erhobenen: „Verminderung und allmähliche Abschaffung des stehenden Heeres, Einführung allgemeiner Volksbewaffnung, Wahl der Führer durch das Volk“, verrieten eine gedankenlose Anlehnung an die Stichworte der ersten französischen Revolution und eine lächerliche Unkenntnis der geschichtlichen Grundlagen und Bedürfnisse des preußischen Staates. Die Kölner Souveräne vom Domhof machten sich freilich ihren Spielraum sehr bequem, indem sie, — wie ihr guter Freund W. Zimmermann in seinem Werke „Die deutsche Revolution“ (S. 26) triumphierend ausruft: — „mit Unwillen verschmähten, auf den sogenannten Rechtsboden sich zu beschränken, oder zu untersuchen, inwiefern ihre Ansprüche bereits in bestehenden Gesetzen ihre Begründung fänden; das dringende Bedürfnis darnach sei vor-

handen, das sei genug". „Wir wollen nicht mehr bitten und betteln“, so wurde gesagt, „wir bringen unsere gerechten (?) Forderungen vor den Thron!“

Zu diesen sogenannten „gerechten Forderungen“ gehörten aber auch die auf Vernichtung der preussischen Heerverfassung abzielenden, nicht minder die unendlich dehnbaren kommunistischen: „Schutz der Arbeit und Sicherstellung der menschlichen Bedürfnisse für Alle, vollständige Erziehung der Kinder auf öffentliche Kosten“ u. s. w. Das ganze Ergebnis dieser rheinischen Bewegung in den ersten Märztagen war die Absendung zahlreicher Adressen nach Berlin, die außer den süddeutschen Forderungen auch die vorstehend im Vortlaut gegebenen exzentrischen rheinischen Sonderwünsche erhoben. Besonders bezeichnend für die Eigentümlichkeit dieser glühenden rheinischen Jakobiner und Kommunisten war übrigens die Thatsache, daß die Mahnungen bedächtiger Vaterlandsfreunde, man möge doch bei dem Ernst der Zeit den Mummenschanz des Karnevals abfagen, durchaus auf steinigem Boden fielen und nur tauben Ohren begegneten. Vielmehr zog der ganze Kölner Karnevals-Klüngel in alter Tollheit noch über die Straßen, auch nachdem ein von der radikalen und roten Presse des Rheinlandes allerdings kolossal übertriebener blutiger Zusammenstoß zwischen Volk und Soldaten in Köln stattgefunden hatte. Dabei hatte nämlich nur ein von der untrüglichen Volksstimme bereits totgesagter Bürger, beim Andrängen der Truppen eine leichte Quetschwunde erlitten, und ein Stadtrat aus Angst sich aus dem Fenster gestürzt und beide Beine gebrochen. Aber selbst diese ungeheuer übertriebenen Unglücksfälle hemmten so wenig als der Ernst der Zeit auch nur einen Augenblick die Narrheit des rheinischen Karnevals. Sehr vorteilhaft zeichnet sich von den übrigen Kundgebungen der Rheinlande dieser Tage die von Dahlmann verfaßte Adresse der Bonner Professoren an den König aus, die mit einer Hinweisung auf Preußens deutschen Beruf schloß.

Auch aus anderen Hauptsitzen der liberalen Bewegung in Preußen, wie Königsberg und Breslau, kamen Adressen an den König, die im wesentlichen die süddeutschen Forderungen enthielten. Von beiden Städten, wie auch aus Köln, wurden zugleich Abordnungen nach Berlin entsendet, die der König zwar gnädig empfing, jedoch ohne bestimmte Zusicherungen entließ. Denn er hatte inzwischen schon aus eigenem Antriebe die seiner Ansicht nach äußersten Zugeständnisse an die Bewegung der neuen Zeit gemacht.

Seit Mitte Januar hatte in Berlin der Vereinigte Ausschuß der Stände getagt, um ein neues Strafgesetzbuch zu beraten. Am 5. März erließ der König plötzlich eine Botschaft an diesen Ausschuß: er übertrage hiermit die durch das Patent vom 3. Februar 1847 dem Ausschuß verliehenen Befugnisse auf den Vereinigten Landtag, bezw. wolle er sie in der vom Landtage selbst geforderten Weise beschränken. Wir erinnern uns, daß der König noch dreiviertel Jahre zuvor dasselbe Verlangen höchst ungnädig aufgenommen hatte (s. o. S. 70) und in keiner Weise zu dessen Bewilligung zu vermögen war. Die Februarrevolution

und deren Nachwirkungen auf deutschem Boden hatten offenbar auch diesen starren Sinn erschüttert und seine Zuversicht vermindert. Das klang auch aus den Worten heraus, mit denen der König am 6. März die Sitzungen des Vereinigten Ausschusses schloß; denn da mahnte er die Stände, sich „wie eine eiserne Mauer im lebendigen Vertrauen um den König, als ihren besten Freund, zu scharen“ und so „den deutschen Stämmen das Beispiel der Einheit und Kraft zu geben“.

Der Erlaß vom 5. März machte — so spät er auch kam — doch auf einen großen Teil der Berliner Bevölkerung befriedigenden Eindruck, so daß der Magistrat der damaligen Strömung der großen Mehrheit der hauptstädtischen Bürgerschaft wohl den richtigen Ausdruck gab, als er am 7. März noch mit großer Mehrheit ablehnte, an den König eine Petition auf sofortige Einberufung des Vereinigten Landtags zu richten. Die Berliner Stadtverordneten verharteten zur Zeit gar noch in vollkommenster Unthätigkeit. Erst am 9. März beschäftigten sie sich zum erstenmale mit den brennenden Fragen des Tages.

Inzwischen hatte der König auch dem lauten, in ganz Deutschland ausbrechenden Rufe nach Preßfreiheit, insoweit Rechnung getragen, daß er am 8. März „Censurfreiheit“, d. h. bedingte Preßfreiheit verhiess. Zu klaren Entschlüssen und Begriffen konnte dieser verwickelte Verstand und Charakter sich freiwillig niemals aufraffen. Das preussische Preßgesetz erschien dem Fürsten Metternich so schön vieldeutig und verschwommen, daß er es in jener letzten Stunde seines Amtes, da auch die österreichische Staatskonferenz sich zur Bewilligung der Preßfreiheit genötigt sah (s. v. S. 154), zur Beschwichtigung der Völker Österreichs einfach abzuschreiben begonnen hatte — als ihm die Feder des Staatskanzlers für immer aus der Hand gerissen wurde.

Endlich hatte der König auch in der deutschen Frage Schritte vorbereitet, von denen er sich in ganz Deutschland, vor allem in Preußen, eine tiefe und höchst befriedigende Wirkung versprach. Unter dem ersten erschütternden Eindruck



Ein Verteidiger des Prädikats „Son Gottes Gnaden“.
Bezeichnung a. d. J. 1848.

der Pariser Februarrevolution hatte er nämlich seinen vertrauten Freund, den General v. Radowiz, am 1. März nach Wien geschickt, und dort an der Hand der eigenen Denkschrift des Königs vom 20. November 1847 (s. v. S. 76) den Plan einer Bundesreform zu erörtern, wie sie der König verstand: „die Schöpfung einer besseren Kriegsverfassung, Einsetzung eines Bundesgerichts, Übertragung der gesamten Gesetzgebung über Handels-, Zoll- und Verkehrswesen an den Bund, der in allen diesen Fragen, statt der bisher notwendigen Einstimmigkeit hinfort mit einfacher Mehrheit entscheiden sollte. Daß eine so geartete „Bundesreform“ und Steigerung der Macht des alten Bundes-tages, ohne gründliche Umbildung desselben, für Preußen und den Zollverein einfach den politischen Selbstmord bedeutet

hätte, das ahnte weder der König noch sein Ratgeber,*) trotz aller Erfahrungen, die Preußen in der Zeit von 1815 bis 1848 am Bundestage gesammelt hatte. Besser als Friedrich Wilhelm und Radowig, erkannte Fürst Metternich, welchen ungeheuren Zuwachs seiner Macht Österreich, im Bunde mit den Mittel- und Kleinstaaten, aus diesem unüberlegten preußischen Vorschlag gewinnen könne. Und deshalb erließ er mit Preußen am 10. März eine gemeinschaftliche Einladung an die deutschen Bundesglieder zu gemeinsamen, außerhalb der Bundesversammlung abzuhaltenden Konferenzen nach Dresden auf den 20. März. Die Ereignisse in Wien und Berlin sollten jedoch dieses Vorhaben, zum Glück für Preußen und Deutschland, vereiteln.

Das waren die Schritte, die König Friedrich Wilhelm von sich aus gethan hatte, um die Erregung seines Volkes, namentlich Berlins, zu dämpfen. Gleichwohl wuchs auch in der preußischen Haupt- und Residenzstadt, ganz unverkennbar die Unzufriedenheit und leidenschaftliche Unruhe von Tag zu Tag. Sybel berichtet glaubhaft (a. a. D. S. 137): „Begreiflicher Weise hatten alle Anarchisten Europas ihre Aufmerksamkeit auf Berlin gerichtet; denn für ihr Streben war die preußische Monarchie der gefährlichste Gegner, gerade weil sie nicht bloß innerlich stärker, sondern auch zu Reformen geneigter war als Österreich“. So führten Tag für Tag die Eisenbahnen fremden Zuzug, besonders Rheinländer und Polen, in großen Haufen nach Berlin. Wir werden sogleich näher darlegen, welche hervorragende Rolle diese Fremden in den Berliner Märzunruhen spielten. Indessen wäre auch die Ansammlung so großer Massen meisterloser und umsturzlästerner Elemente in Berlin für die Ruhe der Hauptstadt noch nicht gefährlich gewesen, wenn nicht alle zur Anregung völlig genügender und befriedigender Reformen vorzugsweise berufenen Behörden und Kreise Berlins in unbegreiflich sorgloser Unthätigkeit die Hände in den Schooß gelegt hätten, bis es zu spät war. Wie hatten sich in den anderen deutschen Staaten ständische und städtische Behörden, alle Männer des öffentlichen Vertrauens, vom Hochadligen bis zum schlichten Bürger, bemüht, die vorhandene

*) Sybel, „die Begründung des Deutschen Reichs,“ Bd. I S. 136; er erzählt die Berliner Märzereignisse überall nach den zuverlässigsten Quellen, namentlich auch nach den Berichten von Augenzeugen. Außer diesem Werke hat der Verfasser hauptsächlich benutzt: Biedermann, a. a. D. S. 236/59; die Gegenwart v. Brockhaus (1849), II. Bd., 538/97; vor allem aber die überaus klaren und in jedem Worte auf amtlichen Akten und Beweiserhebungen sowie den Niederschriften und Mitteilungen zuverlässigster Augenzeugen beruhenden Arbeiten hoher preußischer Offiziere. Es sind dies die Aufträge des Generallieutenants v. Meyerind: „Die Thätigkeit der Truppen während der Berliner Märztag des Jahres 1848“. Ferner das Werk eines ungenannten (dem Verfasser aber nach Rang und Namen bekannten) preußischen Stabsoffiziers: „Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie. Ein Bild aus den Märztagen, unter Benutzung handschriftlicher Aufzeichnungen“, Berlin 1887. Daneben sind beachtet Zimmermann a. a. D. und eine große Zahl zeitgenössischer Flugschriften, die aber äußerst wenig zuverlässige Angaben enthalten.

No

K

Wochen

Montag der
Von 1187 Wählern
Herren **Thadden**
Meding und
Stimme für Frankfu

Dienstag de
Man entdeckt auf de
landes mehrere galva
sachen.

Mittwoch de

Herren
Bürger.

Anzeige.

Böswillige Concurrenten haben seit eini
verbreiten gesucht, ich wolle deutscher Kaiser v
demnächst mein Geschäft aufzugeben. Wer m
weran er ist. Fremden und Auswärtigen o
vor mein reichhaltiges Lager von Nachtmühen

Die Ruhe ist herget
Mitbürger! kehrt wieder zur Arbeit zurück

Nicht im Traume ist es mir eingefallen d
Ich bitte im Gegentheil Niemanden Etwas o
gen, obgleich derselbe leider sehr verbreitet ist.

Kein Eilert senior — kein Eilert j
Deutschland!

Wird unser altes Militär nicht bald zurück
wirklich daß die durch Entfernung der Garder
Lücken durch Leute dieser Größe erfüllt werden
Therese Werner. Louise Sedl

Den Lieutenant Heinrich v. R. fordre ich
auf dem Wege nach Spandow ihm unfreiwillig
hiermit freundlichst auf, andernfalls ich mich
Anfangsbuchstaben seines Namens zu nennen.

Ein paar Aufwiegler zu Volksversammlun
sucht. — Adressen unter D. W. nimmt das Ge
markt Nr. 1 an.

Nied

Kladderadatsch.

Wochenkalender.

Montag den 8. Mai.
Von 1187 Wählern geben 1473 den
Herren **Thadden, Krausnick,**
Weding und **Wöllendorf** ihre
Stimme für Frankfurt.

Dienstag den 9. Mai
Man entdeckt auf dem Altar des Vater-
landes mehrere galvanoplastische Schmuck-
sachen.

Mittwoch den 10. Mai.
Die Stimme von Portici wird **ohne**
Decorationen aufgeführt.



Wochenkalender.

Donnerstag den 11. Mai.
Demonstration der Berliner Säuglinge
für **direkte** Mutterbrust gegen **indi-
rekte** Lutschentelernährung.

Freitag den 12. Mai.
Wegen anhaltendem Regenwetter keine
Weltgeschichte.

Sonnabend den 13. Mai.
Den Tag über ruhig. Gegen Abend
erscheint plötzlich Kladderadatsch Nr. 2
mit der Biographie des Dr. Eilert. Große
Aufregung!

Organ für und von Bummeler.

Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Wochentage für den Preis von 11 Sgr. Es kann jeden Sonnabend von fünf Uhr ab aus sämmtlichen Buchhandlungen abgeholt werden, und wird dem richtigen Bürger, dem fleißigen Künstler, dem tapfern Krieger Sonntags früh, überall, bis in die tiefsten Kellerwohnungen hinab, colportirt werden.

Die Redaktion.

Berlin, am ersten Mai.

Im wunderschönen Monat Mai
Wo alle Blüten sprangen: —
Da sind auch meiner Bummelrei
Die Augen aufgegangen!

Die Zeit ist umgefallen! Der Geist hat der Form ein Bein gestellt! Der Zorn Jehovahs brauset durch die Weltgeschichte! Die Preussische Allgemeine, die Bossische, die Spenersche, — Gesellschafter, Figaro und Fremdenblatt haben zu erscheinen aufgehört — Urwahlen haben begonnen, — Fürsten sind gestürzt — Throne gefallen — Schlösser geschleift, — Weiber ver-
heert — Länder gemißbraucht — Juden geschändet — Jungfrauen geplündert — Priester zerstört — Barrikaden ver-
höhnt — Kladderadatsch!

Wer dürfte hiernach die Farbe, — die Tendenz — den Charakter unseres Blattes in Zweifel ziehen. Der klare Ausdruck unseres Bewußtseins wird uns Männer wie

**Junius, Julius, Curtius, Gervinus, Ruppilus und Nebenius; — Löwisohn,
Löwensfeld, Löwenberg, Löwenthal, Löwenheim, Löwenstein, Löwenherz, Ledrü-
Kollin, D. A. Senda, Louis Blanc, von Bülow, Eplert und Camartine, Thiele,
Hecker, Eichhorn, Struwe, Meding und Herwegh, Jacoby und Aegidi,**

zu Mitarbeitern

gewinnen. Berliner! Räumi die Hindernisse weg, die dem Erscheinen dieses Journals im Wege stehen. — Entsendet Männer voll des ächten Berliner Geistes, die auf Kladderadatsch subscribiren!

Eure liebevolle Freundin, die Redaktion dieser Blätter, vereint ihre äußersten Bitten um baldiges Abonnement mit denen ihrer Mitarbeiter. —

Vereinigtes Deutschland.

St. Petersburg, vom 24. März (Telegr. Dep.)
Nicolas, czarruski, betreffend Nachritschko Berlinovu
Barrikadowsky tumultu, ordonnanzitsch sofortatsch knuti
juchtanofi pur Pruski Bukkel-lowina.

Potsdam, vom 24. März. Ihre Hoheit die Prinzessin
Claudine, Aurelie, Camarilla feierten gestern ihr erstes Ge-
burtsfest. Trotz des anhaltenden Regens, war doch unsere
Einwohnerschaft sofort auf den Beinen, als sich das Gerücht
verbreitete Ihre Hoheit dürften sich auf dem Balkon durch
ihre durchlauchtige Kammerfrau zu zeigen geneigt finden.
Ein Gefühl belebte die Brust jedes Preußen, als Ihre Hoheit
nun wirklich erschienen. Selbst der Himmel erheiterte sich
und die Sonne brach durch die Wolken. Leider gestattete
eine plötzlich eingetretene durchlauchtige Verunreinigung Ihre
Hoheit nur kurze Zeit dieses erhabene Volksfest durch ihre
Gegenwart zu verherrlichen. Noch lange wird dieser Tag
das Herz jedes braven Potsdamer mit Freude erfüllen. B.

Frankfurt a. M., den 25. April. (Privatmittheilung.)
Sitzung der deutschen Bundesversammlung vom
22. April 1848. Auf eine Mittheilung des Fünfziger Aus-
schusses ist der Abgeordnete Mathy nach Berlin mit der
Weisung zu senden: Die ewige Lampe hat sofort mit
Erscheinen aufzuhören; andernfalls im Interesse der Ruhe
und Ordnung Deutschlands, die Bundesversammlung sich
genöthigt sieht, den in Berlin ansässigen Herrn G. S. Liedke,
Buchhalter bei der General-Staatskasse, Vortrager der 35. Ar-
men-Commis., Vortrager der 27. Abth. des Vereins zur
Beaufsichtigung der Haltungs- und vorst. Mitglied des Vereins
zur Beförderung des Schulbesuchs armer Kinder, Linienstr. 76.
Morg. 7—8 u. Sonntag Vorm. 10—12 durch Einsendung von
Thaler „Ein“ preuß. Cour. zur Anwerbung von drei Patrioten
à 10 Sgr. zu gewinnen, um den Redakteur und die Mitarbeiter
der „ewigen Lampe“, die übrigens stark der Verbindung mit
„Juden, Polen und Franzosen“, so wie einer Kette von

Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die obgleich auf-
gesucht, sich doch bis jetzt zu verbergen gewußt haben, — in
Verdacht stehen — aufzuheben, und durch siegreiches Vordrin-
gen in die, Gottlob! noch uns gehörende Neumannsgasse
im Schritt und mit eingesteckter Waffe von frechen
und unehrerbietigen Forderungen zu säubern. Gleichzeitig ist
das Haus Rothschild, ebenfalls stark im Verdacht jüdische
Elemente zu bergen, sofort zur Anleihe oben ausgesprochener
Summe zu veranlassen.
gez. Soiron.
gegenges. Benedey.

Für Schule, Kirche und Haus.

Es kommt jetzt Alles darauf an, schon die zartere Jugend
auf die Verführer des Volkes aufmerksam zu machen. Wir schla-
gen daher den betreffenden Herren Vorständen vor, in den Clemen-
tar- und Bürgerschulen der Hauptstadt, die zum Deklamiren be-
stimmten Dichtungen von den Lehrern mit zeitgemäßen Aenderun-
gen versehen zu lassen, und wird nachstehendes Beispiel unsere
Absicht näher erläutern.

Das Gedicht: „Helmuth“, Anthologie von Delzer S. 124
ist folgendermaßen zu ändern:

Schlöffel war ein Friedensförder,
Und that selten seine Pflicht,
Machte seinem braven Lehrer
Biel Verdruß, und folgte nicht; —
Auf der Straße, in der Stube: —
Schlöffel war ein böser Wabe, u. s. w.

Beim Wahlacte im Dorotheenstädtischen Bezirk ist in der
Neustädt'schen Kirche geraucht worden. Der Wahlcommissarius
machte auf das Unangemessene dieser Handlung aufmerksam. Ein
Urwähler aber meinte: „ach wat 1807 war hier Kavallerie,
— da hat's von de Pferde geraucht, — nu werden doch
1848 hier die Menschen rochen können.“

Ein Wahlcandidat und nebenbei Banquier leistete folgendes
Glaubensbekenntniß: Meine Herren! — Meine Devise für Berlin
ist: Mit Gott, für König und Vaterland. Für Frankfurt
Ihne Recht und scheue Niemand. —

Feuilleton.

Elvine.

1.

Elvine ist Künstlerin, — jung, schön, reich. Sie wohnt Friedrichs-
straße. —

Madowsky, Pole, Student, nicht Graf, sehr viel Schulden, liebte
Elvine heftig. Seit Januar gab er sich alle mögliche Mühe, Elvines
Gunst zu erreichen.

Vergebens!

Prinzen, Banquiers, Gesandtschaftsattachés, Theaterintendanten bela-
gerten ihr Antichambre.

Madowsky verzweifelte.

2.

Der achtzehnte März war gekommen. Mit ihm eine furchtbare
Barrikade vor Elvines Hause.

Prinzen, Banquiers, Gesandtschaftsattachés und Theaterintendanten
waren heut nicht zum Theer gekommen.

Elvine saß allein in dem hintersten Hinterzimmer ihrer Etage.

Da schellte es heftig.

Elvine ist ein schönes, großes, herrliches Weib:

Sie öffnete.

Es ist Stanislaus Madowsky.

Sein Antlitz ist von Pulver geschwärzt und sein linker Arm scheint
zu bluten.

Clubb-Zeitung.

Es regt mir die innerste Galle auf,
Wenn ich dich höre sprechen,
Dein Dorn schon ist Hochverrath
Und Majestätsverbrechen.

Politische Antecedenzien

des Wahl-Candidaten, Arbeitermann Waschlappen.

Sitzung vom 28ten.

Meine Herren!

In den Jahren 1841 bis 46 bin ich alljährlich einmal im Königl. Schlosse zu Berlin mit Reinigung der Röhren, ich, und mehrere meiner Kollegen beschäftigt gewesen. Bei dieserjenigen Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft der Karoline Friederike Rosenpulver im Dienste bei der Prinzlichen Kammerjungfer Rosalie Schulze. Ich kam während meiner eintägigen Beschäftigung in das Königl. Gebäude 2c. 2c. mit der Karoline Rosenpulver in nächste Berührung, wobei es denn nicht anders abging, als daß ich ihr des ehenmal näher faßte, und ihr im Ausdrucke eines ganz natürlichen Gefühls, daß Sie, geehrte Mitbürger begreifen werden, bei die linke Hand um 'n Hals fiel. Diese von mir als freier Mann, gegen eine in königliche Dienste stehende Person verursachte Liebkosung, könnte man mir vielleicht um so mehr als ein „Entgegenkommen der Gewalt“ auslegen, als sich die 2c. 2c. Karoline Rosenpulver wirklich geweigert, auf diesejenigen meine Empfindungen einzugehen, indem sie nicht undeutlich merken ließ, wie ihr meine Person mit einem nicht geringen Fuselodeur stark verknüßt schiene. Sollte diese meine politische Antecedenz daher diesejenige Mißfallen erregen, welches mir die hochgeehrte Versammlung zu schenken gewiß geneigt sein wird, so will ich mir wieder gern in meine Reinigungswissenschaft zurückziehen und als politische Jungfrau mir jeder Hebung der untern Volksklassen, der Aufdeckung socialer Verhältnisse, so wie der nackten Darstellung staatlicher Gebrechen enthalten. (Stürmischer Beifall auf der Damen-Tribüne.)

Wenn übrigens hier sonst von Schwankungen gesprochen worden ist, so ist dieses eben wieder eine gemeine Lüge. (Ein einzelnes „Pfui!“ wird laut, bittet aber dann um Verzeihung.) Ich habe mir von jeher die liberale Richtung zugesellt, so wie ich, um nur ein einzeln dastehendes Beispiel anzuführen bei der Gul-

bigung im Jahre 1840 in Berlin im dichtesten Gedränge eenen Gensd'arm uf'n Fuß getreten habe, was mir allerdings einige mißliebige Redensarten zugezogen. Wenn ich endlich noch jenen, leider ohne meinen Willen in die Oeffentlichkeit gedruckenen Brief an die oben befindliche königliche Rosenpulver mitunterzeichnet habe, und worin ich ihr um ein Darlehn von 1 Thlr. 18 Sgr. ersuchte, — so kann ich hiermit uf' Ehrenwort, als deutscher Mann und Christ, und so wahr ich ein Ehrenmann bin, versichern, daß ich noch heut nicht wees, was ich in diesem Brief geschrieben, auch aus Kurzsichtigkeit keine Silbe gelesen, zum größten Beweise aber daß bis heute keenen rothen Pfennig von der 2c. Rosenpulver erhalten habe.

Berliner Siebelverse.

Von Dästerweg.

A.

Der Wächter sehr gefährlich wird,
Zumal wenn Hauptmanns er fetiet.

B.

Die Bürgerwehr marschirt sehr gut, —
Nicht jeder hat im Kampfe Muth.

C. D.

Der Cassina steht vor's Thor,
Herr D. A. Benda hat Furcht davor.

E. F.

Herr Siedler Alles bezahlen kann,
Der Fährdrich ist ein braver Mann.

G.

Den Galgen gern Herr Thadden möcht: —
Auch Guillotinen sind nicht schlecht.

H. J.

Das Heer lebt von des Bürger's Schweiß, —
Ein Fardelieutenant ist gern Eis.

K.

Zum Kaiser paßt nicht Jedermann: —
Kartätschen richten Schaden an.

L. M.

Kassträger werden Deputé's —
Marseille liegt nicht an der Spree!

(Fortsetzung folgt.)

Seine Rechte aber hält ein Doppelflinte.

„Ich werde verfolgt! Ich habe fünf Lieutenants erschossen!“

— O Gott! mein Herr! —

„Gnade! retten Sie mich, — wenn Sie Mensch sind!“

— O Gott! aber wie! —

„In ihrem Schlafzimmer nur bin ich sicher!“

— O Gott! aber wo! —

„Da, wo die Barbaren nicht hindringen wagen werden, — in dem tiefsten Winkel Ihrer Lagerstätte!“

O Gott! aber wann —

„Deht, — jetzt — bis Morgen früh — wo die Soldner sich zurückziehen müssen!“

O Gott! aber was — — — —

3.

Herrlich ging die Sonne des neunzehnten März über Berlin auf,
obgleich es gegen Mittag schon regnete.
Gewärmend fielen ihre Strahlen in das Zimmer zweier Liebenden.
Am Fenster aber stand eine Doppelflinte.

4.

Aufforderung.

Den jungen Polen, der am achtzehnten März eine alte schadhafte Doppelflinte, ohne Schloß bei mir abgeholt, ersuche ich mir solche wieder zuzustellen, da sie als altes Familienstück nur für mich Werth hat.
Kuschel, Bürger.

Berliner Tageblatt.

Anzeige.

Böswillige Concurrenten haben seit einigen Tagen das Gerücht zu verbreiten gesucht, ich wolle deutscher Kaiser werden, und beabsichtige ich demnächst mein Geschäft aufzugeben. Wer mich näher kennt, wird wissen woran er ist. Fremden und Auswärtigen aber empfehle ich nach wie vor mein reichhaltiges Lager von Nachtmühen und Unterbeinkleidern.

Levy Heymann,
Schloßplatz.

Die Ruhe ist hergestellt!

Mitbürger! kehrt wieder zur Arbeit zurück!

Iballe Jonas,
Scharnstr. 28.

Nicht im Traume ist es mir eingefallen die Republik zu proklamiren. Ich bitte im Gegentheil Niemanden Etwas auf meinen Namen zu bor-gen, obgleich derselbe leider sehr verbreitet ist.

Adolf Meier.

Kein Elert senior — kein Elert junior — ein einziges Deutschland!

H. Rosenbaum.

Wird unser altes Militär nicht bald zurückkehren? Oder glaubt man wirklich daß die durch Entfernung der Garden entstandenen schmerzlichen Lücken durch Leute dieser Größe erfüllt werden können?

Therese Werner, Louise Gedike, Emma Speerer.

Den Lieutenant Heinrich v. R. fordere ich zur baldigen Rückgabe der auf dem Wege nach Spandow ihm unfreiwillig geliehenen 3 Thlr. 18 Gr. hiermit freundlichst auf, andernfalls ich mich genöthigt sehe die übrigen Anfangsbuchstaben seines Namens zu nennen.

H. Banner.

Ein paar Aufwiegler zu Volksversammlungen werden schleunigt gesucht. — Adressen unter D. W. nimmt das Gefundigungs-bureau Wellenmarkt Nr. 1 an.

Die Eshyde No. 2, Bierlokal, Kochstraße, wird hierdurch ernstlich angefordert nicht bloß Leute mit gelbden Ringen, Uhren, Ketten und Nadeln, welche übrigens doch nächstens auf den Altar des Vaterlandes gelegt werden müssen, durch holde Blicke zu begünstigen. Auch wir verlangen für 1½ Sgr. ein Glas Bier nebst freundlicher Bedienung wenn unser männliches Bewußtsein im Reflex weiblicher Bildung und hervorragender Formen rege wird.

Kolle. Wrenberg,
Arbeiter.



Seiderentern, — kommen Sie heute Abend mit zu Nielsen's, in'n Clubb, uf de Tribüne?

Ne, Müller, — ick danke Ihnen — Pruz hat mir neulich meine Weiblichkeit durch seine Anspielungen uf unpolitische Jungfernschaft zu sehr verlegt.

Nieder mit den Litteraten.

Ober wick's auf diese Seiten,
Vor der Hand nicht ruhig werden:
Bis die Federsucherbanden
Man getrieben aus den Landen,
Bis man ihnen Mores lehret —
Und das Kaisorniten wehret:
Drum, Berliner, laßt Euch rathen:
Nieder mit den Litteraten.

Theologen, unbrauchbare, —
Weggesagte Refrenbare, —
Lieutenants, — wegen Soff cassirte —
Handlungsdienner — pensionirte —

Schreiben all' die Zeitungsblätter,
Wiegeln auf, zum Donnerwetter!
Ihr Berliner! — laßt Euch rathen:
Nieder mit den Litteraten!

Scheint die Sonne unter'n Linden
Werbet Ihr sie bummeln finden —
Tragen meistens dünne Röcke,
Schlechte Hüte, — dicke Stöcke: —
Denn wo wird denn solchen Lumpen
Noch ein guter Bürger pumpten! —
Denn Berliner! laßt Euch rathen:
Nieder mit den Litteraten!

H. Kieckstein, Bürger.

Unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung: A. Hofmann & Comp. in Berlin. — Druck von J. Dräger.

er Berliner Tageblatt.

ärz
ritsch
gen Tagen das Gerücht zu
h soverden, und beabsichtigte ich
ch näher kennt, wird wissen
ber empfehle ich nach wie
Hohe und Unterbeinkleidern.
ern Levy Heymann,
s, Schloßplatz.

denstellt!
gen f!
en, Idalie Jonas,
mme Scharrnstr. 28.

i.
Beru
Bolf
e n
reud
e Republik zu proklamiren.
auf meinen Namen zu bor:
Adolf Meier.

Pr
r sa
des
ch
pe
Int
Be
zur baldigen Rückgabe der
geliehenen 3 Thlr. 18 Gr.
genötigt sehe die übrigen
W. Bannex.

ffehren? Oder glaubt man
entstandenen schmerzlichen
können?
he. Emma Speerer.

Der
orff
genötigt sehe die übrigen
W. Bannex.

gen werden schleunigst ge-
fundigungsbureau Wolken-
un
er

Die Sphide No. 2, Bierlokal, Kochstraße, wird hierdurch ernstlich aufgefordert nicht bloß Leute mit gelbnen Ringen, Uhren, Ketten und Nadeln, welche übrigens doch nächstens auf den Altar des Vaterlandes gelegt werden müssen, durch helbe Blicke zu begünstigen. Auch wir verlangen für 1 1/2 Sgr. ein Glas Bier nebst freundlicher Bedienung wenn unser männliches Bewußtsein im Reflex weiblicher Bildung und hervorstechender Formen rege wird.

Rolle. Wrenberg,
Arbeiter.



Heidereatern, — kommen Sie heute Abend mit zu Nielsenkens, in'n Clubb, uf de Tribüne?
Ne, Müllern, — ich danke Ihnen — Pruz hat mir neulich meine Weiblichkeit durch seine Anspielungen uf unpolitische Jungfernschaft zu sehere verlegt.

er mit den Litteraten.

Erregung in geordnete Bahnen zu lenken und einem gewaltamen Ausbruch durch rechtzeitige Gewährung zeitgemäßer Forderungen vorzubeugen! In Berlin that zur rechten Zeit niemand einen solchen Schritt. Nicht der bis zum 6. März versammelte Vereinigte Ausschuß, der doch nach damaligem preußischem Verfassungsrecht das ganze Volk vertreten sollte; nicht Magistrat und Stadtverordnete der Hauptstadt, noch endlich auch die vielen hier lebenden Männer von hervorragender Einsicht, von hoher wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Stellung und Bedeutung. Die „Stadt der Intelligenz“ — wie Berlin schon damals sich gern nannte — wurde in diesem außerordentlich wichtigen Punkte sogar von dem leichtlebigen Wien in Schatten gestellt.

Kein Wunder, daß infolge dieser gänzlichen Unthätigkeit der städtischen Behörden und des Kerns der Bürgerschaft die Leitung der Berliner Bewegung nun ziemlich ausschließlich in die Hände junger, ehrgeiziger, radikaler, meist jüdischer Schriftsteller, wie H. B. Oppenheim, Löwenberg u. a. geriet, in die Gewalt von Unberufenen, ja von gewerbmäßigen Aufwieglern, namentlich Polen, die — wie gleichzeitig in Wien — durch erlogene oder übertriebene Gerüchte von angeblich völlig willkürlichen blutigen und barbarischen Gewaltthaten der Truppen und durch andere Räubergeschichten die erregte Bevölkerung zu gewaltamen Thaten aufreizten.

So begannen denn vom 7. März an unter den „Zelten“ (Gartenwirtschaften) vor dem Tiergarten freie Volksversammlungen zusammenzufließen, namentlich an den Spätnachmittagen und Abenden.

S. Blum, Deutsche Revolution.



Die Märztage in Berlin: Vor „den Zelten“.

Sie waren anfangs nicht zahlreich besucht, bald aber schwoh die Masse der Teilnehmer zu Tausenden an. Die hier beantragten Forderungen, namentlich die ersten Beschlüsse vom 7. März, die dem König „die Wünsche der Berliner Jugend“ in einer Adresse vortragen wollten, enthielten nicht mehr, als was aus ähnlichen süddeutschen Versammlungen vor die Krone und Regierung gebracht worden war. Da aber der König durch den volkstümlichen Polizeipräsidenten v. Minutoli den Empfang aller Abordnungen und Adressen der Tiergartenversammlungen ablehnen ließ, und sogar mit Gewalt drohte, falls ihm eine solche Adresse anders als „auf dem Postwege“ zugestellt würde — so steigerte sich der Ton der Reden, die in jenen Versammlungen unter den Zelten gehalten wurden, allmählig zu immer größerer Heftigkeit. Am 13. März wurde bereits eine Petition an den König beschloffen, welche die Einsetzung eines Arbeitsministeriums verlangte, in welchem Arbeiter und Arbeitgeber zugleich vertreten sein sollten. Die Aufregung hatte zu dieser Zeit, dank der Unthätigkeit der städtischen Behörden, schon einen großen Teil der Arbeiter und selbst einen Teil des Bürgertums ergriffen.

Allerdings hatten die Stadtverordneten inzwischen am 9. März endlich wenigstens angefangen, sich mit den zeitgemäßen Forderungen der von dieser Körperschaft vertretenen Berliner Bürgerschaft zu beschäftigen. Sie lehnten das Ansinnen ab, die am 7. März im Tiergarten beschloffenen Wünsche der „Jugend“ an den König zu bringen, da diese „unreif“ seien, ließen vielmehr den Entwurf einer Adresse durch einen Ausschuß ausarbeiten, der in der pfeilschnell vorwärts eilenden und drängenden Zeit die pedantische Bedächtigkeit des alten Schlenndrians festhielt. Dem erst am 11. März ward diese Adresse angenommen; erst am 13. März sollte sie dem König überreicht werden. Thatsächlich wurde die städtische Abordnung erst am 14. empfangen — also volle zwei Wochen lang nach dem Eintreffen der Pariser Nachrichten hatten die Väter der Stadt Berlin die stetig wachsende Gärung der Bevölkerung sich selbst überlassen. Aber auch die am 14. März überreichte Adresse der Stadtverordneten bewies nicht die geringste Fühlung mit den dringendsten Forderungen des Volkes. Denn abgesehen von einem unterthänigen Danke für das Preßfreiheitsversprechen des Königs vom 8. März, enthielt jene Adresse hauptsächlich nur den Wunsch der „schleunigen Einberufung des Vereinigten Landtags“ und einen Hinweis auf die „Einigung Deutschlands“. Der König versprach die Hauptbitte zu gewähren und erließ in der That noch am nämlichen Tage ein Patent, das den Landtag einberief, aber erst auf den 27. April; dieser sollte also erst nach dem weiteren Verlaufe von 6 Wochen zusammentreten! So überboten sich die Berliner Stadtbehörden und der König gegenseitig in der Unterlassung rechtzeitigen, klaren und entschiedenen Handelns, während doch alles immer unaufhaltbarer und gebieterischer zu derartigen Entschlüssen drängte.

Gleichwohl dachte in jenen Tagen kaum ein einziger Berliner Bürger daran, daß die berechtigten Wünsche des Volkes mit gewaltfamer Empörung gegen die

gesetzlichen Gewalten ertrugt werden dürften oder gar müßten. Alle Aufreizungen und vorbereitenden Handlungen zur Revolution gingen vielmehr ausschließlich von fremden Aufwieglern aus. Ihnen war bis zum 12. März namentlich die Verhehung einer großen Zahl von Arbeitern, Handwerkern u. s. w. gelungen. „Deutlich trat jetzt eine veränderte Haltung der unteren Gesellschaftsklassen zu Tage“ — berichtet der Verfasser des Werkes „Das Volk in Waffen“,*) in Übereinstimmung mit den amtlichen Erlassen aus jenen Tagen —. „Herausfordernd und frech, bekundeten sie namentlich einen in Berlin bis dahin unbekanntes Haß gegen die Armeengehörigen. In demselben Maße verwandelte sich auch die Physiognomie des Straßenlebens. Selbst dem flüchtigen Beobachter entging nicht die große Zahl fremder Gesichter und die häufig wahrnehmbare Unterhaltung in polnischer und französischer Sprache“.

Am 13. März wurde die Haltung derselben Schichten der Bevölkerung und vorzugsweise der in Berlin von auswärts zusammengeströmten Massen noch drohender, so daß der Polizeipräsident v. Minutoli einen geheimen Bericht an den Gouverneur, General v. Pfuel, mit den Worten begann:**) „Da nichts eingetreten, was die Vermutung widerlegen könnte, daß es heute zu einer ernstlichen Reibung mit den Arbeitern kommen wird, da vielmehr die Haltung dieser Klasse eine freche und herausfordernde zu sein scheint, es endlich auch nicht unwahrscheinlich ist, daß Auftritte in den verschiedenen Teilen der Stadt beginnen, so wird es notwendig sein, sich für diese verschiedenen Fälle zu rüsten“. Hierfür macht Minutoli umfassende Vorschläge. Daraufhin wurde die Garnison von 7 Uhr abends an in den Kasernen konsigniert. Am Nachmittage bereits waren gewaltige Massen nach dem Tiergarten gezogen. Unter den Zelten fand eine Ansammlung von 20 bis 30 000 Menschen statt, die mit einbrechender Dunkelheit auch äußerlich einen bedrohlichen Charakter annahm. „Die gewerbsmäßigen Wähler, nach jeder Richtung hin zweifelhafte Gestalten, traten mehr in den Vordergrund. Es wurden Reden gehalten, welche die nackte Revolution predigten. Der betrunkene Pöbel johlte und brüllte Beifall.“***) Infolge der von dem Polizeipräsidenten angeregten Vorsichtsmaßregeln war am Brandenburger Thor eine starke Militärmacht aufgestellt; auch standen in der ganzen Länge der Linden Pikets zum Einschreiten bereit. Als nun die Tausende von den Zelten her durch das Brandenburger Thor unter die Linden sich ergossen, begann eine Rote halbwüchsiger Buben, welche sich unter der Menge befand, dicht vor den Soldaten zu pfeifen und sie zu beschimpfen, und als diese, in straffer Disziplin erzogen, lautlos diesen Unglimpf über sich ergehen ließen, schwoll dem Pöbel der Kamm. Denn nun wurden die anrückenden Pikets mit Steinwürfen empfangen, verhöhnt und beschimpft.

*) S. 8.

**) Ebenda S. 8.

***) Ebenda, S. 9. Übereinstimmend damit und mit dem Folgenden berichtet auch Gen.-Lt. v. Meyerinck, a. a. O. S. 101/2 über die Ereignisse dieses Tages.

Kein einziger der zeitgenössischen Schilderer der Berliner Märztage, der sich auf die Seite des Volkes stellte, — was ihm in keiner Weise verargt wird — hat für nötig befunden, irgend ein Wort davon zu sagen, daß das Militär an diesem Abend, wie an den folgenden Tagen, erst dann von der Waffe Gebrauch machte, nachdem es vom Pöbel thätlich angegriffen worden war. Und doch steht das ganz zweifellos fest. Übrigens war die Vergeltung, welche die bewaffnete Macht gegen ihre Angreifer übte, am Abend des 13. März noch eine äußerst maßvolle. Denn selbst Zimmermann vermag nur zwei Verwundete namhaft zu machen: einen Sohn des Dichters Rückert und den Stadtverordneten Behrens, der angeblich ruhig vor einer Conditorei saß. Allerdings büßen bei solchen Ausläufen, in dem Gedränge großer Menschenmassen, oft Schuldlose den Frevel der Schuldigen. Aber das sind unglückliche Zufälle, für deren Geschehen allein die Störer des Rechtsfriedens verantwortlich gemacht werden können. Jedenfalls hat das Militär am Abend des 13. März in Berlin von der Schußwaffe keinen Gebrauch gemacht, obwohl es dazu vollauf berechtigt gewesen wäre, da an diesem Abend die Truppen nicht bloß grundlos thätlich angegriffen, beschimpft und verhöhnt wurden, sondern auch schon Barrikaden entstanden, so am Eingang der alten Grünstraße und in der Niederwallstraße, auch an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße einzelne Pöbelhaufen ganz munter den Versuch machten, einen Waffenladen zu plündern. Zur Vereitelung dieses Unternehmens genügte eine einzige Dragonerpatrouille und zur Beseitigung des Barrikadenbauspiels auch eine handvoll Soldaten. Um Mitternacht war die Ordnung wieder hergestellt, und der Abmarsch der Truppen in ihre Quartiere konnte befohlen werden.

Jedenfalls aber ist dem Urteil beizupflichten, das der Verfasser des Werkes, „das Volk in Waffen“ (S. 9) über die Begebenheiten dieses Tages fällt — denn es wird durch jede Stunde der folgenden Tage bestätigt —: „Schon an diesem Abend ließ sich mit Deutlichkeit erkennen, daß die Bewegung eine gemachte war, darauf berechnet, die Truppen zu ermüden, wenn nicht auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen, den großen Haufen aber allmählich an den Zusammenstoß mit denselben zu gewöhnen und ihm praktische Anweisung im Barrikadenbau zu teil werden zu lassen.“ Die polnischen, französischen und kommunistischen „Professeurs de barricades“ waren eben auch in Berlin an der Arbeit, wie früher und später bei allen deutschen Straßenrevolutionen. Selbst Zimmermann, der glühende Bewunderer und Lobredner der Berliner Märzschlachten, gesteht den „wesentlichen Anteil des Kommunismus und der „roten Fahne“ an dieser Bewegung zu.“ „Kommunistischen Anstrich hatte die



Uniformierterter Genfor.
Zeichnung a. d. J. 1848.

*) a. a. D. S. 226, 247; „Gegenwart“ a. a. D. S. 287.

Bewegung weit mehr, als eigentlich politischen“, bekennt er offen. Wenn nur die guten Berliner und die für alles Große und Gute begeisterten Studenten, die ihr Blut später auf den Barrikaden opferten, davon eine blasse Ahnung gehabt hätten! Auch unsere heutige deutsche Sozialdemokratie bezeichnet behaglich die Blutarbeit der Berliner Märzrevolution als das Werk ihrer Gesinnungsgenossen. Sie hat dabei ja nichts mehr zu befahren.

Am 14. März verkündeten Gouvernement und Polizeipräsidium gemeinsam die „Aufsuhrrakte“, wie man in England sagen würde, d. h. sie erinnerten daran, daß Volksversammlungen und Ausläufe von Massen in den Straßen gesetzlich verboten und strafbar seien, schon das Stehenbleiben nach dreimaligem Trommelwirbel oder Trompetensignal und ebenso das Geschrei oder Pfeifen „mutwilliger Buben, welche bei Gelegenheit eines Auslaufs in den Straßen und an öffentlichen Orten Unruhe erregen und Unfug begehen“. Das half aber nichts. Denn mit Einbruch der Dunkelheit sammelten sich tobende Volkshaufen auf dem Schloßplatz und in den dahinführenden Straßen, so daß starke Kavallerie-Patrouillen die Straßen säubern und freihalten mußten. Wiederum empfing man die Truppen, wo sie sich sehen ließen, mit Steinwürfen, auch mit dem Schleudern von Glasflaschen, verhöhnte und beschimpfte sie. Ein Offizier in Uniform durfte sich auf der Straße vereinzelt nun schon garnicht mehr sehen lassen, ohne mißhandelt oder verhöhnt zu werden (Meyerind, a. a. D. S. 102). Kein Wunder, daß diese Angriffe furchtbare Erbitterung unter den Truppen erzeugte, die sich später entsprechend rächte. Am Abend des 14. März wurde aber gleichfalls nur von der blanken Waffe Gebrauch gemacht, obwohl die Aufriührer auch an diesem Abend an der Einmündung der Kurstraße in den Spittelmarkt Barrikaden gebaut hatten, so daß diese durch Infanterie genommen werden mußten, wobei die Soldaten abermals durch Steinwürfe verletzt wurden. Wie tags zuvor, trat trotz alledem gegen Mitternacht Ruhe ein.

Freilich nur für wenige Stunden, denn schon am Morgen des 15. März hatte die Erregung eher zu- als abgenommen; die Unordnung wuchs. Daß es zu einem revolutionären Kampfe kommen werde, darauf machten sich jetzt alle gefaßt; es handelte sich nur um den Zeitpunkt des Ausbruchs — die Regierung mochte thun was sie wollte, die Rädelsführer drängten doch zu bewaffneter Empörung. Der Polizeipräsident richtete daher am 15. März an den General v. Pfuel das Ersuchen*), im Innern der Schloßhöfe eine ausreichende Bewachung verdeckt zu halten — um die Massen durch den Anblick der Truppen nicht zu reizen — und fuhr dann fort: „Den Angriff bitte ich dem Publikum zu überlassen; alle guten Bürger halten sich fern, das Ge-



Von der Garde.
Zeichnung a. d. J. 1848.

*) „Das Volk in Waffen“ S. 10 flg., Meyerind, a. a. D. S. 104 flg.

sindel wird weichen oder vernichtet. Die Haltung der Masse ist nicht mehr zweifelhaft, es handelt sich nur noch um den Moment des Losbruchs. Alles geht aufs Schloß . . . die Leipziger Eisenbahn soll „Studenten“ mit dem nächsten Zuge erwarten. Eine Eskadron dürfte dort aufzustellen sein.“ Wiederholt ist hierbei darauf hinzuweisen, daß der Polizeipräsident v. Minutoli von allen Darstellern der Berliner Märzereignisse, den Freunden wie Gegnern des Aufstandes, als ein ebenso volksfreundlicher als volkstümlicher Beamter bezeichnet wird, so daß dessen Urteil über den Charakter und über die Urheber der Empörung gewiß Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat. Und wie richtig er die Stimmung der friedhässigen Massen beurteilte, zeigte der Verlauf dieses Tages.

Denn schon zeitig sammelte sich auf dem Schloßplatze und in der Breiten- und Brüderstraße eine bald größere, bald geringere Volksmenge, die das am Vortage verkündete Aufruhr- und Zusammenrottungsverbot gleichfalls gänzlich mißachtete. Trotzdem thaten die Militär- und Polizeibehörden nichts zur Zerstreuung dieser Massen, so lange diese sich nicht thätlich vergingen und keine drohende Haltung annahmen. Vielmehr überließ man die Aufrechterhaltung der Ordnung zunächst den Mitgliedern der inzwischen zusammengetretenen und vom Magistrat genehmigten bürgerlichen Schutzkommissionen. Sie waren an weißen Armbinden kenntlich und suchten die Ruhestörer zurückzuhalten und zu beschwichtigen; doch ohne allen Erfolg, vielmehr wurden sie verhöhnt und sogar mißhandelt. Erst halb vier Uhr nachmittags erfolgte die Besetzung des Schloßes und etwas später die des Zeughauses durch je ein Bataillon. Gegen 5 Uhr begann die bis dahin nur lärmende Masse gegen das Schloßportal II anzudrängen, und sofort nachher richtete der Pöbel einen Steinhagel auf das Portal und die dahinter stehende Infanterie, durch welchen 2 Offiziere und 13 Mann mehr oder weniger schwer verletzt, 6 Mann dienstunfähig gemacht wurden. Als darauf der befehlende Offizier das Trommel-Warnungssignal geben und zum Feuern fertigmachen ließ, floh die tobende Rotte, begann aber, da aus dem Schloße der Befehl kam, von der Waffe vorerst noch keinen Gebrauch zu machen, ihr Treiben von neuem und setzte es zwei volle Stunden lang fort.

Gegen 7 Uhr lief die Nachricht ein, das Volk erbreche einen Waffenladen, und daraufhin wurden die bisher in Thätigkeit gewesenen Truppen erheblich verstärkt, zumal da inzwischen auf mehreren Straßen (so an der Ecke der Breitenstraße und Neumannsgasse, der Leipziger- und Jerusalemerstraße, sowie in der Kommandantenstraße) Barrikaden errichtet und mehrere Brücken (so die Gertrauden-, Jungfern- und Roßstraßen-Brücke) teils durch Aufziehen, teils durch Versperren ungangbar gemacht worden waren. Schon beim bloßen Einrücken in diese Straßen und nach diesen Brücken, besonders aber beim Begräumen der Barrikaden und Begehindernisse, wurde den Truppen nicht nur thätlicher Widerstand entgegengesetzt, sondern sie wurden auch von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser mit Steinen, Flaschen und anderen Wurfgeschossen über-

schüttet, so daß sie nun endlich von der Feuerwaffe Gebrauch machten, und zwar mit gutem Erfolge, denn gegen Mitternacht trat selbst diesmal Ruhe ein.

Die Urheber der Empörung benützten für den umfassenderen Ausbruch derselben sehr geschickt die am 15. März in Berlin eingelaufene Kunde von den Wiener Ereignissen und Zugeständnissen, insbesondere von dem Sturze Metternichs, um die Berliner Bürger aufzuregen und zu erbittern, indem man ihnen sagte: sie würden immer noch wie unmündige Kinder und Knechte behandelt, die Wiener dagegen als freie Männer; freilich hätten sich diese ihre Freiheiten und Rechte auch mutig erkämpft u. s. w. Daß die Wiener ihre Märzerrungenschaften ganz ohne Waffenkampf erreicht hatten, wissen wir (s. o. S. 151/56); aber immerhin enthielten diese aufreizenden Reden eine Wahrheit: Die Wiener Ereignisse hätten den König und seine Ratgeber recht eindringlich mahnen sollen, alle berechtigten Volkswünsche sofort zu bewilligen. Jetzt konnte das noch geschehen, ohne den die Krone schädigenden Anschein, daß die Zugeständnisse ihr gewaltsam abgezwungen seien. Im Gegenteil konnte die Regierung offen bekennen, daß der Sturz des österreichischen Staatskanzlers und seines Systems ihre bisherigen Rücksichten auf die innere Bundespolitik der Präsidialmacht Österreich beseitigt und Preußen die volle Freiheit wiedergegeben habe, die auch Österreich bei der erfolgten selbständigen Ordnung seiner inneren Angelegenheiten nach den Bedürfnissen der Zeit sich genommen und bethätigt habe. So mächtig indessen auch die Wiener Ereignisse auf den König und seine Umgebung wirkten, so war Friedrich Wilhelm doch auch jetzt nicht zu bewegen, rechtzeitig das Notwendige zu thun.

Am 16. März erschien zunächst eine Bekanntmachung des Magistrats, welche die Errichtung von Schutzkommissionen verfügte und also begründete:

„Seit drei Tagen ist das Eigentum und die Sicherheit der Bürger Berlins in größter Gefahr. Die Stimme der Bürgerschaft hat sich mit Entschiedenheit gegen ein solches Beginnen erklärt und ist zu helfen bereit. Es ist daher beschlossen worden, daß in jedem Bezirke der Stadt eine Schutzkommission gebildet werde, aus den sämtlichen bürgerlichen Kommunalbehörden bestehend, welche aus der Zahl der Mitbürger die geeignetsten und bekanntesten hineinwählen, insbesondere die Gewerks-Altmeister und Innungsvorsteher. Das Abzeichen der Schutz-Beamten ist eine um den linken Arm getragene schwarz und weiße Binde mit der aufgedruckten Bezeichnung „Schutzbeamte“ und ein weißer Stab. Widersetzlichkeiten gegen die Schutzbeamten werden gleich denen gegen Abgeordnete der Obrigkeit und bezw. gegen Schildwachen gestraft. Wir haben das Vertrauen zu unseren Mitbürgern und zu der gesamten Bewohnerschaft, daß sie dieser, im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung getroffenen Einrichtung volle Anerkennung und Unterstützung zuwenden werden“.

Dieses „Vertrauen“ wurde jedoch keineswegs gerechtfertigt. Denn die wohlmeinenden Absichten der „Schutzbeamten“, die, etwa 1200 Mann stark, meist aus gebildeten Männern der besseren Kreise der Gesellschaft bestanden, — auch 140 Studenten ließen sich darunter aufnehmen — blieben ohne allen Erfolg.



Ein wirklich Geheimer Ober- u. Zeichnung a. d. J. 1848.

Vielmehr wurden die Schutzbeamten, trotz der angedrohten schweren Strafen, bei Ausübung ihres Amtes stets als „Leichenbitter“ verhöhnt, beschimpft, ja mißhandelt. Das geschah schon am 16. März. Abermals häuften sich die Menschenmassen, namentlich vor dem Zeughause, wo sie die Königswache bedrohten, in deren Schutz sich mehrere vom Pöbel arg mißhandelte Schutzbeamte gesüchlet hatten. Abermals übte man sich im Barrikadenbau und vergriff sich an fremdem Eigentum, namentlich an Waffenläden. Darauf rückte wieder Militär an, wurde verhöhnt, beschimpft, thätlich angegriffen. Beim Wachsen der Unordnung wurden die Truppen verstärkt und machten anfangs von der blanken, endlich aber wieder von der Feuerwaffe Gebrauch, von letzterer abermals mit dem Erfolge, daß Ruhe eintrat, und zwar heute schon nach zehn Uhr abends.

Im Laufe des Tages waren auf dem Anhalter Bahnhof auch die angeblichen „Studenten“ eingetroffen, zum überwiegendsten Teile Polen und sonstige Ausländer, darunter vier als Tyroler verkleidet, die sich später am Barrikadenkampf „hervorragend beteiligten und mit ihren Büchsen unausgesetzt ein lebhaftes Feuer unterhielten. Sie waren im übrigen unbekannt, und es läßt sich annehmen, daß es Fremde gewesen, denn nach dem Kampfe ist nichts mehr von denselben gehört worden.“*) Daß ein Teil dieser „Studenten“ französische Kofkarden trug, giebt auch Zimmermann (S. 235) zu; und es war wohl kein Zufall, daß in denselben Stunden, da dieser Bezug eintraf, die Räbelsführer des Umsturzes eine geschlossene Versammlung im Hofjäger abhielten. Was hier ausgemacht wurde, blieb auch nicht lange verborgen. Denn zunächst wurde noch am 16. das Gerücht von Haus zu Haus getragen: überall sei in den Hauptstädten der Provinzen der Aufstand ausgebrochen, und eine Abordnung aus Köln an den König unterwegs, welche diesem zur Wahl stelle, entweder die ihm vorgebrachten Forderungen zu bewilligen, oder den sofortigen Abfall der Rheinlande von Preußen und deren Anschluß an Frankreich zu gewärtigen. An diesem Märchen war nur soviel wahr, daß der Gemeinderat von Köln am 15. März zwölf Abgeordnete, unter ihnen Franz Raveaux, nach Berlin entsendet hatte, um dem Könige Vorstellungen über die ernste und gefährliche Stimmung der Stadt Köln und der Rheinlande zu machen. Von Drohung mit Abfall war natürlich keine Rede. Dagegen trug der Oberbürgermeister von Köln, v. Wittgenstein — der mit der Abordnung am 17. abends in Berlin eintraf —, am 18. vormittags dem Könige allerdings die Forderungen der Provinz freimütig vor, welche die Umgestaltung des preußischen Staatslebens im Sinne der Zeit und der Freiheit bedingten. Er verlangte auch einen „augenblicklichen hochherzigen Entschluß“, da die größte Gefahr vorhanden sei,

*) So Angerstein „Die Berliner Märzereignisse 1848“ (1864) S. 26; Gegenwart a. a. D. S. 559.



Protest

gegen die

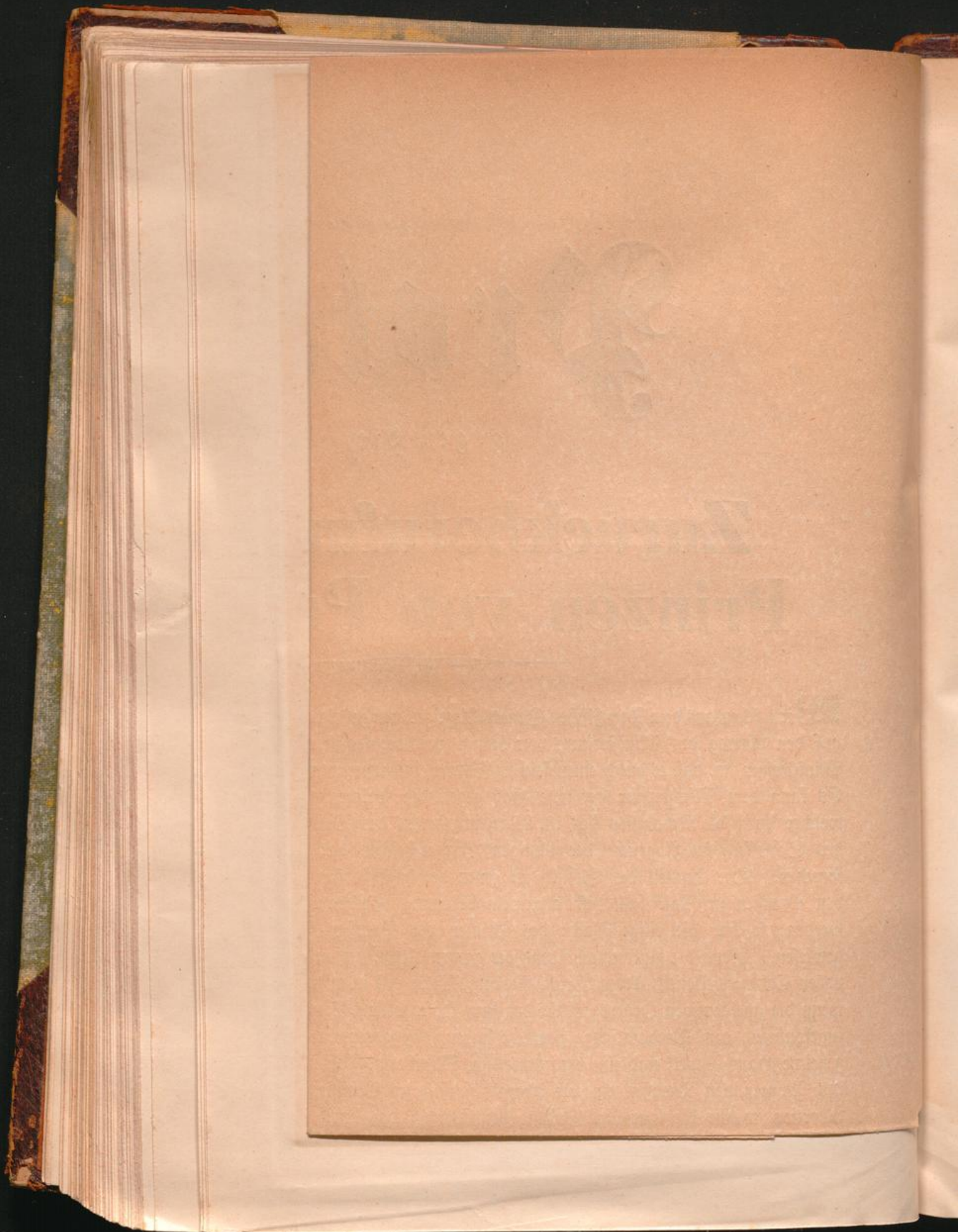
Zurückberufung des Prinzen von Preussen.

Wir ersehen aus dem Preussischen Staats-Anzeiger vom gestrigen Abend, daß der Prinz von Preußen auf den Antrag des Ministeriums vom König zurückberufen ist. — Wir klagen das verantwortliche Ministerium an, daß es durch einen solchen Schritt eine unverantwortliche Schuld auf sich geladen hat. Es kann dem Ministerium der tiefe Haß gegen den Prinzen von Preußen nicht unbekannt sein, welcher durch die Revolution des 18. März im Herzen des Volkes erzeugt worden ist. Im Portale des Schlosses, im Angesicht der blutigen Bürger-Leichen hat die Stimme des Volkes laut gesprochen. Der Antheil der Schuld an jenen verhängnißvollen Ereignissen, welcher dem Prinzen von Preußen zur Last fällt, ist allgemein bekannt. Sollten diese Thatfachen milder dargestellt werden, so hat die eilige Flucht des Prinzen von Preußen sein Schuldbewußtsein zur Genüge bewiesen. Wenn die Aufrechterhaltung der ganzen alten Bureaucratie, die Fortsetzung der geheimnißvollen Cabinets-Politik, deren Beschlüsse dem Volke erst in auswärtigen Zeitungen berichtet werden, wenn die zweideutigen Ordres, welche den zum Observations-Corps in Bamberg bestimmten Truppen zugekommen, den Verdacht rege gemacht haben, daß gegenwärtig eine doppelte Politik spiele, eine geheime Haus-Politik und eine verantwortliche Ministerial-Politik, so handelt mit der Zurückberufung des Prinzen von Preußen ein als liberal bezeichnetes Ministerium im Sinne der schamlosesten Reaction, welche die innersten Gefühle des Volkes, das durch blutige Opfer seine Rechte erkauft hat, mit Verachtung ignoriert. Glaubt aber das verantwortliche Ministerium deshalb, weil noch kein Staats-Grundgesetz besteht, auf das es verantwortlich gemacht werden konnte, mit dynastischer Willkühr verfahren zu können, so halten wir es für unsere Pflicht, dasselbe zu warnen und daran zu erinnern, daß im Rechtsgefühl des Volkes ein Gesetz ruht, dem es verantwortlich ist, daß da wo kein Richter, mit Brief und Siegel eingesetzt, für dasselbe besteht, die Weltgeschichte das Weltgericht ist, daß ein Volk, das ruhig und besonnen, aber wachsam und mißtrauisch von seinen Vertretern den Schutz seiner Rechte erwartet, leicht bewogen werden kann, wenn man es vor dieser Zeit mit Füßen tritt, Mann für Mann sich selbst zu vertreten.

Wir klagen das Ministerium an, daß es nach dem 18. März die Schuld des Prinzen von Preußen nicht offiziell constatirt hat; wir klagen das Ministerium an, daß es ein Recht, das nur der constituirenden Versammlung zukommt, willkürlich an sich gerissen hat; wir klagen das Ministerium an, daß es durch diese Verletzung des Volksgefühls den Bürgerkrieg provocirt. — Es ist dies ein Frevel an der öffentlichen Meinung, ein Frevel an der unleugbaren Stimmung des Volkes, welcher ein Ministerium, das sich als volksthümlich proclamirt hat, unmöglich macht.

Berlin, den 12. Mai 1848.

Der politische Club.



wenn die Abordnung nicht eine bestimmte und feste Zusicherung des Königs in die Heimat zurückbringe. Die Forderungen der Rheinlande selbst waren die nämlichen, die ganz Südwestdeutschland damals an die Regierungen richtete. Der König erwiderte in großer Bewegung, aber außerordentlich huldvoll: Die vorgetragenen Wünsche entsprächen seinem eigenen Vorhaben; er werde sich an die Spitze von Deutschland stellen und im Innern die nötigen Freiheiten gewähren. Zugleich wies der König auf einen Kongreß in Potsdam hin,* auf dem die Geschicke Deutschlands demnächst beraten werden sollten. Die Kölner Abordnung entgegnete darauf, daß ein solcher „Kongreß“ nur neues Mißtrauen und den Verdacht einer wiederkehrenden Reaktion erregen werde, wenn er nicht in Frankfurt a. M., umgeben von Volksvertretern, stattfinde. Der König ersuchte darauf die Abordnung, ihre Abreise noch um drei Stunden zu verschieben, bis dahin werde er ihr durch den — gleichfalls in Berlin eingetroffenen — Oberpräsidenten der Rheinprovinz, v. Eichmann, eine Proklamation zusenden, durch die alles gewährt sei. Der König spielte damit an auf sein berühmtes Patent vom 18. März, welches allerdings eine tiefgehende Umgestaltung der preussischen Verfassungsverhältnisse und eine gründliche Bundesreform anbahnte. Wir werden auf seinen Inhalt näher eingehen. Einstweilen nehmen wir den Bericht über den Verlauf der Berliner Bewegung wieder auf.

Die am 16. März abends im „Hofjäger“ versammelten Rädelsführer hatten das Erscheinen der rheinischen Abordnung nicht bloß dazu benützt, um durch das Märchen, diese drohe dem König mit dem Abfall der Rheinlande, den revolutionären Mut der Massen zu stärken und in die Kreise der friedlichen Bürger neue Beunruhigung und Unzufriedenheit zu tragen, sondern sie knüpften an das Eintreffen dieser Abordnung und deren Audienz beim Könige auch einen viel tieferen und schlauerer Plan.*) Der proletarischen Massen waren diese Hintermänner ohnehin sicher, sie wußten aber auch, daß man mit jenen wohl einen Aufruhr, aber keine Revolution machen kann. Hierzu bedurften sie der Beteiligung des Bürgerstandes. Er mußte also nach Möglichkeit gewonnen werden, und das war nur durch gesetzliches Vorgehen möglich. Deshalb wurde im Hofjäger beschlossen: gleichzeitig mit dem Empfang der rheinischen Abordnung im Schlosse, eine Massendemonstration der Bürger in Scene zu setzen auf folgende Weise. Man sagte den Bürgern und besonders den Mitgliedern der Schutzkommissionen: „unmöglich könne Berlin hinter Wien und Köln zurückbleiben; der König müsse durch massenhaftes, aber friedliches Auftreten seiner besten Bürger die Volkswünsche erfahren. Deshalb seien Adressen an denselben zu entwerfen. Ein Ausschuß der Stadtverordneten solle noch einmal zum Könige gehen, diese Wünsche vortragen und um deren Genehmigung bitten, während die auf dem Schloßplatz versammelte Menge die Antwort erwarte.“ Nach der

*) „Das Volk in Waffen“ S. 13 flg.



Vom bewaffneten Handwerker-
verein.
Zeichnung a. d. J. 1848.

bisherigen Haltung des Königs und seiner Ratgeber erwarteten die Rädeksführer am 18. eine abermalige Ablehnung der Volksforderungen, und glaubten dann die angeblich friedliche Demonstration zum entscheidenden revolutionären Schlage umgestalten zu können. Für die geschickte Inszenierung dieser Wendung wollten sie schon sorgen, und sie haben es daran nicht fehlen lassen.

Daß dieser Plan bestand und sofort ausgeführt wurde, bewies vor allem die ganz Berlin, einschließlich der königlichen Behörden, verblüffende vollständige friedliche Ruhe, die im ganzen Laufe des 17. März in Berlin herrschte. Die Abordnung Kölns traf eben erst am Abend dieses Tages ein und konnte daher erst am 18. die Audienz im Schlosse haben, an welche sich die Berliner Petitionsabordnung und deren bürgerliche Massenbegleitung angliedern sollte. Zudem galt es, die neue Adresse der Stadtverordneten und den Massenzug nach dem Schlosse doch erst zu betreiben. Deshalb allein trat am 17. plötzlich die überraschende friedliche Ruhe ein. Dieser Ruhetag diente den Führern zur Vorbereitung des Sturmes, und gerade die Ruhe dieses Tages beweist am deutlichsten, daß jene Führer allein die Unruhen und Gewaltthätigkeiten der Vortage angezettelt hatten, und daß sie das angeblich souveräne und freie „Volk“, d. h. die rohen blinden Massen, ganz allmächtig und willkürlich am Gängelbände führten.

Selbst der König hielt die fernere Anwendung von Waffengewalt nun nicht mehr für nötig, glaubte Berlin wieder dauernd zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, so daß er am 17. März in einer Kabinettsordre an den Gouverneur den Truppen seinen Dank und seine „volle Anerkennung für die von ihnen bewiesene musterhafte Haltung, Ausdauer und Disziplin“ aussprechen ließ. Die Stadtverordneten arbeiteten arglos an der Ausführung des Revolutionsplanes, indem sie in der That eine neue Adresse an den König beschloßen, die am folgenden Tage überreicht werden sollte. Sie forderte Entlassung der Minister, freisinnige Verfassung, Abzug der Truppen und Bewaffnung der Bürgerschaft. Im Laufe des Tages hatten sich schon 6000 Bürger Berlins bereit erklärt, die Abordnung der Gemeindevertretung nach dem Schloßplatz zu begleiten. Sicherlich schlossen sich ihnen von den übrigen 24 000 Bürgern noch Tausende an.

Der schlaue Plan, diese friedlichen Bürger in eine ihnen völlig fremde, frevelhafte Revolutionsintrigue zu verflechten, war also bisher des Gelingens soweit sicher, daß er Tausende von Bürgern auf dem Schauplatz der bedeutendsten und entscheidendsten Scene versammelte, und die Rädeksführer hatten daher nur noch über zwei Dinge Beschluß zu fassen: über die Zeit des Losbruchs und über die Art der Ausführung desselben, namentlich über die Mittel, durch welche auch die Bürgerschaft zur Teilnahme an der revolutionären Er-

hebung mit fortgerissen werden könne. Diese sauberen Mittel werden wir bald kennen lernen. Sie wurden, in einer geheimen Beratung der Räbelsführer im „Tivoli“ am 17. abends festgestellt, ebenso der Tag des Ausbruchs. An dieser Beratung nahmen auch fremde Sendlinge, namentlich Polen und Franzosen teil, die ein wunderbar rührendes Interesse für deutsche Freiheit zur Schau trugen. Viele wollten anfänglich dem Ausbruch erst auf den 21. März ansetzen,*) die Mehrheit aber verwarf jeden Aufschub und beschloß, das „entscheidende Handeln“ bei Gelegenheit der am nächsten Tage zu veranstaltenden, sogenannten „friedlichen“ Massendemonstration beginnen zu lassen.***) Da sich — wie den Behörden freilich erst viel später bekannt wurde — auch Emisäre aus allen Ländern in die Schutzkommissionen hatten aufnehmen lassen, so glaubte man die Bürger bei Ausbruch des Kampfes in der Hand zu haben.***) Das übrige mußten erlogene angebliche Gewaltthätigkeiten der Truppen und wildaufregende Behauptungen und Schreckensrufe thun. Daß der Plan des Losschlagens für den 18. März schon vor den, durch die Revolutionäre gleichfalls ins Werk gesetzten Ereignissen auf dem Schloßplatz am folgenden Nachmittage, die den Vorwand zum Ausbruch der Revolution boten, ganz fest stand, das beweist schon die einzige Thatsache, daß der Bau der Barrikaden am 18. März in allen, selbst den vom Schlosse entfernten Stadtteilen überall vor den Ereignissen auf dem Schloßplatz begonnen und überall mit ruhiger Sachkunde, nach einem einheitlichen Plane durchgeführt wurde. Hierbei war zugleich sehr fein berechnet, daß dieser Barrikadenbau diesmal, wo im Ernst von den Barrikaden Gebrauch gemacht werden sollte, sich fast ungestört werde vollziehen lassen, da die Truppen infolge der friedlichen Ruhe des Vortages überall zurückgezogen waren — selbst aus dem Schlosse, durch das der Verkehr dem Publikum wieder freigegeben war — und da während der Stunden, wo die Barrikaden aus der Erde wuchsen, die Aufmerksamkeit von ganz Berlin ausschließlich sich auf die Vorgänge auf dem Schloßplatz richten mußte. Endlich ließen die im Tivoli versammelten Räbelsführer einen der Ihrigen sogar den Pegasus besteigen, um wo möglich durch die Knittelverse eines sogenannten „Soldatenliedes“ einzelne Soldaten ihrem Fahneneid untreu zu machen. Denn hier wurde die — allerdings sehr schlecht gereimte — Behauptung aufgestellt: die Truppen dürften nicht gezwungen werden, gegen das eigene „Volk“ aufzutreten. Den Bürgern wurde gleichzeitig die beruhigende Versicherung gegeben, daß die Soldaten keinesfalls auf Bürger schießen würden. „Die Berliner sollten darüber baldigst Aufklärung erhalten,“ bemerkt Meyerinck (S. 104) kühl.

Ganz geheim konnte dieses umfassende Vorhaben, bei der Unmasse von Mitwirkenden, natürlich nicht bleiben; aber jedenfalls wurde nur der kleinste und unwichtigste Teil davon vorzeitig verraten. Um 6 Uhr morgens schon, am

*) Meyerinck, a. a. D. S. 109.

**) „Das Volk in Waffen,“ S. 14.

***) Meyerinck, a. a. D. S. 108.

18. März, schrieb nämlich der Minister v. Bodelschwingh an den Oberbürgermeister Krausnik:

„In der vergangenen Nacht hat mir ein Bezirksvorsteher gemeldet, daß mehrere Schutzkommissionen, in die sich viele Juden eingedrängt, heute um 2 Uhr eine große Demonstration durch Adresse-Überreichung vorbereiten. Auch der Polizeipräsident v. Minutoli meldet dieses Vorhaben. Da nun gerade heute, wo sich Vieles bei uns entwickeln dürfte, eine solche Demonstration höchst unangenehm wäre, ja Preußens Schicksal wenden könnte, so halte ich für meine Pflicht, ihr möglichst entgegenzuwirken und bitte Ew. . . . mir dazu Beistand leihen zu wollen.“

Deshalb wurde der Oberbürgermeister, der Syndikus Moewes und der Polizeipräsident vom Minister auf 8 Uhr morgens zu einer Besprechung ins Schloß gebeten. Diese Beratung fand statt, auch der Oberbürgermeister bestätigte dabei die Nachricht von der beabsichtigten Demonstration, und es wurde beschlossen, daß man diese Kundgebung durch persönliche Einwirkung zu hindern versuchen wolle. Natürlich glückte dieser Versuch in keiner Weise.

Dem seit dem frühen Morgen wimmelte es in Berlin wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen, allerdings ebenso geräuschlos wie in diesem, aber doch nicht erfreulich und Zutrauen erweckend. Am Vormittag wählte die Stadtverordnetenversammlung ihre Abordnung nach dem Schlosse, während gleichzeitig zahlreiche Volksversammlungen beschlossen, sich dieser Abordnung anzuschließen, und alsbald männiglich zu diesem Zwecke aufbrachen. Minister von Bodelschwingh hatte den Berliner Magistrat veranlaßt, auch seinerseits eine Abordnung mit den gleichen Volkswünschen zu entsenden. Beide Abordnungen wurden, unmittelbar nach der gnädigen Verabschiedung der Kölner, etwa halb 2 Uhr nachmittags vom König empfangen, und dieser eröffnete ihnen, daß „alle ihre Wünsche befriedigt“, ja „bereits vor ihrem Erscheinen vollzogen gewesen seien.“ In der That verlas Minister v. Bodelschwingh den Mitgliedern der städtischen Abordnungen, sowie der König sie entlassen hatte, das bereits vom Monarchen unterzeichnete, aber noch nicht veröffentlichte „Patent vom 18. März wegen beschleunigter Berufung des Vereinigten Landtags“ auf den 2. April.

Dieses von Bodelschwingh selbst verfaßte denkwürdige Schriftstück erklärte die Verwandlung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat für notwendig, ebenso „eine Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder“ — von seinen geliebten „Ständen“ konnte der König auch in dieser schweren Stunde sich noch nicht losmachen —, „wir erkennen an“, hieß es weiter, „daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder notwendig erheische“. Nun folgten die deutschen Forderungen Preußens beim Bunde: eine tüchtige deutsche Wehrverfassung nach dem Muster des preußischen, mit einem Bundesfeldherrn an der Spitze; eine deutsche Flotte, mit der Bundesflagge an den Masten der Kriegs- und Handelsschiffe; ein deutsches Bundesgericht; allgemeines deutsches Heimatsrecht, volle Freizügigkeit; ein allgemeiner deutscher Zollverein mit Maß-, Münz- und Gewicht-

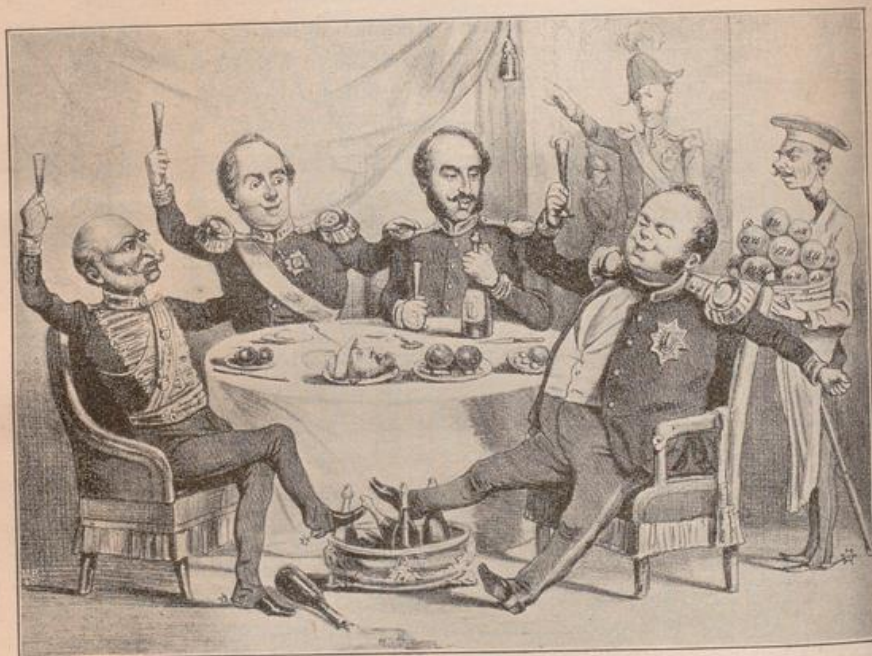
einheit und gemeinsamem Handelsrecht; die gleiche Pressfreiheit in ganz Deutschland. Um diese deutschen Forderungen Preußens und „die Vorschläge, welche wir für die Verfassung unserer Staaten nötig erachten“, rechtzeitig zu beraten, war der Vereinigte Landtag bereits zum 2. April berufen.

Schon bei Verlesung dieses Patentens vor den städtischen Abordnungen erhob sich aus diesen lauter Jubel, zumal da gleichzeitig amtlich verkündet wurde, der König habe in einem zweiten, bereits gestern vollzogenen Patente die Censur aufgehoben. Die städtischen Abordnungen verkündeten diese frohen Ereignisse der Volksmenge; bald befand sich auch die gedruckte Bestätigung in tausenden von Abzügen eines Extrablattes der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“ in den Händen der Massen, und nun brach in diesen unbeschreiblicher Jubel aus. Bei dem heiteren, sonnigen Frühlingswetter strömten unzählige Tausende unter die Linden und auf den Schloßplatz, um ihren freudigen Gefühlen Luft zu machen; hier namentlich, um den König hoch leben zu lassen. Friedrich Wilhelm erschien infolge der begeisterten Zurufe auf dem Balkon des Schlosses, stürmisch begrüßt. Nachdem er sich zurückgezogen, erklärte Minister v. Bodelschwingh von demselben Balkon aus: Se. Majestät habe zu arbeiten und ersuche das Publikum, sich zurückzuziehen. Darauf erschollen jedoch von unten wieder tausendstimmige „Hochs!“, während die Kollegienbesucher der Barrikadenprofessoren eine halbe Stunde lang ebenso unermüdblich brüllten: „Militär zurück!“ Seit dem Morgen hatte man nämlich, mit Rücksicht auf die Unruhe in den Straßen, zwei Bataillone Gardeinfanterie und eine Eskadron Gardedragonier wieder in die Schloßhöfe zur Bedeckung des Schlosses herangezogen. Mittags zwischen 1 und 2 Uhr erhielten diese Truppen eine Verstärkung von zwei Bataillonen, zwei Eskadrons und acht Geschützen.

Infolge der unaufhörlichen Rufe erschien der König zum zweiten Male auf dem Balkon und wurde abermals von tausendfältigen Lebehochs begrüßt. Auf seinen Befehl begaben sich sodann der Minister von Bodelschwingh, Graf Arnim-Boitzenburg und der Gouverneur, General v. Pfüel, nach dem Schloßportal I, um das Publikum aufzufordern sich zurückzuziehen. Diesem Befehl wurde jedoch nicht gehoramt, sondern nunmehr sollte, vorerst durch fortwährend lauteres Schreien und Lärmen, der Konflikt mit den gesetzlichen Gewalten heraufbeschworen werden, der den Rädelshörnern den Vorwand zum Ausbruch der Revolution bieten würde. Unbegreiflicherweise entfernte sich in diesem Augenblicke General v. Pfüel aus dem Schlosse, um daheim häusliche Geschäfte zu besorgen.

Als die Unruhe vor dem Schlosse immer ärger wurde, und General v. Pfüel nicht zur Hand war, übertrug der König gegen 2 Uhr nachmittags dem inzwischen im Schlosse eingetroffenen Generallieutenant v. Prittwitz den Oberbefehl über alle in und bei Berlin versammelten Truppen und gab ihm den Befehl: „dem Skandal auf dem Schloßplatz ein Ende zu machen, durch Herumreiten mit der Kavallerie im Schritt und mit eingestecktem Gewehr.“

Dieser Befehl wurde sofort vom General selbst vollzogen, indem er ein Schwadronspferd bestieg und die Schwadron Gardedragoner des Rittmeisters v. Borstell — die einzige, die im Augenblick noch zur Stelle war — an Borstells Seite, die Front der Truppe nur drei Mann breit, im Schritt und mit eingestecktem Gewehr, durch das Portal IV über die Schloßfreiheit nach dem Schloßplatz führte. *) Vor der Stechbahn angekommen, ließ er Front nach der Langen (jetzt Kurfürsten-) Brücke machen und halten. Sodann ritt er, von dem Rittmeister und einem Trompeter begleitet, ein weißes Taschentuch hochhaltend, auf den Volkshaufen zu, der sich vor dem Portal II befand. Eine noch größere Menschenmenge drängte gleichzeitig gegen Portal I an.



Lasset die feuerigen Bomben erschallen! puff! puff! puff! u. s. w.

Hamburger Karikatur auf Friedrich Wilhelm IV. aus dem Jahre 1848.

Sobald das Volk die Reiter wahrnahm, stürzte es ihnen mit gewaltigem Gebrüll entgegen, wobei nur die Worte: „Militär zurück!“ zu unterscheiden waren. Der Versuch, sich einer Menge verständlich zu machen, die in höchster Erregung, mit erhitzten Gesichtern und Schaum vor dem Munde, herandrang, mußte daher als nutzlos aufgegeben werden. Zudem scheuten auch die Pferde

*) Die nachstehende Darstellung nach den übereinstimmenden Berichten von Meyer in d. S. 111/113 und der Schrift „das Volk in Waffen“, S. 16/18.

und wichen vor dem ungeheuren Lärm zurück. Bald befand sich der General mit seinen Begleitern wieder bei der Schwadron, deren Pferde ebenfalls unruhig geworden und bereits auf die Kellerhölse vor der Stechbahn zurückgetreten waren. Auch hier war nicht das eigene Wort, geschweige denn der Befehl des Generals und des Rittmeisters zu vernehmen, abzuschwenken und in Schwadronskolonnen in Zügen auf dem Platz herumzureiten, immer noch mit eingesteckter Waffe. Um das den Leuten verständlich zu machen, zog der Rittmeister den Säbel und winkte damit. Die Dragoner verstanden ihn und rückten zehn bis zwanzig Schritt vor. Die Massen wichen eilig zurück.

Da inzwischen die Haufen vor dem Schlosse immer dichter, und die thätlichen Beleidigungen der im Schlosse stehenden Infanteristen durch den Pöbel immer häufiger geworden, so ließ Major v. Falkenstein die 1. Kompagnie des Kaiser-Franz-Regiments vor dem Portal II aufmarschieren. Von hier aus sah er den General v. Prittwitz von der tobenden Menschenmenge umringt, also in drohender Gefahr, und führte deshalb die Kompagnie mit Trommelschlag, aber mit Gewehr über, bis an die Breitestraße vor, wo er Halt machte. Die 2. Kompagnie folgte, schlug jedoch die Richtung nach der Langen Brücke ein, während die Dragoner-Eskadron nun von der Stechbahn aus vorging. Durch dieses Zusammenwirken der Truppen leerte sich der Schloßplatz bald. Nur an den Häusern zwischen der Langen Brücke und Breitenstraße waren noch viele stehen geblieben, welche, mit Stöcken bewaffnet, eine feindliche Haltung annahmen und Schimpfreden und Drohungen austießen. Um auch diese Ruhestörer zu entfernen, ließ Major v. Falkenstein den Schützenzug der 1. Kompagnie unter Lieutenant v. Preuß von der Breitenstraße gegen die Kurfürstenbrücke vorgehen. Bei dieser Gelegenheit entlud sich das Gewehr des Grenadiers Kühn dadurch, daß dasselbe in dem Gedränge mit dem Hahn am Säbel hängen blieb. Ein zweiter Schuß fiel, indem einer der Ruhestörer dem Unteroffizier Hettgen mit einem Stoß auf das Piston schlug, wodurch das Gewehr losgehen mußte.

Die beiden Schüsse, die nach den übereinstimmenden Berichten aller Darsteller der Berliner Märztage niemanden verletzten, und von denen der eine sogar durch einen der Empörer absichtlich veranlaßt wurde, bildeten den Vorwand für die Rädeleführer, nun sofort zum Ausbruch der Revolution zu verschreiten! Um die friedlichen Bürger in diese mit hineinzureißen, stimmten wahrscheinlich zahlreiche, noch in der Nähe des Schloßplatzes befindliche Helfershelfer jener Führer den völlig unbegründeten Ruf an: „die Truppen haben auf das wehrlose Volk geschossen! Verrat, Verrat! Zu den Waffen! Barrikaden! Rächt das vergossene Bürgerblut!“ Die ferner stehenden friedlichen Bürger hatten die Schüsse gehört. Sie zweifelten also nicht an der Wahrheit, daß man wehrlose Bürger morde, daß volksfeindliche Offiziere und die Hofkamarilla das friedensverheißende Königswort brächen und die vom König angelobten Freiheiten des

Volktes durch einen mörderischen Mißbrauch der Waffengewalt, in einem blutigen Bürgerkriege, dem Volke wieder rauben und unter die Füße der Sieger treten wollten. Nur wenige bewahrten soviel kühles Blut, um die Frage aufzuwerfen: ob denn irgend ein ernsthafter Grund zu diesen schweren Beschuldigungen und Verdächtigungen vorliege? Der König und seine Ratgeber hatten solange mit Erfüllung der Volkswünsche gezaudert, daß auch bei gut königlich Gesinnten der Gedanke Raum und Glauben fand, im Schlosse bereue man schon wieder die Zugeständnisse des Mittags und billige den Versuch, die ganze, auch die völlig berechnete Bewegung, in Blut und Asche zu ersticken. So ist zu erklären, daß von dieser unseligen Stunde an auch das Berliner Bürgertum zahlreiche, und zwar die besten Kämpfer zum Barrikadenkampfe stellte: todesmutig begeisterte, waffengeübte Studenten, sehr viele Mitglieder der Berliner Schützengilde, die den Gebrauch der guten Büchse nicht bloß in den Dienstjahren beim Heer, sondern auch seither fleißig geübt hatten und mit tödlicher Sicherheit schossen, u. a. mehr. Einer der Studenten ritt hinaus nach Vorsigs Fabrik und veranlaßte durch eine feurige Rede die dort beschäftigten etwa tausend Arbeiter in den Kampf des Volktes gegen Gewalt, Wortbruch und Verrat mit einzutreten. Diese Stimmung hatte die besten Kreise Berlins mit ergriffen.

Achter Abschnitt.

Die Berliner Märzbewegung vom 18. März an.

Die im Laufe des Nachmittags des 18. März in Berlin ruchbar werdende Nachricht von der Erziehung des volksbeliebten Generals Pjuel durch den „schneidigen“ General v. Prittwitz trug zur Erhöhung des Mißtrauens und der Erbitterung der Bevölkerung bei. Doch hatten — wie bereits eingehend nachgewiesen wurde — die Rädelsführer schon lange vor dem Bekanntwerden dieses Wechsels im Oberbefehl, auch lange vor den zwei unschädlichen Schüssen nahe der Breitenstraße, die Entfesselung der Revolution in Angriff genommen. Denn auch Rittmeister v. Borstell berichtet amtlich: „Als die Eskadron im Schritt den Schloßplatz unritt, sah man schon den Barrikadenbau beim Köllnischen Rathause.“ Ebenso stellt der amtliche Bericht des Füsilierbataillons vom 1. Garderegiment fest, daß schon „während es den Schloßplatz und die Lange Brücke besetzt hielt“, Barrikaden gebaut und Steine auf die Hausböden und Dächer geschleppt worden seien.*)

Ein grauenvoller Vorgang bestätigt dieselbe Thatsache.**) Denn noch ehe die zwei unglücklichen Schüsse gefallen waren — kurz nach 2 Uhr — wurde

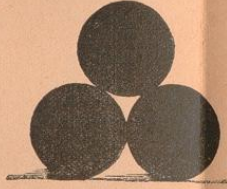
*) „Das Volk in Waffen“, S. 18. — **) Ebenda und v. Meyer in d., a. a. O. S. 113.

gen
en.
enn
Ber-
Er-
der
die
illig
daß
und
erte,
die
oer,
ffen,
ver-
r in
eten.

dende
den
d der
nach
dieses
nahe
Denn
Schritt
ijchen
vom
Lange
t und

ch ehe
wurde
S. 113.

An meine lieben Berliner!



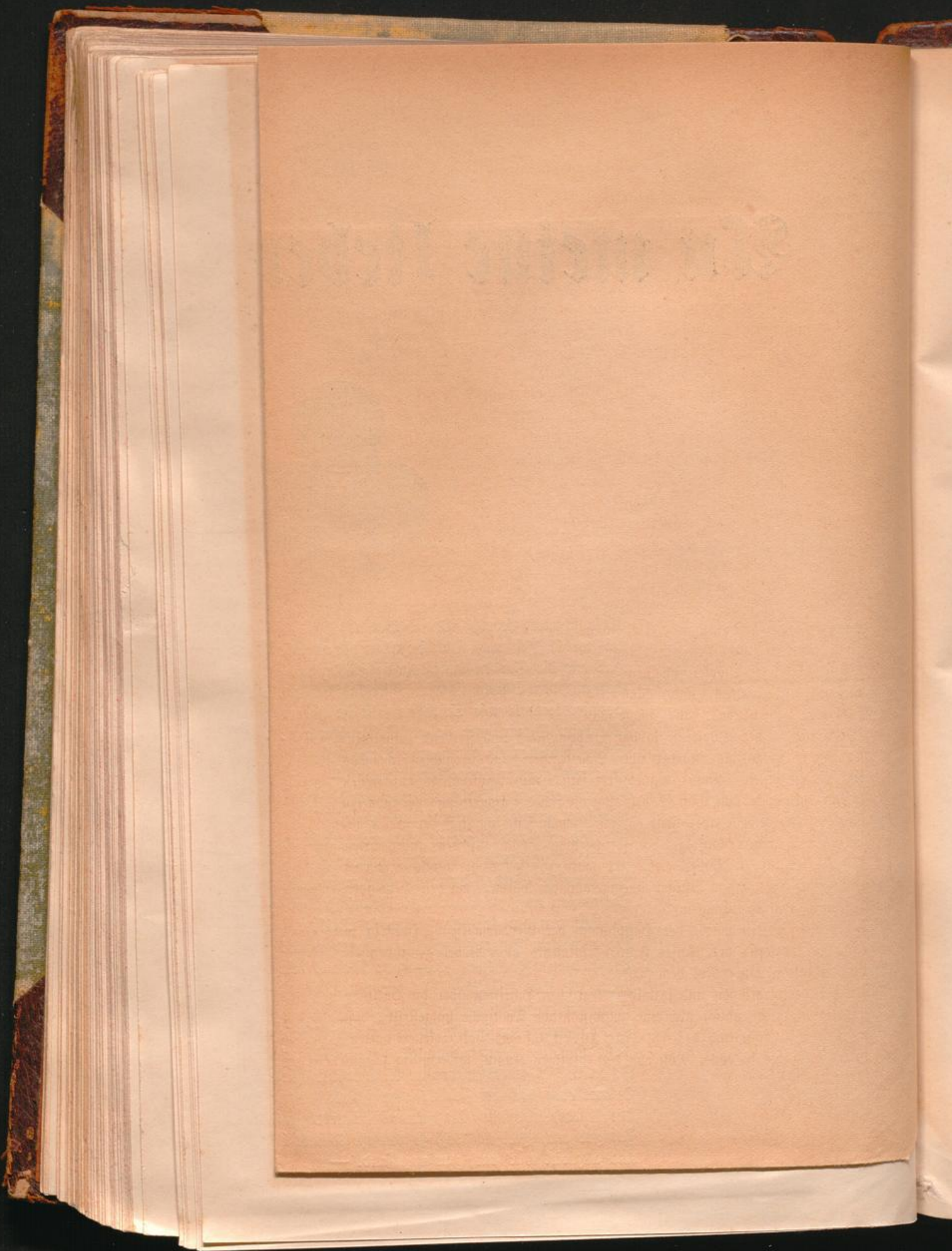
Mein schönes, liebes, sandiges Berlin!
Leb' wohl! Ich muß Dich bombardiren lassen.
Ha! wie die Garden kampfeslustig glüh'n,
Und mit den Säbeln klappern, hier in Potsdam's Straßen!
Berliner kommt! mit Schrecken sollt ihr hören,
Wie beim Champagner sie auf Taille schwören:
Erfäusen wollen sie die freche Brut,
In ihrem eigenen Canaillen-Blut! —
Noch ist es Zeit! Berliner werd't vernünftig,
Und kehrt zurück, in's alte liebe Joch.
Ihr seid ja für die Freiheit noch nicht zünftig,
Und jede Kugel, wißt ihr, macht ein Loch.
Ich kann die Garde-Keutnants nicht mehr halten,
Sie wollen euch partout die Schädel spalten.
O höret, um der großen Zukunft Willen,
Die euch von Petersburg so glänzend winkt!
Die zuchtne Freiheit, die Gaar Mikaus bringt,
Wird alle eure Wünsche fühlbar stillen.
Bewohner meines lieblichen Berlins!
Soll ich euch denn in Grund und Boden schießen?
Hofft nicht, ihr siegt, wie die Rebellen Wien's;
Schon ließ ich eure Stadt von Militair umschließen.
Besinnt euch noch bei Zeiten; oder zittert!
Die Garde-Keutnants sind famos erbittert.
Ich gab euch Freiheit doch, so viel ihr konntet brauchen —
Und alsviel wär' euch nur ungesund. —
Ihr dürft auf freier Straße Taback rauchen;
Ihr dürft versammeln euch zu jeder Stund;
Kommt Alles, was ihr Lust habt, sprechen, schreiben: —
Das darf natürlich nicht mehr lange bleiben.
Das ihr nicht schonen würdet, ja, das wußt' ich;
Alein ihr werdet jetzt mir doch zu lustig.
Drum wieder Polizei, ein ganz klein bißchen nur,
Ein bißchen Piperei, und John — vulgo: Censur.
Das Waffentragen macht euch nur Beschwerde!
Darum ich euch davon entbinden werde.
Den Festungskommandanten wird jetzt angst und bang;
Gesellschaft fehlt; die Zeit wird ihnen lang.
Drum, hat die Polizei erst wieder das Commando,
So schießt sie dann und wann, ein Duzend wohl nach Spandow.
Gendarmen wollt' ihr nicht; nun gut! das werd' ich ändern:
Nie zeig' sich einer mehr — als in Constabler-Gwändern.
So stell'n wir nach und nach die alte Ordnung her,
Und thun als ob dies Jahr, kein März gewesen wär.
Wollt' ihr das nicht: so baut nur Catacomben;
Denn von der Höh' des Friedrichshains schieß' ich euch Bomben! —



Berlin, 1848.

Zu haben bei Jähns, Unter den Linden No. 30.

UNIVERSITÄT PADERBORN



der Doppelposten, der vor dem Bankgebäude (der Seehandlung) in der Jägerstraße stand, zwei Grenadiere der 7. Kompagnie des Kaiser Franz-Regiments Schelta und Theißen, meuchlings überfallen; Theißen durch einen Schuß in den Unterleib ermordet, Schelta schwer verwundet. Wir besitzen über diesen Vorgang gleichfalls amtliche Beweiserhebungen, welche die Legende Zimmermanns und Anderer widerlegen, daß Theißen durch eine zufällige Entladung seines Gewehrs getötet worden sei. Dem widerspricht auch die eiserne Tafel am Bankgebäude, die noch heute verkündet, daß hier am 18. März 1848 der brave Grenadier „in Verteidigung seines Postens gefallen“ sei. Nicht minder widerspricht dieser Legende, wie bemerkt, der von den Augenzeugen bekundete Hergang, der so verlief: Bald nach 2 Uhr stürzte ein großer Haufe erregter Menschen durch die Jägerstraße auf die Seehandlung zu, ohne indes den Posten zu belästigen. Fünf Minuten später aber folgte dem Haufen eine 20 Mann starke, mit Knitteln bewaffnete Rotte, die sich über den Doppelposten, und zwar zunächst über Theißen, hermachte. Der größte Teil dieser Aufreißer war gut gekleidet, die übrigen sahen wie Straßenbummler aus. Vielleicht war es eine Abteilung der Rädelführer mit ihrem Generalstab. Die Ausführung des Mordplans deutet wenigstens auf gewerbsmäßige Erfahrung in diesem Handwerk und auf einheitliche Leitung. Nachdem man nämlich den Grenadier Theißen durch Überraschung überwältigt und namentlich „sein Gewehr festgehalten“ hatte, schoß man ihn meuchlings in den Unterleib, so daß er bewußtlos und sterbend zusammenstürzte. Dann fielen die Mörder über Schelta her, und versuchten ihm das Gewehr zu entreißen. Dabei regnete es Stock- und Faustschläge auf seinen Kopf, man vermochte ihm auch Säbel, Patronentasche, Bajonett und Ladestock zu entreißen. Das Gewehr aber hielt er immer noch fest, bis ihm der Helm abgerissen wurde, und er infolge der fortgesetzten Hiebe auf den unbewehrten Schädel ohnmächtig zu Boden fiel. Er wäre zweifellos gleichfalls ermordet worden, wenn nicht einige Bürger hinzugekommen wären, die den Blutenden in die Kommandantur brachten.

Zu derselben Zeit wurde der Hauptmann der Gendarmerie v. Holstein in der Nähe der Kaserne des Kaiser Franz-Regiments vom Pöbel gemißhandelt und entging mit genauer Not dem Tode.

In den demokratischen und sozialdemokratischen Schriften über die Berliner Märzrevolution wird endlich als eine unumstößliche Thatsache hingestellt, daß die Truppen am Nachmittag des 18. März zuerst auf das Volk gefeuert hätten, so daß letzteres nur in echter Nothwehr den blutigen Kampf widerwillig auf-

S. Blum, Deutsche Revolution.



Wie ein reaktionärer Bommer sehr niedergeschlagen wird.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

nommen habe. Diese Behauptung wird aber gleichfalls durch die wirklichen Thatfachen als eine unrichtige erwiesen. Denn schon bald, nachdem die erste Panik, die nach den früher erwähnten beiden unglücklichen Schüssen folgte, vorüber war, drängte das Volk von der Kurfürstenbrücke her wieder gegen das Schloß. In diesem Augenblicke fuhr ein mit Brettern beladener Wagen gegen die Brücke zu und wurde hier von den Aufreihern angehalten, bestiegen und seiner Ladung beraubt, die zu einer Verbarrikadung der Brücke dienen sollte. Als nun aber das Schützenbataillon des ersten Garderegiments vom Schlosse her anrückte, erhielt es, noch ehe es einen einzigen Schuß abgegeben, Feuer aus den beiden Eckhäusern an der Kurfürstenbrücke. Nicht minder wurde von den Barrikaden an der Tauben- und Friedrichstraßen-Ecke zuerst auf die Truppen gefeuert.*)

General von Prittwitz hatte schon zuvor erkannt, daß nun auch ein guter Teil der Berliner Bürgerschaft kriegerisch gestimmt war, und so war er denn entschlossen, Krieg zu führen, wo Krieg verlangt wurde, und erteilte demgemäß seinen Adjutanten Befehl, von allen Seiten Truppen herbeizuholen. Die bisherigen halben Maßregeln hörten nun auf.**)

Die Truppen, welche dem General v. Prittwitz vom 18. März Mittags bis 19. Vormittags zur Verfügung standen (Meyerinck zählt sie S. 110 einzeln auf), betrugten rund 14 000 Mann mit 36 bespannten Geschützen des Garde-Artillerie-Regiments. Außerdem besaß Berlin damals noch 204 Polizeibeamte. Die Bewaffnung der Infanterie bestand in glatten Vorderladern, nur das Garde-Schützen-Bataillon und die Unteroffiziere des Füsilier-Bataillons des 1. Garderegiments waren mit gezogenen Büchsen ausgerüstet. Die Rekruten dienten im fünften Monat und hatten kaum mit Klappatronen geschossen. Berlin zählte zu jener Zeit 400 000 Einwohner, und wenn man erwägt, wie stark die Volksbewegung auch das Bürgertum ergriffen hatte, so ist klar, daß die Zahl der Barrikadenkämpfer die der Truppen bei weitem überstieg. Freilich war die Bewaffnung der Aufreihern auch eine viel unvollkommenere und ungleichere wie die der Truppen, wogegen sie wieder hinter den Barrikaden, Fenstern, Dachlukn u. s. w. viel besser gedeckt waren, als die gegen die Barrikaden frei andringenden Truppen. Kanonen hatten die Barrikadenkämpfer nur zwei zur Verfügung, die sie mit „Murmeln“ — den kleinen marmornen Spielkugeln der Knaben — luden, weshalb der nie schlummernde Berliner Volkswitz diese beiden Kanonen die „Murmeltiere“ nannte. Zur Abwechslung wurden auch die Bruchstücke gehackter Eisen- und Zinkstangen hineingeladen.

Aus diesen Verhältnissen ergab sich von selbst die Taktik der beiden miteinander ringenden Parteien in dem nun anhebenden blutigen Straßenkampfe.

*) „Das Volk in Waffen“, S. 18. — **) Meyerinck, a. a. O. S. 113.

Die Taktik der Barrikadenkämpfer ließ dabei überall die Anweisung und Leitung erfahrener Barrikadenprofessoren erkennen, die schon bei der Auswahl der Örtlichkeit der Barrikaden und dem Bau derselben hervorgetreten war. Merkwürdig ist besonders die Ähnlichkeit der Taktik der Berliner Straßenkämpfer von 1848 mit derjenigen der Kommunards in den Pariser Straßenkämpfen von 1871. *) Vor den Barrikaden wurde überall das Pflaster aufgerissen und die Pflastersteine wurden von Frauen in Körben nach den oberen Stockwerken der Häuser getragen. Mit dieser Arbeit machten sich die Weiber auch noch beim Anrücken der Truppen zu schaffen, um das Feuern der letzteren zu hindern oder zu dem aufreizenden Rufe Veranlassung zu geben: die „entmenschte Soldateska“ habe auf wehrlose Frauen geschossen. Die Dächer der Eckhäuser wurden abgedeckt und die Steine zum Werfen bereit gelegt, außerdem Flaschen, Scherben, Eisenstangen, Balken u. s. w. siedendes Wasser, selbst Vitriol zum Bewerfen und Überschütten der Truppen in die oberen Stockwerke geschafft. Eben diese Stockwerke wurden mit den besten Schützen besetzt, namentlich die Eckhäuser über den Barrikaden. Die Hausthüren wurden verschlossen und verrammelt, ebenso die Zugänge zu dem Stockwerke und den Räumen, aus denen die „Volkskämpfer“ schossen und warfen; und ehe die mit Urten und Brech-



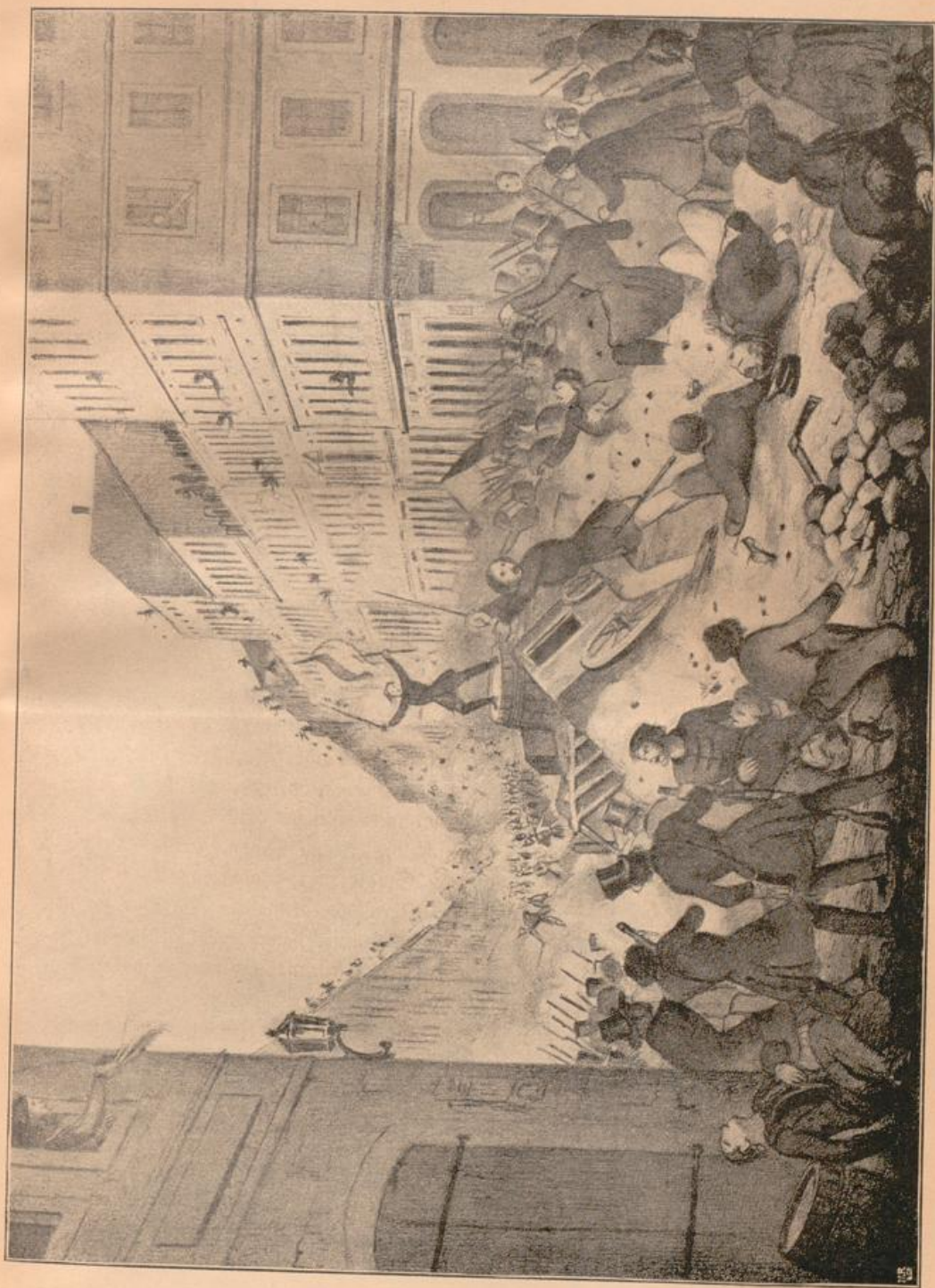
Barrikadenkampf vor dem Kölnischen Rathause zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.
Gleichzeitige Zeichnung von Robert Kretschmer.

*) „Das Volk in Waffen“, S. 18 und Meyerindf., S. 114 flg. heben das mit Recht hervor.

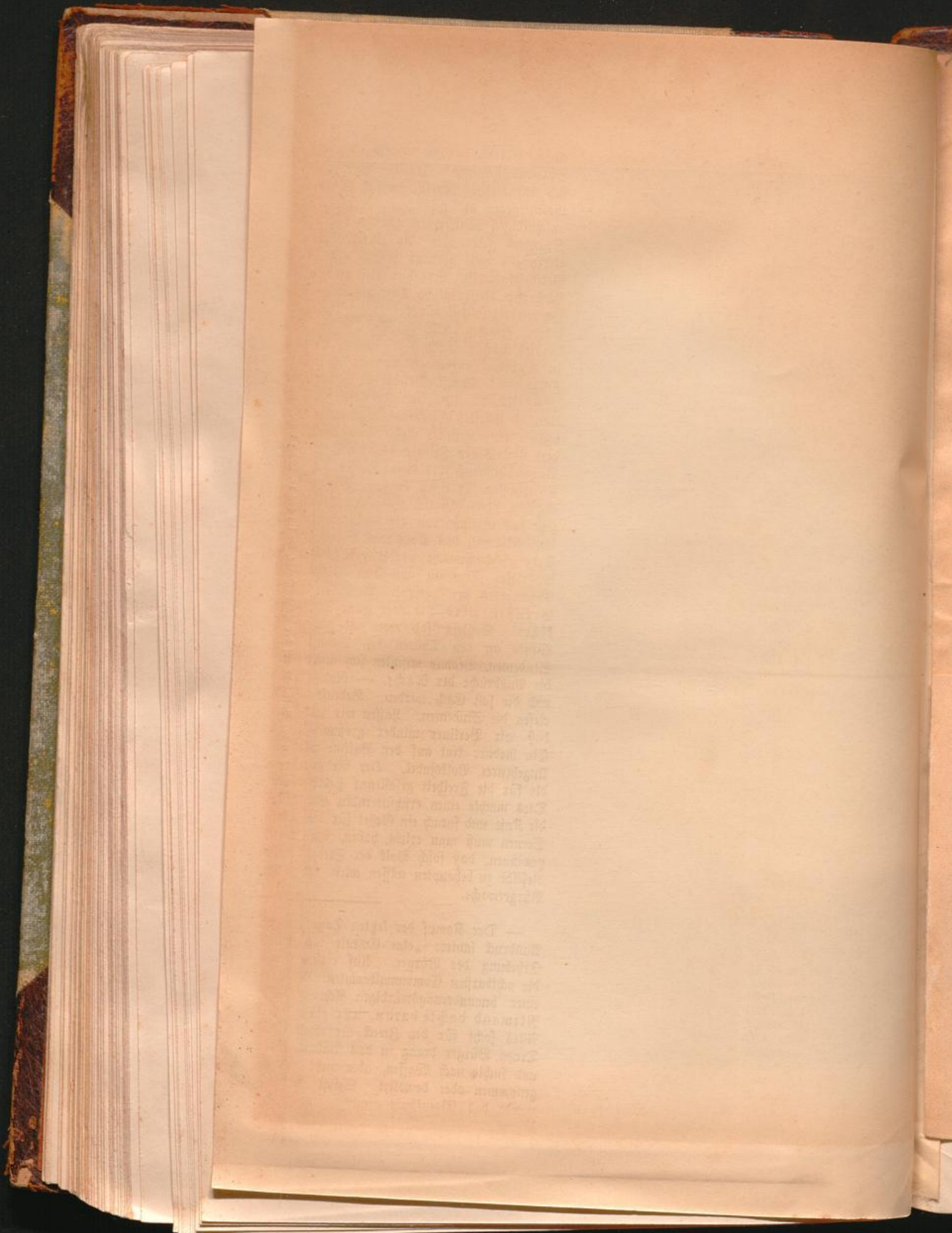
stangen fast gar nicht versehenen Truppen alle diese Hindernisse gesprengt hatten, waren sehr viele ihrer Feinde entkommen, indem sie die Mauer des Nachbarhauses durchbrachen. Man vergleiche mit dieser Taktik die Anweisung, die der Kommune-„General“ Cusseret 1871 seinen Anhängern vor dem Ausbruch des Pariser Straßenkampfes in der Pariser „Voix du peuple“ gab:

Die revolutionären Sektionen bemächtigen sich bei Ausbruch des Straßenkampfes sofort der vier Eckhäuser zu beiden Seiten der Straße. Ein Teil der Truppe besetzt den Eingang, während eine andere Gruppe möglichst rasch in ein höheres Stockwerk eindringt, von wo aus, vermöge des Durchstechens der Wände, der Eingang in die Nachbarhäuser erzwungen wird. Auf die Vorstellungen der Hausbewohner soll nicht gehört werden. . . Mögen die Revolutionäre nie vergessen, daß ihr Erfolg von der Schnelligkeit der Bewegung abhängt. Wir können durch Einschlagen der Häuserwände rascher hundert Häuser besetzen, als ein von uns verteidigtes Haus vom Militär genommen wird.“

Beim Einbruche der Nacht wurden übrigens in den Berliner Märzämpfen von 1848 in kurzem Abstand vor den Barrikaden auch Drähte oder Stangen über die aufgerissenen Straßen gespannt und diese mit Glascherben besät, um die andringende Infanterie und Kavallerie zu Fall und Verwundung zu bringen. Ganz so in Paris unter der Kommune von 1871. Weiter würde auch Berlin schon 1848 seine Petroleurs und Petroleusen gehabt haben, wie Paris 1871, wenn man damals bereits Petroleum gekannt hätte. Da das aber fehlte, so begnügte man sich in Berlin 1848 mit ganz gewöhnlicher Brandstiftung. Schon gegen Abend des 18. März wurden an mehreren Thoren die Wacht Häuser — und nach dem Wiener Beispiel auch die Zollhäuser — angezündet. Bei Beginn der Nacht wurden dann die königliche Eisengießerei vor dem neuen und die stattlichen Artillerie-Wagenhäuser vor dem Dranienburger Thore in Flammen gesteckt — ein Schaden von einer Million und Hunderttausenden für das Volksvermögen, aber warum hieß man die verbrannten Dinger auch königliche Gebäude! Das „Volk“ war also ganz unschuldig, wenn es sie in Asche legte! Nur mit knapper Not entgingen Rathhaus, Stadtgericht, Landwehr-Zeughaus, sowie die Kaserne des Regiments Kaiser Alexander demselben Schicksal und zwar nur dadurch, daß außer der schwachen Besatzung dieser Kaserne auch eine größere Anzahl von Bürgern den wiederholten Brandstiftungsversuchen entschlossen entgegentrat. Endlich ist eine auffallende Ähnlichkeit der Berliner Revolution von 1848 mit der kommunistischen Pariser von 1871 ihr Fraternisieren mit den Insassen der Gefängnisse. In Paris wurden die Thore und Zellen von La Roquette, in Berlin die des Arbeitshauses — des sogenannten „Ochsenkopfes“ — geöffnet und die Strafgefangenen als gute Kameraden und Kampfgenossen begrüßt und — auf die Barrikaden geschickt. Dort wie hier handelte es sich durchaus nicht etwa um politische Gefangene, sondern um wirkliche Verbrecher. Es wäre ungerecht, wollte man verschweigen, daß neben diesen Ausschreitungen, welche die Kampfweise der Revolutionsmänner in Berlin wie in Paris entstellten,



Kampf an der Barrikade auf der Landenstraße, Berlin den 18. März 1848.



S

einem Bataillon vom Stettiner Regim
Spandau gebracht. Einzelne Soldaten die
sich auf diesem Marsch empörende und s
thaten gegen die gefangenen verwundeten
unschuldigen Mitbürgern erlaubt haben. I
Spandau soll aber die Unglücklichen
empfangen und gepflegt haben. Unser b
Bertheidiger Dr. Stieber rief einigen G
Abmarsch die tröstliche Versicherung zu: „
ihr werdet, sollten wir besiegt werden, vor
fahren kommen, alle Juristen werden sich
daraus machen, Euch zu vertheidigen.“ K
in Spandau angelangt, wurden die 600
Folge eines Königl. Befehls in Freiheit ge

— Um 11 Uhr sammelte sich die Vo
eben die Effekten des Handschuhmachers Wert
welcher drei versteckte Polen dem Militair
dem Palais des Prinzen von Preußen. Ge
Bürgerschilwach auf diesen Posten zu verla
Ehrenposten für einen Berliner Bürger sel.
abgelöst, ohne daß ein neuer Posten aufzog.
jetzt das Gerücht von der Ankunft von Fe
laut erklärten, das Haus des Prinzen von
Erde gleich gemacht werden. Die Menge
da riefen Stimmen aus dem Volke: „K
Eigenthums der Nation! Das Palais
Preußen wird hiermit zum Nationa
klärt! Sogleich sah man mit großer S
Worte an den Thüren des Palais ang
Studenten, Beamte mischten sich unter das
die Ausbrüche der Rache. — Nur Gered
und die soll Euch werden. Bedenkt die N
riefen die Studenten. Lassen wir uns den
daß wir Berliner minder großmüthig als
Ein Redner trat auf den Balkon mit der
Ungeheurer Volksjubel. Der Redner erma
die für die Freiheit gefallenen Helden noch
Dies machte einen erschütternden Eindruck;
die Knie und sprach ein Gebet für die gefalle
Scenen muß man erlebt haben, um die fe
gewinnen, daß solch Volk der Freiheit wür
dieselbe zu behaupten wissen wird. Vor den
Bürgerwache.

— Der Kampf der letzten Tage war ni
Ausdruck lautet: „eine Emeute des Böbel
Erhebung der Bürger. Auf vielen Barri
die achtbarsten Communalbeamten. Das G
einer bewunderungswürdigen Achtung respe
Niemand dachte daran, nur eine Steck
Alles focht für den Zweck der allgemeinen
Trupp Bürger drang in das Palais des P
und suchte nach Waffen, aber nicht das G
genommen oder demolirt. Selbst in den
wurde das Eigenthum geachtet, nur nach
Männer, denen der Hunger auf dem Gesid

Die 1
von gest
auch dar
senden.
des höch

Phvqjg p;
-jag qun i

mq qun i
uabjka i
ueamng
aaajun yi
'uagajag
qun ueat
mjs wa
aeuuyunee
jhu duri
'ueuuea nk
aghu jhu
wag qun
'tröhen nk

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung

von Staats- und gelehrten Sachen.

N^o 67.
Montag

den 20 März
1848.



Im Verlage Boffischer Erben.

(Redakteur C. F. Lessing.)

Boffische Zeitungs-Expedition in der breiten Straße No. 8.

Extrablatt der Freude.

Die Umwandlung, die freudige Umgestaltung der Dinge, die von gestern auf heut stattgefunden, macht es uns zur Pflicht auch darüber eine außerordentliche Mittheilung ins Publikum zu senden. Es kann nicht früh genug erfahren, was für Thaten des höchsten Muths geschehen sind, die diese Umwandlung herbeiführten. Voran stellen wir jedoch die Ansicht, die künftig unser Blatt leiten soll. Für die spätern Mittheilungen, mag die Eil mit der wir sie zusammentragen, die Entschuldigung ihrer Verwirrung sein. Wir fühlen uns aber um so mehr verpflichtet mit allen Mittheilungen auf das schleunigste ins Publikum zu gehen, als der erste Bericht in unserm heutigen Blatt, welcher mit den Worten beginnt: „In dem Augenblicke“ u. s. w. eine Anzahl von Irrthümern enthält, die wir, von den Bestrebungen beseelt, nur die Wahrheit und die ganze volle Wahrheit zu geben, mit Freuden zu berichtigen bereit sind, und daher um alle dahin einschlagenden zuverlässigen Notizen dringend bitten.

Die Presse ist frei! In der nämlichen Stunde wo uns dieses herrliche Recht erfüllt wurde, wollten wir die Stimme des Frohlockens darüber erheben — da dröfnete der entsetzende Donner Schlag der unsere Stadt traf, und der Kampf begann. — Das war nicht mehr die Zeit, dem Gefühle der Beglückung Luft zu machen! — Jetzt theilt der Friedens- und Freudenruf wie ein goldenes Licht die schwarzen Wolken, so schnell fast, als der zündende Strahl sie gesammelt. — Der Himmel ist wieder heiter! Möge nun der befruchtende Segen, der dem Ungewitter, der selbst dem Ausbruche des Vulkans folgt, unsern theuern, geliebten Vaterlande in fort und fort wachsender Entwicklung zu Theil werden. — Unter allen Rechten, deren Erfüllung uns geworden, und die wir hoffen, ist der befreite Gedanke das edelste, denn in ihm liegt das Unterpfand für alles Künftige. Er ist die Sonne für die Früchte, die uns reifen sollen! —

Von nun an ist diesen Blättern eine größere Aufgabe gestellt. Wie sie dieselbe lösen werden, darüber müssen sie ihre Kräfte selbst erst prüfen. Wie sie aber dieselbe aufzufassen haben, darüber waltet ihnen kein Zweifel ob, und wir dürfen hoffen, daß auch die Leser, welche unsern Bestrebungen und Nüchternen, so weit die Verhältnisse den Ausdruck derselben möglich machten, gefolgt sind, darüber keinen Zweifel hegen werden. Unser Banner ist der Fortschritt! Nicht der allmähliche, denn es giebt Zeiten, wo der Sturmtritt nothwendig ist, aber der besonnene, denn sein Gegentheil ist stets verderblich. Der besonnene Fortschritt wird nie verzögern, wo er beschleunigen muß; es giebt Augenblicke, wo der entschlossene

Sprung nöthig ist, andere, wo der Lauf gemäßiget, wo vielleicht ein Schritt zurückgethan werden muß, wenn man nur dadurch wieder auf die richtige Bahn gelangen kann. In allen diesen Fällen aber leitet nur der Zügel der Besonnenheit den feurigen Sporn des Fortschritts richtig. So also wollen wir unsere Aufgabe fassen und auf Einsicht, Kraft und Bereinigung Gleichgesinnter mit uns hoffen, um sie, dieser Bestrebung würdig, zu lösen.

Berlin, den 20sten März.

Am Abend des 19ten bot die ganze Stadt ein Bild der Freude dar. Alle Häuser waren beleuchtet, die Barrikaden verschwunden, das Volk, das durch seine beharrliche Tapferkeit den Sieg erkochten, wogte durch die Straßen. An allen Barrikaden beharrte der kühne Bürgermuth im heftigsten Kugelregen! Auf der Friedrichstadt war der Kampf an der Kronen- und Friedrichstraßen-Ecke der heroischste, der sich denken läßt. Er erstreckte sich in alle Viertel der Stadt, überall wurde mit einer Ausdauer, einem Muth gefochten, der die höchsten Spigen erreichte. In der Frankfurter Straße, in den Gärten der Gegend, war jeder Bewohner in Waffen. Ueberall fielen die Schüsse, und vom Dach herab die Steine auf die Angreifer. — Das d'Heureuse'sche Haus, dessen wir schon gestern Erwähnung thaten, ist mit einem unbeschreiblichen Muth vertheidigt worden. — Freudig eilten die Bürger am Nachmittag zum Empfang der Waffen, um sich als Bürger-Corps zur Beschützung der Ordnung und des Eigenthums zu organisiren. — Wie viele Opfer im Kampfe gefallen sind, darüber ist uns die traurige Gewißheit noch nicht geworden.

Morgen wird die Bestattung derselben angeordnet werden. Es wird eine Trauerfeier für die gesammte Bürgerschaft sein. Alles wird sich zu dem großen Zuge, der die Tapfern, Gebliebenen, zur Ruhstätte begleitet, anschließen, und jegliche Ehren die den kämpfend Fallenden gebühren, werden ihnen zu Theil werden.

Den Versprechungen und Gewährungen, um die es sich zunächst handelt, hat dieser Kampf die festesten Wurzeln gegeben, und er wird uns die Bürgerschaft darbieten, daß in der Zukunft sich der Baum der Völkerefreiheit immer reicher entwickeln werde.

Heut Mittag durchwanderten wir Berlin nach allen Richtungen, wie es im Glanz der Frühlings-Sonne, die uns von goldner Vorbedeutung sein mag, und in dem der Freude, des gerechten Stolzes, der sich in den Tausenden zeigte, die die Straßen durchwühlten, beleuchtete. Vor vielen Häusern waren Becken oder Teller ausgestellt in denen für die Verwundeten und die Angehörigen der Gefallenen gesammelt wurde. Kein Vorübergehender, der nicht seine Gabe darbrachte. An allen

Thoren sind gleiche Sammlungen veranstaltet. In der Freude ist es erste Pflicht, an die zu denken, die unser Glück mit Trauer und schweren Opfern erkauft haben. In diesem Sinn, waren es auch diese Blätter die gleich heut eine Sammlung eröffnen. —

Alle Wachtposten waren von der Bürgergarde besetzt; andere Abtheilungen durchzogen die Stadt; auch die Schützengilde in ihren schönen Uniformen, auf welche diejenigen die sie tragen jetzt so stolz sein können, zeigte sich vielfach. — Freudenrufe erschallten auch heute noch, und werden und sollen noch lange erschallen! — Der 18. und 19. März sind große Tage, nicht nur in der Geschichte Preußens, sondern der Weltgeschichte. Alle Verhältnisse Deutschlands werden nun einen andern Standpunkt gewinnen, zu dem sich in den west- und süddeutschen Staaten schon so Vieles vorbereitet hat. — Möge unsers großen Dichters schönes Wort:

„Wir wollen sein ein Volk von Brüdern“
jetzt in Erfüllung gehn! — Und Berlins Bürger dürfen stolz darauf sein einen mächtigen Grundstein zu diesem herrlichen Bau der Zukunft gelegt zu haben.

In einzelnen Nachrichten ist uns noch mancherlei zugegangen, das wir wiedergeben, wie wir es empfangen, da eine nähere Prüfung der Angaben für den Augenblick unmöglich ist. Die königliche Eisengießerei ist zum größten Theil abgebrannt; nur ein Formgebäude und das Wohnhaus sind stehen geblieben. — Die drei neuerbauten Wagenhäuser der Artillerie vor dem Drantzenburger Thore sind gleichfalls ein Raub der Flammen geworden. Die Studirenden waren es, die wir hören, welche dem Brand Einhalt thaten, und mit Hilfe vieler Bürger des Viertels einen Theil des Materials retteten, das dem Vaterlande gehört und zur Kriegsvorsorgung für dessen Vertheidigung, wo diese nöthig werden sollte, dient. —

In allen Thoren sind Schaalen ausgefüllt, in denen (wie in Berlin an vielen Häusern) Beiträge für die Verwundeten und die Angehörigen der Gebliebenen gesammelt werden. Diese Opferbeden füllen sich aufs schnellste mit hellem Silber. —

Aber Eisenbahnen sind, bis auf die Rarkisch-Niederschlesische, wo eine kleine Strecke Schienen eingerissen worden, unversehrt geblieben. Zum großen Glück der Stadt, weil auf diesem Wege die ununterbrochene Zufuhr von Lebensmitteln erfolgt. Bäckere Bürger haben die Bahnen geschügt.

— Erst jetzt, nachdem die Circulation in unserer Stadt wiederhergestellt ist, erfährt man in vollem Maße, welchen furchtbaren Kampf die Bürger unserer Stadt gekämpft haben und welcher Heldennuth hierbei an den Tag gelegt worden ist. Männer, welche die Freiheitskriege, welche die französischen und belgischen Revolutionen mitgemacht haben, versichern, daß sie eine solche tapferere Gegenwehr und einen solchen Widerstand als unsere Bürger geleistet haben, noch nicht gesehen haben. Bei der Breite unserer Straßen, bei den wenigen vorhandenen Waffen, bei dem Mangel aller Organisation, bei der sonstigen Gutmüthigkeit und Heiterkeit unserer Berliner waren die Mittel, mit denen diese bedeutenden Erfolge, der vollständigen organisierten und ausgerüsteten Militärmacht gegenüber, geleistet worden sind, überaus gering. Wir haben gesehen, was ein Volk in seiner Erhebung, wo Jeder für den Andern Gut und Blut einsetzt, zu leisten vermag.

Am heftigsten war der Kampf an sieben Punkten, nämlich bei der Barrikade am Köllnischen Rathhaus, bei den drei Barrikaden an den Ecken, welche die Friedrichsstraße mit der Taubenstraße, mit der Dorotheenstraße und der Leipziger Straße bildet, bei dem Sturm des Landwehrgeschützes in der Lindenstraße, bei dem Alexanderplatz und der Hausvoigtei.

Fünffmal stürzte das Militair die Barrikade an dem Köllnischen Rathhause, aber jedesmal stürzten Neben von Soldaten von den wohl gezielten Schüssen der Bürgerschützen nieder. Man ging zuletzt so weit, mit den Kartätschen und mit Granaten gegen diese Barricade zu schießen, so daß das ganze königliche Schloß erzitterte und erdröhnte. Diese Kugeln zer-

störten aber mehr das hinter der Barricade liegende Haus des Conditors d'Heureuse als die Barricade, und erst nach einem dreistündigen Kampf, nachdem immer neue Truppen herangezogen, immer neuer Kartätschenhagel gewirht hatte, fiel diese Barricade. Das Militair soll bei solcher vier Offiziere und 30 Mann verloren haben. Aber schon wenig Schritte hinter dieser so blutig erkämpften Barricade waren neue Barricaden entstanden und am Köllnischen Rathhause stürzten ganze Steinhaufen auf die Truppen herab.

Bei der Barrikade an der Taubenstraße lagen mehrere Scharfschützen hinter Delfässern versteckt und richteten eine furchtbare Verwüstung unter dem stürmenden Bataillon an. Noch ehe der Sturm begann, hatten die Bürger dem commandirenden Major den Vertrag angeboten, daß man gegenseitig von der Schußwaffe keinen Gebrauch machen wolle, der Major ging hierauf nicht ein; gleich beim ersten Sturm stürzte er getroffen vom Pferde; ein anderer Offizier nahm seine Stelle ein, auch dieser stürzte todt vom Pferde. Der dritte Sturm kostete einem Lieutenant das Leben. Außerdem fielen viele Gemeine. Nunmehr begann auch gegen diese Barrikade ein mörderisches Kartätschenfeuer. Ein junger Student mit fliegenden Haaren stand auf der Barrikade und schwenkte eine dreifarbige Fahne. Alle Kartätschen gingen an ihm ohne Schaden vorüber. Frauen und Jungfrauen webeten mit Tüchern ihm aus den Fenstern ihre Glückwünsche zu. Endlich fiel zwar auch diese Barrikade, aber schon an der Leipziger Straße erhob sich ein gleicher mörderischer Kampf. Dort hatte man die Straße mit Glas belegt, siedendes Wasser und furchtbare Steinmassen standen auf den Dächern bereit.

Der Sturm auf das Landwehrgeschützhaus in der Lindenstraße dauerte von Abends 9 Uhr bis Morgens 10 Uhr. Etwa 20 junge Offiziere hatten sich hier hinter den Fenstern verschanzt und unterhielten hier mit gezogenen Büchsen ein mörderisches Feuer auf die herandringenden Bürger. Auf jeden Schuß fiel einer der Bürger, aber immer neue Scharen rückten heran. Ein junger Handwerker in einer blauen Blouse mit einem Brecheisen in der Hand und bekränztem Hute der schon 6 Stunden lang an den Barrikaden gearbeitet hatte, commandirte diesen Angriff. Alle Kugeln schienen durch eine höhere Macht an seiner Brust abzuprallen. Mann auf Mann fielen an seiner Seite, immer neue Freiwillige gewann er und immer von Neuem rückte er an. Endlich wurden Strohmassen aufgehäuft, um schlimmsten Falles durch die Kraft des Feuers zu wirken. Aber es fehlten Fackeln, um den Brand gehörig zu unterhalten und man wollte die Nachbarhäuser nicht gefährden. Es wurden deshalb Scharfschützen von der Barrikade an der Taubenstraße geholt und diese demolirten wirklich mehrere Fenster der Kaserne. Am Morgen fiel solche endlich und das Volk schleppte die Waffen armweise hinweg.

An der Hausvoigtei wirkten vier Scharfschützen in Tyrolerhüten in einer furchtbar entscheidenden Weise. Keiner ihrer Schüsse fehlte, sie wählten selbst die Knöpfe, an denen sie das Militair treffen wollten. Erst gegen Morgen zogen sich die Schützen zurück und postirten sich in neuen Barrikaden. Die Hausvoigtei, in welcher sich ein Theil der Truppen festgesetzt hatte, wurde mehrere Stunden von den Bürgern beschossen. Die ganze untere Etage derselben ist demolirt worden.

In der neuen Königsstraße an dem Alexanderplatz war eine Barrikade erbaut, welche vielleicht die stärkste in der ganzen Stadt war. Hinter derselben lag eine starke Abtheilung der hiesigen Schützengilde. Die Kanonen des Schützenhauses waren hier zugleich aufgepflanzt und droheten Tod und Verderben Jedem, der dieser Barrikade sich nur zu nahen wagen würde. Wirklich prallte hier auch jeder Angriff ab und die Zahl der Todten unter dem Militair soll hier am bedeutendsten sein. Ein schöner Zug fiel hier an einer der Barrikaden vor. Ein Bürger, der sich zu weit vorgewagt hatte, stürzte von einer Kugel getroffen nieder und fiel über die Barrikade hinweg nach der Seite der Truppen zu. Da sprang mitten im Kugelregen einer der Bürger auf die Barrikade hinauf; mit einem Tuch in der Hand rief er den Soldaten zu: „Haltet ein einen Augenblick, bis wir die Leiche unsers gefallenen Bruders gerettet haben. Haltet ihr nicht, so bauen wir Euch in Stücke.“ Wirklich

hielt das Feuern einen Augenblick ein, die Leiche wurde von den Brüdern geholt und dann wüthete der Kampf weiter.

Einige Bürger suchten geradezu den Heldentod. Ein großer riesiger Mann sprang hinter einer Barricade, welche wegen Mangels an Schießgewehr hart bedrohet war hervor u. schlug den zugeführten Lieutenant mit einem an einer langen Stange befindlichen Haken nieder. Dann fiel er von einem ganzen Pelotonfeuer zerschmettert vor der Barricade nieder.

Ein anderer Mann, wie es heißt, ein Pole, sprang mit einem Degen bewaffnet, hinter einer Barricade hervor und spaltete einem Offizier den Kopf. Er erhielt einen Stich in den Arm, der ihm das Fleisch herunterriß. Mit diesem Arm tödtete er noch zwei Soldaten, dann fiel er mit zerschmettertem Hirnschädel nieder.

Ein polnischer Edelmann, der an der Barricade der Taubenstraße kämpfte, richtete den Angriff seiner Schusswaffen hauptsächlich auf die Offiziere, deren er drei getödtet haben soll. Als er selbst tödtlich getroffen niedersank, rief er einem neben ihm kämpfenden Studenten zu: Sorgt für Polens Freiheit.

Zur Beurtheilung des Geistes, der während der Tage unsers Kampfes beide Parteien, das Militair und das Volk besetzte, stellen wir hier zwei Scenen nebeneinander, die wir von denen gehört, welche selbst darin mit leidend und mit thätig waren. In dem Hause breite Straße 9. befanden sich mehrere Bewohner in einem Hause beisammen. Ein Polizist (er wurde uns von dem Hauseigentümer genannt) hatte dem Militair gesagt, daß aus dem Hause ein Schuß gefallen sei, sofort drang ein Hause hinauf, hieb auf die wehrlos dasitzenden unbarmherzig ein (Hr. Kaufmann Wendig, der sich darunter befand, hatte gleich 8 Hiebwunden weg) und schleppte sie als Gefangene nach dem Schloßthor. Als die Mißhandlungen bei den Kürassieren vorbeikamen, rief ein Offizier: Haut die Hunde nieder! — An einer Barricade ging ein Freund von uns, der Buchhändler Dr. Wolff, vorüber; ein Mann von der Barricade ging ihn an mit den Worten: Ich habe nichts zu essen. Dr. Wolff gab ihm 5 Sgr., der Mann ging in einen Bäckerladen, und der Geber wollte eben weiter gehen, als ihm im Gedränge 47 Sgr. in die Hand gedrückt wurden, der Mann hatte sich für einen Sechser Brod gekauft und mochte das Uebrige Geld nicht behalten. Er hatte recht, das Volk wird ihn nicht mehr hungern lassen auch ohne Barrikaden.

Ueber die Schritte der Deputation, welche als die letzte sich vor dem Einbruche der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage zum Könige begeben hat, berichten wir verbürgtermaßen wie folgt: Der Buchhändler Dr. J. L. Gumbinner, der vr. Arzt Dr. Löwe, Stadtbezirksvorsteher Lademann und Ring, Stadtverordneter Remin, sämmtliche Bewohner der alten Poststraße traten zusammen um ihre Pflicht nach Einsicht zu thun. Sie forderten einige Nachbarn bis zum köllnischen Rathhause auf, sich ihnen zuzugesellen, aber vergeblich. Durch die bewaffneten und tobenden Haufen drangen sie bis zur Wohnung des Bischofs Neander in der Brüderrstraße vor, der mit entschlossenem Muth sich im geistlichen Ornat zu ihnen gesellte. Diese Männer zogen in feierlicher Haltung, entblößten Hauptes, begleitet von dem Beifallrufen der Bürger durch die Truppenhäuser nach dem Schlosse. — Brav, ihr Friedensstifter, schrie das Volk, bringt uns den Frieden.

Nach einigen Schwierigkeiten gelang der Zutritt zum Könige.

Die Eintretenden erklärten: das Volk sei kampffertig, Straßen und Dächer zum Widerstande eingerichtet, die Folge nicht zu berechnen. Das Militair möge in seine Kasernen zurückgezogen werden, dann nur sei dem Blutvergießen vorzubeugen. Seine Majestät antwortete in den gnädigsten und freundlichsten Formen dasselbe, was später in der Proclamation vom 18. und 19. März ausgesprochen wurde; daß nämlich zuerst das Volk seine Stellungen aufgeben müsse, ehe der König die Truppen zurückziehen könne. Die Deputation an das Fenster führend wies der König nach der von Waffen blizenden Königsstraße hin und äußerte: sehen Sie; diese Straße gehört mir. Er versprach gern Alles zu gewähren, aber nur der Bitte, nicht der Gewalt. Die Abgeordneten versuchten, während und nachdem sie den

Bischof nach Hause geleitet hatten, vergeblich, das Volk zur Einwilligung in diesen durch des Königs Wort verbürgten Vertrag zu veranlassen. In den Barrikaden mit Unwillen zurückgewiesen, konnte sich ihre Ueberzeugung nur verstärken, daß keine andere Maaßregel als die augenblickliche Zurückziehung der Truppen es vermocht haben würde, die ruhmreiche Nacht des 18.—19. März aus einer Nacht des Blutes in eine Nacht des Jubels und der Brüderlichkeit für alle Parteien zu verwandeln.

J. Minding.

— Ehre allen Tapfern, Gewissensvollen! Bürger und Soldaten sind gefallen für die Interessen des Vaterlandes. Die bestehende Ordnung, obgleich sie stürzen mußte, ist doch eine Nacht gewesen, für deren Befehlen treue Männer sich aufopfern durften. Denn jedes Befehlen will auch geordnet sein. Begraben wir unsere Brüder gemeinschaftlich, möge jenes Grab, welche Alle umfängt, zugleich ein Denkmal bleiben für die Verbrüderung des deutschen Volkes. J. Minding.

Noch nie ist vielleicht in der Weltgeschichte ein solcher Wechsel erhört gewesen, als derjenige, der am Sonnabend in unserer Stadt herrschte. So eben noch Jubel und Hurrah und schon wenige Minuten später Wuthgeheul und Ruf nach Rache. Die Geduld der Bürger, hieß es, sei erschöpft. In einer Stunde war der Anblick der Stadt völlig verändert. „Auf die Thürme,“ rief man, „an die Sturmglocken.“ Die Kirchthüren wurden erbrochen, die Thürsächer mit Aexten eingeschlagen, die achtbarsten Männer lauteten selbst Sturm und riefen zu den Waffen. Wie durch Zauberschlag stiegen die Barricaden empor. Jeder gab bereitwillig, was er hatte, Thorflügel, Zäune, Wagen, Pfähle u. s. w. Selbst Königl. Beamte, Schriftsteller und Gelehrte arbeiteten mit dem gemeinsten Tagelöhner im Bunde, alle reichten sich brüderlich die Hand. Die Frauen kochten Caffee und schnitten Brodte entzwei und reichten diese Lebensmittel auf die Straße hinaus. In den Straßen goß man Angeln und schmiedete Lanzen. Jeder Soldat, der sich sehen ließ, wurde entwaffnet, jede Wache gestürmt. Im Wohnungsanzeiger ermittelte man die Wohnungen der Officiere und zwang die Frauen die Waffen der abwesenden Männer auszuliefern. Die Kaufleute vertheilten unentgeltlich Cigarren. Die wohlhabenden Bürger sammelten Geld und ließen für die Arbeiter Lebensmittel herbeiholen. Die Frauen und Töchter selbst Damen vom Adel und Frauen hoher Beamten schleppten in Körben und in den Schürzen Steine auf die Dächer und Kirchthürme und an ihre Fenster. Das Militair muß sofort aus der Stadt, das war der allgemeine Ruf. Als die ersten Kanonen erdröhnten, da wuchs die Lust zum Kampfe, niemand konnte ein Gefühl von Furcht. Alle Fenster waren erleuchtet, damit die Arbeiter und Kämpfer sehen konnten. Sobald das Militair irgendwo anrückte, hörte dießs rege Leben wie mit einem Zauberschlage auf, alle überflüssige Personen gingen in die Häuser und verschlossen solche, die Männer mit Schießgewehr gingen hinter die Barricade, die andern stiegen auf die Dächer. Die Kavallerie konnte, da alles Mauer zerrissen war, gar nicht mehr wirken, nur Infanterie war anzuwenden. Auch diese konnte nirgends in größeren Massen anrücken, da die Büchsen der Schützen und die Steinwürfe von den Dächern sonst ganze Glieder niederstreckten. Die Infanteristen schlichen daher einzeln an den Häusern lang, aber sobald sie an eine Barricade kamen, mußten sich die Einzelnen wieder in größeren Haufen sammeln und nun begann wiederum die neue Gefahr. Am furchtbarsten war die Jerusalemsstraße verschanzt, weil dort gerade Jahrmart war. Jede Bude wurde in eine Festung verwandelt.

Die Erbitterung im Volke wurde besonders dadurch furchtbar vermehrt, daß die Soldaten in die Häuser der eroberten Straßen drangen und aus solchen eine Menge ganz unschuldiger geachteter Männer gefangen hinwegschleppten. Es wurden diese Männer mit Bindfaden gefesselt und truppweise nach dem Brandenburger Thor gebracht, wo ihre Anzahl bald auf 600 anwuchs. Hier wurden immer zwei und zwei (es waren darunter schwer verwundete Greise, und Männer der besten Stände) mit gefesselten Händen zusammengeloppelt und von

einem Bataillon vom Stettiner Regiment zu Fuß nach Spandau gebracht. Einzelne Soldaten dieses Bataillons sollen sich auf diesem Marsch empörende und schauerhafte Gräueltaten gegen die gefangenen verwundeten und theilweise ganz unschuldigen Mitbürgern erlaubt haben. Der Gouverneur von Spandau soll aber die Unglücklichen auf das liebevollste empfangen und gepflegt haben. Unser bekannter gerichtlicher Bertheidiger Dr. Stieber rief einigen Gefangenen bei ihrem Abmarsch die tröstliche Versicherung zu: „Fürchtet Euch nicht, ihr werdet, sollten wir besiegt werden, vor das öffentliche Verfahren kommen, alle Juristen werden sich eine Bürgerpflicht daraus machen, Euch zu vertheidigen.“ Kaum einige Stunden in Spandau angelangt, wurden die 600 Gefangenen aber in Folge eines Königl. Befehls in Freiheit gesetzt.

Um 11 Uhr sammelte sich die Volksmenge, welche so eben die Effekten des Handschuhmachers Benicke verbrannt hatte, welcher drei verdeckte Polen dem Militär verrathen hatte, vor dem Palais des Prinzen von Preußen. Es forderte die dortige Bürgerschildwache auf diesen Posten zu verlassen, da derselbe kein Ehrenposten für einen Berliner Bürger sei. Die Wache wurde abgelöst, ohne daß ein neuer Posten aufgez. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht von der Ankunft von Fabrikarbeitern, welche laut erklärten, das Haus des Prinzen von Preußen müsse der Erde gleich gemacht werden. Die Menge stürmte jetzt heran, da riefen Stimmen aus dem Volke: „Keine Verletzung des Eigenthums der Nation! Das Palais des Prinzen von Preußen wird hiermit zum National-Eigenthum erklärt! Sogleich sah man mit großer Schrift die genannten Worte an den Thüren des Palais angeschrieben. Bürger, Studenten, Beamte mischten sich unter das Volk und beruhigten die Ausbrüche der Wache. — Nur Gerechtigkeit! riefen sie, und die soll Euch werden. Bedenkt die Nähe der Bibliothek! riefen die Studenten. Lassen wir uns den Ruhm nicht nehmen, daß wir Berliner minder großmüthig als die Pariser sind. Ein Redner trat auf den Balkon mit der dreifarbigten Fahne. Ungeheurer Volksjubel. Der Redner ermahnte zur Ruhe, da die für die Freiheit gefallenen Helden noch nicht bestattet seien! Dies machte einen erschütternden Eindruck; Alles warf sich auf die Knie und sprach ein Gebet für die gefallenen Helden. Solche Scenen muß man erlebt haben, um die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß solch Volk der Freiheit würdig ist, und daß es dieselbe zu behaupten wissen wird. Vor dem ehem. Palais steht Bürgerwache.

Der Kampf der letzten Tage war nicht, wie der beliebte Ausdruck lautet: „eine Emeute des Pöbels.“ Es war eine Erhebung der Bürger. Auf vielen Barrikaden kommandirten die achtbarsten Communalbeamten. Das Eigenthum wurde mit einer bewunderungswürdigen Achtung respektirt und geschützt. Niemand dachte daran, nur eine Stecknadel zu nehmen. Alles socht für den Zweck der allgemeinen Begeisterung. Ein Trupp Bürger drang in das Palais des Prinzen Albrecht ein und suchte nach Waffen, aber nicht das Geringste wurde fortgenommen oder demolirt. Selbst in den erstürmten Kasernen wurde das Eigenthum geachtet, nur nach Waffen suchte man. Männer, denen der Hunger auf dem Genick geschrieben stand, warfen die Aehren werthvollen Troddeln der Offizierdegen in die Kimmsteine. Das Militär hingegen hat in den eroberten Häusern vollständig geplündert. Ueberall soll das Militär dort furchtbar gehaust, wehrlose Männer erschossen und nicht Weib nicht Kind geschont haben. Einzelne Trupps des Stettiner Regiments werden in dieser Weise besonders namhaft gemacht.

In diesem Augenblick (3 Uhr) haben die sämtlich der Freiheit wiedergegebenen Polen einen Zug durch die Stadt gehalten. Mieroslawski mit bekänntem Haupt voran. Sie kamen die Linden in feierlicher Prozession hundert, hielten an der Universität unter unermesslichem Volksjubel an; es fand dort eine Anrede durch Studirende statt. Von dort zogen sie nach dem Schloß, wo der König selbst sie vom Balkon aus begrüßte, und Graf Schwerin eine Anrede an sie richtete. Von dort ging der Zug weiter, unter unermesslichem Jubel, der es auch

unmöglich machte, von der Rede etwas zu verstehen, wenn man nicht ganz nahe dabei war.

Die verfloßene Nacht hat der Leben viele gefordert. Söhne ein und derselben Mutter, bestimmt theils zur Wahrung des Hauses im Innern, theils zur Vertheidigung desselben gegen Feinde von außen, haben aus unseeligem Irrthum in heißem Bruderkampf die Hände gegeneinander erhoben. Beide gebieten uns auf ihrer Stelle Achtung. Für die Opfer dieser Nacht wird das Jenwärts die Lösung des Irrthums gebracht haben. Sorgen wir, daß auch die Ueberlebenden diese Lösung finden, und daß über den Einzeln Derer, welche nun in Frieden ruhen, die entzweiten Arme sich versöhnt mit erneuerter Bruderliebe einspannen. Nicht nach dem Standpunkte der Lebenden mögen die Todten gesondert zur Ruhestatt gebracht werden; Allen ihnen möge von uns, den Ueberlebenden, Allen ein gemeinsames ehrendes Geleit zur vereinten Stätte des ewigen Friedens gegeben werden. So kann so wird Segen erblühen aus der blutigen Saat. Allen Gefallenen also eine letzte Ehre, eine gemeinsame Gruft.

Berlin, den 19. März 1848.

Dr. A. S.

Nachstehende Ordre geht mir so eben zu:

Auf Ihren Antrag will Ich hierdurch genehmigen, daß sämtliche Pfänder, welche bei den drei Abtheilungen des Königl. Leihamts hieselbst für einen Betrag von fünf Thalern und weniger bis diesen Augenblick versetzt sind, unentgeltlich zurückgegeben werden.

Berlin, den 20sten März 1848.

Friedrich Wilhelm.

In

den Staatsminister Grafen von Arnim.

Ich fordere demgemäß meine Mitbürger hierdurch auf, die bezeichneten Pfänder heute Nachmittags von drei Uhr ab — und an den folgenden Tagen bei den verschiedenen Abtheilungen des Leihamts, gegen Zurückgabe der Pfandscheine, in Empfang zu nehmen und mich bei der Aufrechterhaltung der Ordnung während des Einlösungsgeschäfts zu unterstützen.

Berlin, den 20. März 1848.

V. u. Leihamtsdirektor.

In Folge der gestern Nachmittags von Sr. Majestät dem Könige öffentlich genehmigten Bürgerbewaffnung auf die auch von dem Kammergerichtsassessor Wache mit vorgebrachten Wünschen der Bürger ist derselbe gleichfalls mit der ersten Einrichtung der Bürgerbewaffnung beauftragt worden, war indes zur Unterzeichnung der Bekanntmachung vom 19ten d. M. zufällig nicht mehr anwesend, weshalb sein Name unter derselben fehlt.

Berlin, den 20. März 1848.

v. Minutoli.

An unsre lieben Mitbürger.

Von der Schuß-Commission des Brüderrassen-Bezirks ist uns die traurige Pflicht übertragen, für eine ehrenvolle Bestattung unserer gefallenen Mitbürger Sorge zu tragen. Da wir glauben, daß in den übrigen Schuß-Commissionen eine ähnliche Deputation schon gewählt ist, oder gewählt werden wird, so bitten wir diese, sich uns anzuschließen. Zugleich können wir mittheilen, daß wir mit dem Herrn Polizei-Präsidenten v. Minutoli hierüber Rücksprache genommen haben, und daß uns derselbe mit der liebevollsten Bereitwilligkeit, wie in jeder guten Sache so auch in dieser, entgegen gekommen ist.

Ermler, Commerzienrath, breite Straße 11. L. Becker, Stadtverordneter, Brüderrasse 34. Dohberia, Kaufmann, Brüderrasse 28. Dr. Woentiger, Brüderrasse 16.

An die Frauen Berlin's.

Die Bestimmung der Frauen ist es, die Leidenden zu trösten, den Kranken zu helfen und wo wir können, mit Rath und That und arbeitskräftiger Hand einzuschreiten. Wo wir aber nicht mehr helfen können, da bleibt es uns, mit den Unglücklichen zu weinen. Und es giebt jetzt viele Unglückliche in Berlin! Ich meine nicht die Todten, nicht diejenigen, welche als Helden und Ehrenmänner mit ihrem Leben unsere Freiheiten erkaufte und mit ihrem Blut unsere Privilegien besiegelt haben, — ich meine ihre Wittwen und Waisen. Diesen müssen wir helfen, diesen müssen wir beistehen, mit diesen müssen wir trauern um ihre Todten! — Das ist unsere Pflicht, und deshalb müssen wir uns zunächst mit diesen Wittwen vereinigen, um den gestorbenen Helden die letzte Ehre zu erzeigen und sie zur Gruft zu geleiten. Der Tag der Bestattung und die Stunde wird noch näher angezeigt werden.

Ihr Frauen Berlin's! Laßt uns weinen um die Todten und helfen wir den Hinterbliebenen! Klara Mundt, geb. Mühlbach.

Gedruckt in der Lessing'schen Buchdruckerei.

nent zu Fuß nach
es Bataillons sollen
hauderhafte Gräuel-
und theilweise ganz
der Gouverneur von
auf das liebreichste
erkannter gerichtlicher
erfangenen bei ihrem
Fürchtet Euch nicht,
das öffentliche Ver-
eine Bürgerpflicht
um einige Stunden
Gefangenen aber in
etzt.

ksmenge, welche so
nicht verbrannt hatte,
verrathen hatte, vor
forderte die dortige
sen, da derselbe kein
Die Wache wurde

Es verbreitete sich
brüderarbeitern, welche
Preußen müsse der
stürmte jetzt heran,
eine Verletzung des
des Brinzgen von
l-Eigenthum er-
christ die genannten
schrieben. Bürger,
Volk und beruhigten
tigkeit! riefen sie,
ähe der Bibliothek!
Ruhm nicht nehmen,
die Pariser sind.
dreifarbigen Fahne.
hnte zur Ruhe, da
nicht bestattet seien!
Alles warf sich auf
nen Helden. Solche
te Ueberzeugung zu
dig ist, und daß es
a ehem. Palais steht

ht, wie der beliebte
s.“ Es war eine
laden kommandirten
genthum wurde mit
stirt und geschügt.
nadel zu nehmen.
Begeisterung. Ein
bringen Albrecht ein
ringste wurde fort-
erstürmten Kasernen
Waffen suchte man.
t geschrieben stand,

unmöglich machte, von der Rede etwas zu verstehen, wenn man nicht ganz nahe dabei war.

— Die verfloßene Nacht hat der Leben viele gefordert. Söhne ein und derselben Mutter, bestimmt theils zur Wahrung des Hauses im Innern, theils zur Vertheidigung desselben gegen Feinde von außen, haben aus unseeligem Irrthum in heißem Bruderkampf die Hände gegeneinander erhoben. Beide gebieten uns auf ihrer Stelle Achtung. Für die Opfer dieser Nacht wird das Jenseits die Lösung des Irrthums gebracht haben. Sorgen wir, daß auch die Ueberlebenden diese Lösung finden, und daß über den Einzelnen Derer, welche nun in Frieden ruhen, die entzweiten Arme sich versöhnt mit erneuerter Brudersliebe einspannen. Nicht nach dem Standpunkte der Lebenden mögen die Todten gesondert zur Ruhestatt gebracht werden; Allen ihnen möge von uns, den Ueberlebenden, Allen ein gemeinsames ehrendes Geleit zur vereinten Stätte des ewigen Friedens gegeben werden. So kann so wird Segen erblühen aus der blutigen Saat. Allen Gefallenen also eine letzte Ehre, eine gemeinsame Gruft.

Berlin, den 19. März 1848.

Dr. A. S.

Nachstehende Ordre geht mir so eben zu:

Auf Ihren Antrag will Ich hierdurch genehmigen, daß sämtliche Pfänder, welche bei den drei Abtheilungen des Königl. Leihamts hieselbst für einen Betrag von Fünf Thalern und weniger bis diesen Augenblick versetzt sind, unentgeltlich zurückgegeben werden.

Berlin, den 20sten März 1848.

Friedrich Wilhelm.

An

den Staatsminister Grafen von Arnim.

Ich fordere demgemäß meine Mitbürger hierdurch auf, die bezeichneten Pfänder heute Nachmittags von drei Uhr ab — und an den folgenden Tagen bei den verschiedenen Abtheilungen des Leihamts, gegen Zurückgabe der Pfandscheine, in Empfang zu nehmen und mich bei der Aufrechthaltung der Ordnung während des Einlösungsgeschäfts zu unterstützen.

Berlin, den 20. März 1848. Busch, Leihamtsdirektor.

In Folge der gestern Nachmittag von Sr. Majestät dem Könige öffentlich genehmigten Bürgerbewaffnung auf die auch von dem Kammergerichtsassessor Wache mit vorgetragenen Wünschen der Bürger ist derselbe gleichfalls mit der ersten Einrichtung der Bürgerbewaffnung beauftragt worden, war indes zur Unterzeichnung der Bekanntmachung vom 19ten d. M. zufällig nicht mehr anwesend, weshalb sein Name unter derselben fehlt.

Berlin, den 20. März 1848.

v. Minutoli.

An unsre lieben Mitbürger.

Von der Schutz-Commission des Brüderstraßen-Bezirks ist uns die traurige Pflicht übertragen, für eine ehrenvolle Bestattung unsrerer gefallenen Mitbrüder Sorge zu tragen. Da wir glauben, daß in den übrigen Schutz-Commissionen eine ähnliche Deputation schon gewählt ist, oder gewählt werden wird, so bitten wir diese, sich uns anzuschließen. Zugleich können wir mittheilen, daß wir mit dem Herrn Polizei-Präsidenten v. Minutoli hierüber Rücksprache genommen haben, und daß uns derselbe mit der liebevollsten Bereitwilligkeit, wie in jeder guten Sache so auch in dieser, entgegen gekommen ist.

Ermler, Commerzienrath, breite Straße 11. L. Becker, Stadtverordneter, Brüderstraße 34. Dohberis, Kaufmann

in beiden Städten auch sehr viele mit heldenmütiger Tapferkeit fochten und sich, mit ganzem Leibe über die Barrikaden hervorragend, todberachtend dem Kugelregen entgegenstellten, selbst Frauen, während hinter den Barrikaden Frauen, Kinder und Greise den Kämpfern Labung und Schießbedarf zutrug, und Knaben Kugeln gossen. In Berlin beteiligten sich Studenten, Bürger und Arbeiter in gleichem Maße an so todesmütiger, zäher Verteidigung. Die auffallendste Erscheinung bot der Tierarzt Urban, dessen riesige Gestalt mit langem, wallendem Haar und Bart, kurzem braunem Rock und hohen Stiefeln überall aneifernd zu sehen war. Mit besonderer Hartnäckigkeit hielt sich die Barrikade an der Taubenstraße. Ein junger Student mit fliegenden Haaren stand auf der Barrikade und schwenkte eine dreifarbige Fahne. Alle Kartätschen gingen an ihm ohne Schaden vorüber. Frauen und Jungfrauen wehten mit Tüchern ihm aus den Fenstern ihre Glückwünsche zu. Einen anschaulichen Bericht von der tapferen Verteidigung des Volkes bietet die Beilage: Extrablatt der Freude seitens der Vossischen Zeitung.

Die Taktik der Truppen richtete sich erst allmählich auf den ganz ungewohnten Straßenkampf ein. Anfangs erlitten Fußvolk wie Reiterei größere Verluste, indem sie in breiten Reihen ungestüm auf die Barrikaden anstürmten, nachdem auf und hinter denselben, in Folge von Geschütz- und Kartätschenfalven — wo Geschütz überhaupt zur Hand war, — alles in Totenstille erstorben schien. Dann krachten aber bei dem Anstürmen der Truppen plötzlich aus den Fenstern der Eckhäuser und von der Rückseite der Barrikaden her wohlgezielte Schüsse, hagelten von den Dächern Steine, Flaschen, Balken u. s. w. auf die Köpfe der Angreifer. In Folge dieser blutigen Erfahrungen wurde bald mit größerer Vorsicht vorgegangen, der Kampf gegen die einzelnen Barrikaden, wo immer möglich, durch den Eisenhagel der Geschütze eingeleitet und fortgesetzt, und die erste Linie der Angreifer in eine Schützenkette aufgelöst, von der jeder einzelne Mann, hinter Kellerhälsen u. s. w. gedeckt, auf ein bestimmtes lebendiges Ziel feuerte, und zwar meist nur auf den Kopf der Feinde, da von diesen in den Fenstern und Dachlücken fast immer nur die Köpfe zu sehen waren. Hierzu wurden thunlichst die besten Schützen mit den besten Büchsen verwendet; auch Offiziere nahmen oftmals die Büchse zur Hand. So fand man denn später die meisten der Toten in den Häusern von Kopfschüssen durchbohrt. Waren so die Verteidiger ziemlich unschädlich gemacht, so wurde eine Barrikade nach der andern meist schon im ersten Sturmanlauf genommen.

Dann begann das Erbrechen und Durchsuchen der Häuser, aus denen geschossen worden war, oder an deren Fenstern sich noch feindselige Bewaffnete zeigten. Leider fehlte es dabei den Truppen, wie schon bemerkt, ganz an dem nötigen Werkzeug, da nicht ein einziger Zug Pioniere zur Stelle war. Das Einstoßen der Hausthüren war daher meist zeitraubend und oft mit neuen Verlusten für die Truppen verbunden. Wer dann im Innern der Häuser noch Widerstand

leistete oder gar — wie das häufig vorkam*) — nach der Ergebung noch meuchlings auf Offiziere oder Soldaten schoß, wurde unschädlich gemacht. Natürlich begingen auch die Truppen in der Hitze des Kampfes und gereizt durch die aus den Häusern fallenden Schüsse Gewaltthätigkeiten, wie die Mißhandlung des Rektors am Köllnischen Gymnasium J. F. August, dessen mit ihm angeblich grundlos gefangener Neffe, Student von Holzendorff, bei dem Transport nach dem Schloß sogar erschossen wurde; doch sind die damaligen demokratischen Behauptungen, daß die Truppen Frauen und Kinder mit dem Bajonett gespießt hätten, durchaus unbegründet. Unter sämtlichen Märzgefallenen befanden sich nur zwei Kinder, die durch Schüsse gefallen waren, ob aber durch Schüsse von Soldaten, ist bei der frevelhaften Verwendung zahlreicher Kinder hinter und selbst auf den Barrikaden durchaus nicht sicher. Ebenso verhält es sich mit den aufgefundenen Frauenleichen. Übrigens beweist schon die sehr große Anzahl unverwundeter, mit den Waffen in der Hand ergriffener Gefangener, welche die Truppen aus den Häusern brachten, daß diese, trotz ihrer berechtigten großen Erbitterung, selbst dem bewaffneten überwundenen Gegner gegenüber die alte preussische Mannszucht rühmlich bewährten. Als eine Unwahrheit ist endlich die von Zimmermann verbreitete Behauptung zu bezeichnen, daß den Truppen, um sie zum Kampfe gegen das „Volk“ überhaupt willig zu machen, für drei Tage Branntwein auf einmal ausgeteilt worden und daß sie völlig betrunken in den Kampf gezogen seien. Die Wahrheit ist vielmehr,**) daß die Truppen an Nahrung und an Getränken förmlich Mangel litten, und daß für die gesamten am Kampfe beteiligten 14000 Mann erst am 19. März im ganzen nur 1 1/2 Faß Branntwein zur Verfügung gestellt werden konnten! Zu den gleichwertigen Unzuverlässigkeiten gehört natürlich auch die von demselben Verfasser verbreitete Behauptung, daß „die Neuchâtelter Schützen“ sich geweigert hätten, auf das Volk zu schießen und deshalb gefangen gesetzt worden seien, daß eine Anzahl von Soldaten ihre Büchsen den Bürgern die Nacht über geborgt hätte u. s. w.! Vielmehr würde schon die furchtbare Erbitterung, die in den Soldaten infolge der vorausgehenden tagelangen Verhöhnungen und Mißhandlungen durch den Pöbel angefaßt war, menschlich begreiflich erscheinen lassen, daß sie mit Befriedigung den Befehl ausführten, endlich vollen Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Vor allem aber thaten sie ihre Pflicht als eidestreue preussische Soldaten, indem sie auch in diesen schweren Stunden nicht bloß unweigerlich, sondern mit freudiger Hingebung, jeden Befehl befolgten.

Die freudige Hingebung an die Soldatenpflicht ward in jenen Straßenkämpfen am glänzendsten bethätigt durch die heldenmütige Tapferkeit, in welcher

*) Meyerinck zählt alle Vorkommnisse dieser Art ganz bestimmt und einzeln auf, S. 116/154.

**) Von Meyerinck a. a. O. eingehend begründet.

die Truppen vom höchsten Offizier bis zum jüngsten Rekruten wetteiferten. Hier finden sich Züge von heroischer Todesverachtung und Charakterstärke aufbewahrt, die jeden Vergleich mit den gefeiertsten verwandten Großthaten der Geschichte aushalten. So, wenn der als Parlamentär hinterlistig gefangene General von Möllendorf, trotz der ihm auf die Brust gehaltenen Pistole, sich weigert, seinen Truppen den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten zu geben. So, wenn der Premierlieutenant v. Reibnitz zuerst mit 50 Mann das Schloß Monbijou gegen Tausende verteidigt, dann seine 50 Mann in Spreekähnen vor Gefangenschaft und Tod rettet und schließlich mit eingestecktem Degen, die Hände in den Taschen, der Menge entgegentritt mit der naiven Frage, was sie eigentlich hier



Barrikade und Kampf in der Breiten Straße in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

wolle? auch dem Anführer eine schallende Ohrfeige versetzt, als dieser ihm mit einem Dolch vor dem Gesicht herumsuchtelt, so daß schließlich die Menge ein dreifaches Hoch „auf den Lieutenant, den höllisch festen Jungen“ ausbringt. So, wenn der Lieutenant und Lehrer vom Kadettenkorps Tüpfke, dem das aus einem der Böller abgefeuerte Stück einer Eisenstange die Brust tödlich zerrissen hatte, von seinem Totenbette aus noch schrieb: „der Unterzeichnete zeigt ganz gehorsamst an, daß es ihm in Folge eines gestern in die Brust erhaltenen Schusses fast unmöglich ist, in den nächsten Tagen seine Unterrichtsstunden in Sekunda zu geben“. So endlich, wenn der beim ersten Barrikadenangriff durch einen Schuß mit Rehpösten in den Unterleib zusammengestürzte und schwer verwundete

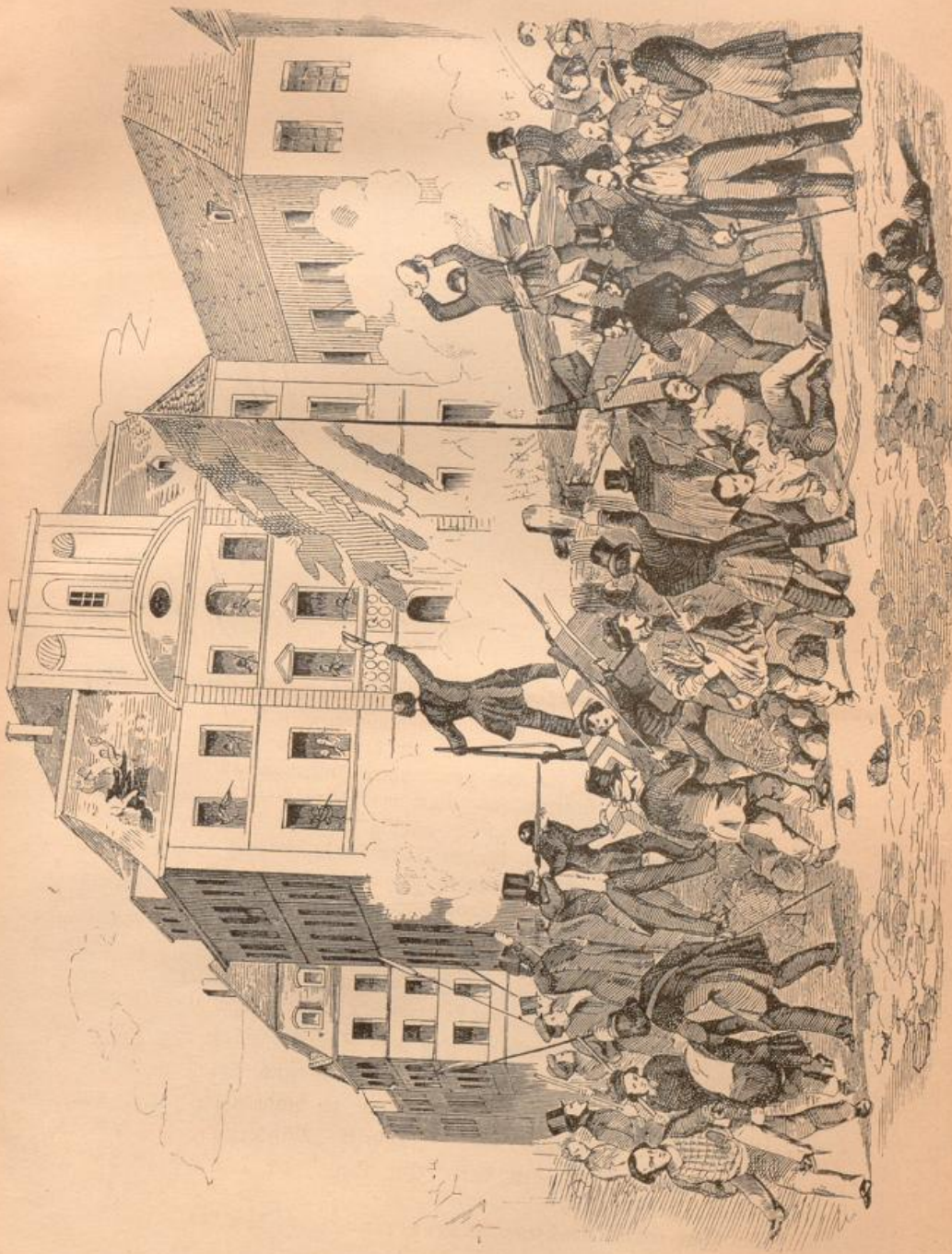
Füsilier Hennig sich sofort wieder erhob, um wenigstens noch die Barrikade mit zu stürmen. Hundert gleich herrliche Züge könnten noch angeführt werden. *)

Der Verlauf des Kampfes ist oben schon kurz angedeutet worden durch die Bemerkung, daß die meisten Barrikaden schon beim ersten Sturmangriff genommen wurden, nachdem ihre sichtbaren Schützen schon vorher niedergestreckt waren. Eine der gewaltigsten Barrikaden war vom Mechaniker Siegrist in der Breiten Straße erbaut. Hier stürmten die Soldaten dreimal und zweimal wurden sie zurückgeschlagen; erst bei dem dritten Sturmangriff mußten die Verteidiger ihre tapfer behauptete Stellung räumen. Die gleichzeitigen Schilderer des Berliner Märzkampfes konnten vielleicht noch daran glauben, daß die Schlacht unentschieden geblieben sei, oder mit Zimmermann — der die Truppen nach dem Kampfe allerdings in die Ohnmacht des Schnapsrausches versetzt — gar daran glauben, daß „das Volk“ auf der ganzen Linie gesiegt habe. Wer aber später schrieb, hatte keinen Vorwand mehr für diese Legenden. Aus Meyerincks aktenmäßig-überzeugender Darstellung (a. a. D. S. 116—154) ist vollends ganz genau nachgewiesen, zu welcher Minute und von welcher Mannschaft, mit welchen Verlusten (nach Namen und Rang) jede einzelne Barrikade erstürmt wurde, — die Nachzählung seiner Ergebnisse würde hier viel zu weit führen, — so daß er am Schlusse (S. 161) mit vollem Rechte sagen darf:

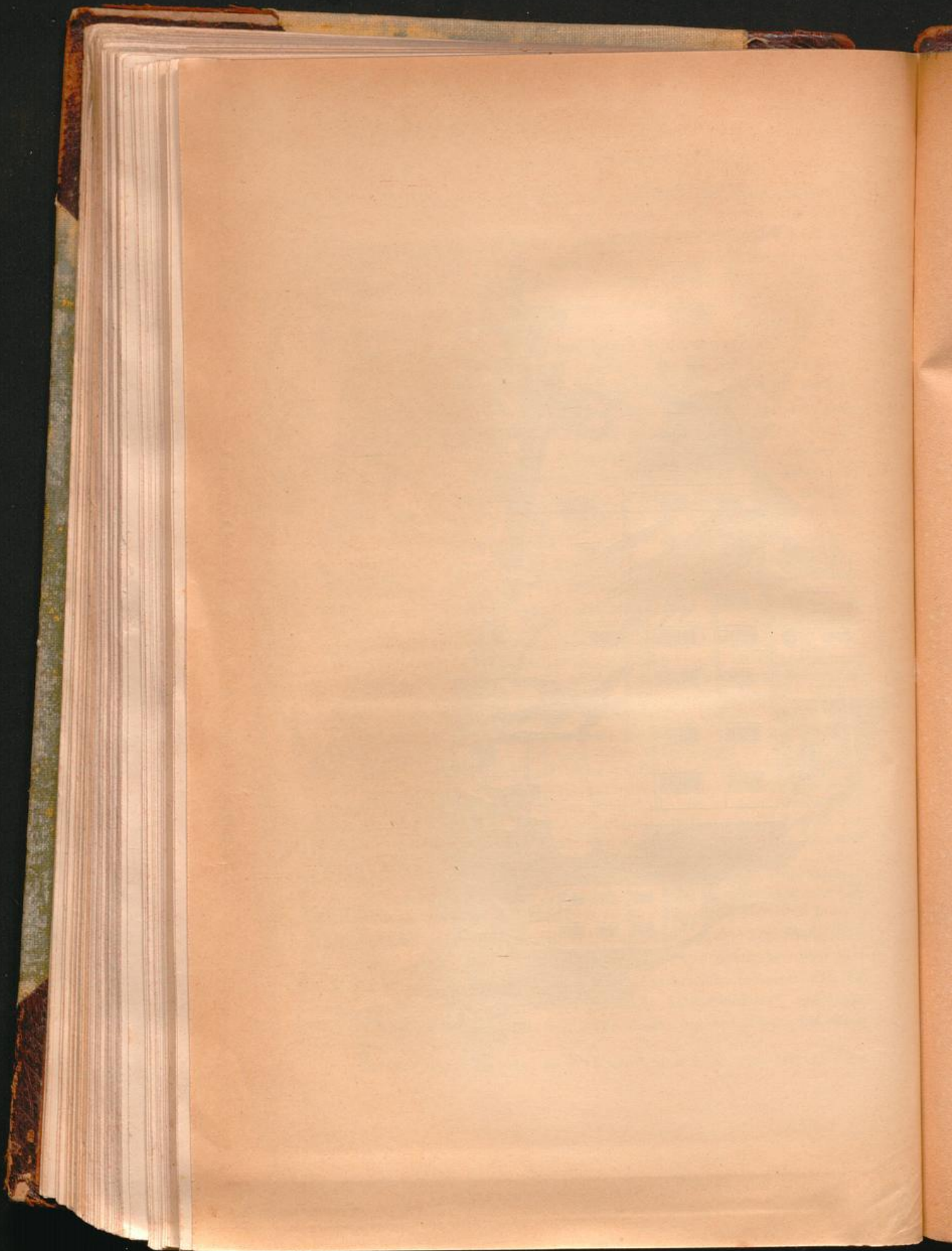
„Somit befanden sich die wichtigsten Stadtteile und die größeren Gebäude, wie Schlösser, Museen, Kasernen, Ministerien, die Bank (Seehandlung) und einige Brücken in den Händen der Truppen. Die Verbindung mit Spandau und Potsdam (für neuen Truppenzug, der sogar von Stettin aus eintraf) war hergestellt, die Verpflegung gesichert; die Verluste der Truppen waren unbedeutend und der Geist derselben vortrefflich. Ungefähr 14 Kompagnien und 22 Geschütze hatten noch keinen Schuß gethan. An eine Erschöpfung der Soldaten, wovon zuweilen in demokratischen Schriften gefabelt wird, war nicht zu denken. Da hatten denn doch die Truppen in den drei späteren Feldzügen (1864, 1866, 1870/71) . . . noch ganz andere Anstrengungen zu ertragen, und trotzdem traten sie überall siegreich auf. Vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, stand mithin die Gefechtslage so günstig wie nur denkbar. Am 19. März morgens bedurfte es nur des einen Wortes Vorwärts, und bei dem ersten Anlauf wären die wenigen Häuser und Barrikaden genommen worden, die sich noch in den Händen der Aufständischen befanden. Etwa nach Verlauf von einer bis zwei Stunden würde General v. Bittwitz haben melden können: Ganz Berlin liegt Euer Majestät zu Füßen! Der größere Teil der Einwohner wäre über eine solche Meldung sicherlich sehr erfreut gewesen. Statt den Sieg vollenden zu dürfen, folgten nun aber schmerzvolle Szenen für die Truppen, wie sie preussische Soldaten noch nicht erlebt hatten!“

Diese verhängnisvolle Wendung ging vom Schlosse, zuletzt vom König selbst aus. Der Monarch hatte vergebens versucht, das aus Anlaß der zwei verhängnisvollen Schüsse begonnene Straßengefecht zu hindern, indem er noch bei hellem Tage Fahnen mit der riesigen Inschrift „Mißverständnis“ aushängen und in der Stadt umhertragen ließ. Die Leute, die den Kampf um jeden

*) Der Leser erfreue sich daran bei Meyerinck, a. a. D. S. 116—154.



Die Barrrikade am skandinavischen Kathantje zu Berlin am Abend des 18. März 1848.



(Preis: 6 Pf.)

Dritte Auflage.

Viertes
Extra-Blatt
der
ewigen Lampe.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Siechen nebst Familie.

Wegen unvorhergesehener Hindernisse kann das von Herrn Direktor
Camphausen angekündigte neue Volksstück:

Die Zurückberufung

des

Prinzen von Preußen

einstweilen noch nicht aufgeführt werden.

Populus,
Mitglied der ewigen Lampe.

Das that- und rathlose Ministerium Camphausen hat abermals eine Schlappe bekommen, und noch dazu eine sehr anständige. Kein Bedauern mit solchen Männern, die den Gang der Zeit regeln wollen, und nicht einmal wissen, was es geschlagen hat! So weit aber glaubte die ewige Lampe kaum, daß sich die politische Beschränktheit verirren könne; daß die Herren, die das Steuer mit verzagter Hand führen, die bei jedem Kreischen der Windfahne ängstlich zittern, die über das Klappern der Schindeln auf dem alten Staatswetterdache zusammenfahren, geduckten Hauptes, mit schlotterndem Be-

wußtsein, daß sie es gewagt hätten, ihren revolutionairen Ursprung zu vergessen, und dem Volke, das sie erhoben, als willige Kammerlakayen in's Angesicht zu schlagen. Aber noch ist der Geist der Barrikaden mächtig, und mit nerviger Faust hält er das blutgetränkte Siegespanier fest, welches am 18. und 19. März von einem Volke, das seine Freiheit sich gegen Kugeln und Kartätschen erkämpfte, aufgefplant wurde. Zwischen uns sei Wahrheit! Auge gegen Auge, Zahn gegen Zahn, Hand gegen Hand. Herunter mit der Schalksmaske, daß wir die Züge unverhüllt sehen, den Stempel, den sie tragen, die krause Stirn, die verzogenen Braunen, die lauernden Falten, die listigen Mundwinkel. Auch wir lieben das Vaterland heiß und innig, auch wir wollen seinen Ruhm und seine Größe, sein Glück und sein Heil; aber vor Allem lieben wir die Freiheit, die theuer errungene, und die habt Ihr angetastet mit gieriger Hand, verlegt als gewissenlose Mandatare. Ihr habt sie verlegt und angetastet, als Ihr die am 20. April beabsichtigte friedliche Demonstration gegen Recht und Gesetz untersagtet, den Bürger bewaffnetet gegen das waffenlose Volk; und abermals habt Ihr sie verlegt und angetastet, indem Ihr die Zurückberufung des Prinzen von Preußen beantragtet. Wer sich selbst verbannt, hat zugleich sein eigenes Urtheil gesprochen. Nicht Ihr und nicht wir haben über seine Heimkehr zu entscheiden, nur allein den Vertretern des Volkes gebührt in diesem peinlichen Prozesse der Ausdruck, sie allein haben das Recht der Buße und der Gnade, das starre Recht zu verurtheilen, das menschlichere zu verzeihen. Schwindelt uns Nichts von einem Auftrage vor, von einer Mission; die Kinderschuhe haben wir ausgetreten, die schlappen Pantoffeln in den Winkel geworfen. Ein Prinz, der heimlich fliehend, mit abgerastem Soldatentroge, Berlin verlassen, umherirrend zwischen Spandau und Potsdam; der sich auf der Pfaueninsel 48 Stunden lang bei dem Gärtner Fintelmann verborgen hielt, und erst am Freitag, den 24. März, in Grabow ankam, in demselben Grabow, wo ihn beinahe, was der Himmel verhütete, die Rache eines bis auf den Tod gekränkten

Vaters ereilte; ein solcher Prinz kann mit keiner andern Mission beauftragt gewesen sein, als sich aus dem etwas zu gefährlichen Staube zu machen. Wirklich, ein stattlicher Gesandte, der nicht mit Prunk und Gefolge, mit Zimbeln und Schalmeien die offene Heerstraße einschlägt, sondern auf heimlichen Kreuz- und Querswegen, das Haupt mit Asche bestreut, und, die ewige Lampe will milde von ihm denken, Reue und Zerknirschung in der schuldigen Brust, nach Hamburg flüchtet! Dort bestieg er das Dampfschiff „John Bull“, das ihn nach England, der Verbrecher-Colonie für gekrönte Häupter, brachte. Unser John Bull, wir meinen das Berliner Volk, hatte ihm seinen Lauspaß visirt. Nein, Ihr Herren Minister! die träumerische Zeit der Märchen, der romantischen Fagen, der Haupt- und Staats-Aktionen, in welchen wir der Gewalt demüthig die Schleppe nachtrugen, diese Zeit ist vorbei; und verdammt sei sie auf ewig! Eine bessere Zeit ist für uns gekommen, und wir selbst sind die Schöpfer ihres Morgenroths. Ihr kennt diese Zeit, mit ihren baar zu bezahlenden Ansprüchen, so gut wie wir, denn auch Ihr seid Kinder dieser Zeit, und wenn Ihr sie verläugnen wollt, gleicht Ihr einem Todtengräber, der an seiner eigenen Grube schaufelt. Glück zu! wenn Ihr Muth und Kraft dazu habt. Aber nein, das wäre zu viel von Euch verlangt.

Warum, wenn Ihr den Prinzen so frühzeitig zurückwünscht, wenn er den Hof-Astrologen und Zeichendeutern nothwendig ist bei der Berathung unserer Verfassung auf der breitesten Grundlage, warum riefst Ihr ihn nicht schon früher zurück, z. B. am Montag, den 20. März, Abends nach 10 Uhr? Wir erwarteten ihn, wir waren damals ganz besonders heiter dazu gestimmt, und hätten ihm einen feierlichen Einzug bereitet. Ihr habt die Reverenz-Glocke zu früh angeschlagen, es tönt wie Sturmkläuten. Sprecht uns nicht von der Ritterlichkeit seines Charakters; wir kennen ihn. Das Licht der ewigen Lampe dringt in die dunkelsten Winkel. Schweigt wenigstens aus Schamgefühl; wir schweigen aus Großmuth gegen ihn, aus Achtung für den König, dessen Ansehen Ihr herabwürdigt. Buntgesiederte Narren plappern sogar von

seinem Feldherrn-Talent. Auf welchem Schlachtfelde hat er Proben davon gegeben; wie sehen die Lorbeern aus, die er errungen? Jetzt schweigt Ihr wirklich; — was an diesen Lorbeeren klebt, wir wollen es nicht nennen.

Wie übrigens Berlin über die Zurückberufung des Prinzen denkt, wie nichteinverstanden es damit ist, das haben Studenten, Bürger und Volk so deutlich verkündet, daß man es bis auf dem Babelsberge gehört haben muß. Eine kleine Demonstration von 15,000 Menschen hat in dieser Angelegenheit ihre Visitenkarte bei Herrn Camphausen abgegeben. Und nun, Ihr Herren Minister, nehmt Euch zusammen, grabet nicht weiter an der eigenen Grube; wollt Ihr aber durchaus hineinpurzeln, so holt Euch zuerst die Reisepässe ab, die im Bureau der ewigen Lampe schon längst für Euch bereit liegen.

Selbstverlag der ewigen Lampe, Neumannsgasse Nr. 6., und ist daselbst und in der Buchhandlung von W. Moeser und Kühn, Stallschreiberstraße Nr. 34., so wie in allen übrigen Buchhandlungen, zu haben. — Beiträge werden gratis angenommen.

Gedruckt bei W. Moeser und Kühn, Stallschreiberstr. Nr. 34.

Preis wollten, verhöhnten und steinigten diese Fahnen. Dem König aber war das dann entfachte Getöse der Geschütze und Feuerwaffen und der Gedanke, daß seine Soldaten und Bürger im Kampfe gegeneinander ihr Blut vergößen, grauenvoll, zumal in der herrlich milden, vom Vollmondschein beglänzten Frühlingsnacht, die nun anbrach und deren Gottesfriede in so schneidendem Gegensatze stand zu dem mordlustigen Toben der Menschen in den Berliner Straßen.

Diese landesväterlich milde Stimmung des Königs verleitete ihn jedoch nicht dazu, einer ganzen Anzahl wohlmeinender Männer, wie des im geistlichen Ornat erschienenen Bischofs Neander, Gehör zu schenken, die sich an den König mit der inständigen Bitte wandten: er möge den Abbruch des Barrikadenkampfes befehlen, ja die Truppen überhaupt aus Berlin zurückziehen, dann sei der Friede mit der Bürgerschaft hergestellt, welche die Person des Monarchen, Ordnung und Frieden der Hauptstadt selbst schützen werde. Diesen unsicheren Kantonalisten von „Bürgern“ wurde vorläufig noch gar nicht getraut, auch der Rück- und Abzug der Truppen mit der militärischen Ehre für unvereinbar erklärt. Die Bläser von Friedensschalmeien sahen sich anfänglich überhaupt ziemlich rauh zur Ruhe verwiesen. Ihnen antwortete selbst der König, in einer ihm selten beschiedenen Wallung militärischen Stolzes, indem er auf die Königstraße hinabwies: „Diese Straße ist schon mein und die übrigen werde ich auch nehmen“.

Noch entschlossener und zuversichtlicher war die Stimmung der nächsten Umgebung des Königs, namentlich des Prinzen von Preußen — des späteren Königs und Kaisers Wilhelm I. — der zwar schon am 10. März des Oberbefehls über die Garde enthoben und zum Generalgouverneur der Rheinprovinz ernannt worden war, aber in diesen unruhigen Tagen treu beim königlichen Bruder ausharrte, obwohl sich der Haß des Pöbels völlig grundlos gegen diesen edeln Prinzen richtete — den mildesten, gütigsten und volksfreundlichsten aller Hohenzollern, selbst einschließlichs seines erlauchten Sohnes, des späteren Kaisers Friedrichs III. Von dieser schneidigen Stimmung der königlichen Umgebung erhielt auch der Landrat von Vincke, der berühmte Oppositionsredner des Vereinigten Landtags von 1847, einen denkwürdigen Beweis, als er am Abend des 18. März aus seiner westfälischen Heimat im Schlosse eintraf, um dem Könige Vorstellungen über die Lage zu machen. Denn als Vincke dem von Generalen umgebenen König erklärte, wie sehr er bedauere, unter dem Donner der Kanonen in Berlin angekommen zu sein, fuhr einer der Generale heftig los: „Das ist die Frucht Ihres schändlichen Landtags, der hat uns das alles auf den Hals gebracht“. „Schämen Sie sich“, entgegnete ihm Vincke, „daß Sie so von einer Institution des Landes zu reden wagen, die der König zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen das Volk ins Leben gerufen!“ Nachdem man dann im Gespräche wieder einzulenken versucht hatte, näherte sich der König dem Landrat und sagte: „Nun, mein lieber Vincke, Sie soupieren doch heute

bei mir?“ — „Ich soupiere nicht“, versetzte der knorrige Westfale kurz und verließ das Schloß. Dennoch hat, nach Sybels Zeugnis, keiner der Friedensvermittler auf den König tieferen Eindruck gemacht, als der freimütige westfälische Freiherr.

Dazu kamen nun die Schrecken der Nacht, der weithin dröhnende Geschütz- und Gewehrdonner, der Feuerschein der in Brand gesetzten zahlreichen Gebäude, das Zusammenpferchen von etwa fünfhundert Gefangenen in den Kellern des Schlosses, das Jammern der schlaflosen, leidenden Königin. Durch alles das ward Friedrich Wilhelm überwältigt. Um vier Uhr morgens befahl er, daß



Freiherr Georg von Vinde.
Gezeichnet von Steffel, lithographiert von Feishe.
(Verlag von Gustav Hempel in Berlin.)

die im Schloß verwahrten Gefangenen — die so wenig wie die Truppen selbst Speise und Trank erhalten hatten — nach Spandau überführt würden, und dabei sollen allerdings die erbitterten Soldaten die Gefangenen wenig glimpflich behandelt haben. Jedenfalls aber empfingen die Spandauer Bürger die Gefangenen mit dem Ruf: „Da kommen die Berliner Mordbrenner!“*) Um 5 Uhr morgens befahl der König auch, daß die Truppen das Feuergefecht einstellen

*) v. Meyer in d. a. a. D. S. 151, der übrigens von Mißhandlungen der Gefangenen nichts zu berichten weiß.

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit **eingesteckter Waffe** gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesst das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegegn Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.



sollten. Beide Parteien sollten Waffenstillstand halten. Zimmermann erzählt, dieser Befehl sei dem König durch die Besorgnis über das Schicksal des vom „siegreichen Volke“ gefangenen Generals v. Möllendorff entrisen worden. In Wahrheit aber war Möllendorff durch einige wohlmeinende Bürger, die früher als Soldaten unter ihm gedient hatten, mittelst einer List alsbald wieder befreit worden und in bürgerlicher Verkleidung entkommen.*)

In der tiefen Erregung der Nacht hatte der König aber auch die berühmte Proklamation „An meine lieben Berliner“ niedergeschrieben, die diesem Werke im Wortlaut und Nachbildung des Urdruckes anliegt. Durch sie hoffte der König den Frieden mit seinen Berlinern wieder herzustellen, namentlich durch die Zusage des Abzugs der Truppen von den Straßen und Plätzen, sobald die Bürger die Barrikaden hinweggeräumt hätten. Diese in den ersten Morgenstunden des 19. März öffentlich angeschlagene Proklamation machte bei dem besten Teile der Bürger guten Eindruck. Sie hatten schon zuvor der heute noch ungelösten Frage nachgedacht: für was man eigentlich auf den Berliner Barrikaden kämpfe? Sie fanden das Verlangen des Königs, daß deren Hinwegräumung erfolgen müsse, begründet und begannen, einige derselben abzutragen. Viele andere Bürger freilich und die große Masse der Barrikadenkämpfer, die da meinten, aus eigenstem Antrieb in den Kampf eingetreten zu sein, fühlten sich verletzt durch den Satz der königlichen Kundgebung, nach welchem der Ausbruch des Barrikadenkampfes „einer Rote von Bösewichter, meist aus Fremden bestehend“, zugeschrieben wurde. Und die Räufelstörer vollends suchten jede Wirkung dieses Friedensblattes zu vereiteln, indem sie die Losung: „Zu spät!“ ausgaben, die Zusagen des Königs als neue Hinterlist bezeichneten und ihn verhöhnten, indem sie u. a. eine in einem Brunnenpfosten steckende Granatenspiße mit dem Ausruf „An meine lieben Berliner“ überklebten. General v. Prittwitz aber, dem der königliche Erlaß erst gedruckt vor Augen kam, rief bestürzt: „Wenn ich in der Defension nicht offensiv verfahren darf, so kann ich die Stadt nicht verteidigen!“**)

Er sollte bald noch weit mehr gelähmt werden. Denn nach 10 Uhr vormittags erschien der Bürgermeister Naunyn an der Spitze einer Abordnung von Magistrat und Stadtverordneten im Schlosse und stellte dem König vor: in der Königstraße habe man bereits mit der Forträumung der Barrikaden begonnen, aber das Vorhandensein von Truppen reize das Volk immer wieder von neuem, und nach Zurückziehung der Soldaten würde der Einfluß der treuen Bürger auf die irrgeliteten Einwohner sicherlich ein guter werden. Die Abordnung verpfändete „ihr heiliges Wort“, daß Ruhe und Ordnung hergestellt und das Volk für die Gnade des Königs dankbar sein werde. Der König zog sich darauf zur Beratung in das Nebenzimmer zurück. Der Prinz von Preußen und General

*) Ebenda S. 126.

**) v. Meyerinck a. a. D. S. 162, nach ihm ist auch das Folgende erzählt.

v. Brittwitz widersprachen dem Verlangen auf das Ernsteste, die Minister, v. Bodelschwingh und der an dessen Stelle getretene Graf Arnim-Boitzenburg stimmten für Bewilligung. Bald erschien Bodelschwingh allein wieder vor der Abordnung und erklärte: da man mit dem Begräumen der Barrikaden begonnen und versprochen habe, damit fortzufahren, so befehle Seine Majestät, daß die Truppen von den Straßen und Plätzen zurückgezogen werden sollten. Der Befehl hierzu lautete: „Auf Allerhöchsten Befehl sollen die den Barrikaden gegenüberstehenden Truppen sich ruhig von denselben entfernen. Berlin, den 19. März 1848, v. Neumann, Generalleutnant und Generaladjutant.“

Anwesende Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten, einzelne auch von Mitgliedern der städtischen Abordnung begleitet, eilten nun mit des Königs Befehl nach allen Stadtteilen und geleiteten die Truppen nach dem Schloßplatz, dem Lustgarten, Zeughaus und Opernplatz. Nur die Besatzungen der Kasernen, Militärgebäude, der Stadtvoigtei, Bank u. s. w. blieben stehen. Schon auf diesem Marsche waren die Truppen den Belästigungen und Beschimpfungen einer sie begleitenden tausendköpfigen, zum Teil bewaffneten Menge ausgesetzt, die ihnen bald die Hände zur Verbrüderung darreichte, bald „Ihr Bluthunde!“ u. s. w. schrie. General v. Brittwitz stellte vor, daß die Unverschämtheit des Pöbels bald erneute Gewaltthaten begehen und die Truppen zum abermaligen Waffengebrauch nötigen werde, den der König verboten hatte, und empfahl daher, daß die auswärtigen Truppen nach Potsdam und in ihre sonstigen Kantonnements abzögen, die Berliner aber in ihre Kasernen. Das genehmigte der König, da er der städtischen Abordnung auch die Bewachung des Schlosses durch Bürgerwehr zugesagt hatte. Er behielt nur 7 Bataillone von den Gardesülizieren im Schlosse zurück, die den Blicken des Volkes in den oberen Schloßräumen entzogen wurden; alle übrigen Truppen marschierten ab, die auswärtigen aus der Stadt. Zugleich befahl der König die Freilassung aller, in den letzten Tagen gemachten Gefangenen.

Die beiden Bataillone des in Potsdam liegenden 1. Garderegiments unter Führung ihres Obersten (des späteren berühmten Generals) Herwarth v. Bittenfeld kehrten sofort mit der Bahn nach Potsdam zurück. Als aber das Füsilierbataillon aus dem Schloßportal I herausmarschierte, stürzte ein Pöbelhaufen auf dasselbe los, verhöhnte es wegen seines Abmarsches, schimpfte es „Bluthunde“, spie nach den Offizieren und brachte dann Leichen auf Bahren heran, um diese in die Glieder der Bataillone hineinzutragen, was aber entschlossen abgewiesen und verhindert wurde. Dann stürzte ein Haufen auf die schlagenden Trommler los und brachte diese zum Schweigen. In der Leipzigerstraße bewarf der Pöbel die Truppen mit Steinen und Kot. Lautlos, geschlossen im Tritt, in vorzüglicher Richtung und Haltung marschierte das Bataillon trotz alledem weiter. Aber in der Brust der Offiziere und Soldaten kochte heiße Wut über die schmachvolle Behandlung, die sie vom Berliner Pöbel erdulden

mußten. Ein einziges Wort des Befehlshabers hätte ein furchtbares Gemetzel herbeigeführt. Und so erging es fast allen Truppenteilen, während sie durch Berlin marschierten.

Inzwischen hatte der König auch die übrigen alten Minister entlassen und volkstümliche Männer, wie den Grafen Schwerin-Puzar, den ostpreussischen Landtagsmarschall v. Auerswald, den Begründer des deutschen Zollvereins Kühne, den scharfsinnigen Juristen Bornemann zu Ministern ernannt, denen später noch der volkstümliche Rheinländer Ludolf Camphausen zugesellt wurde, und diese Kunde sowie die Nachricht von der Freilassung der Gefangenen und der Anblick der Bürgerwehr als Bewachung in den dem Publikum wieder freigegebenen Schloßhöfen, zog Tausende frohbewegter Bürger nach dem Schlosse. Zahlreiche Freudenschüsse wurden laut, die freilich die kranke Königin sehr erschreckten und beängstigten.

Die Unruhestifter aber, die sich in den von ihnen angezettelten blutigen Kämpfen eine gründliche Niederlage geholt hatten und für die Ströme vergossenen Blutes allein verantwortlich waren, sie sahen mit grimmigem Mißbehagen, daß der größte Teil der Berliner Bevölkerung jedes ferneren Bürgerzwistes satt, von friedlicher Gesinnung und freudiger Genugthuung erfüllt sei. Und da jene Menschen das Königtum mit bewaffneter Hand nicht zu stürzen vermocht hatten, so wollten sie es, ohne eigene Gefahr, wenigstens so tief als möglich demütigen. Wir sahen schon, welchen Unfug sie mit einigen Leichen der Gefallenen beim Abzug des Füsilier-Bataillons begangen hatten. Jetzt wurde eine große Zahl von Bahren mit Leichen belegt — absichtlich wählte man die am gräßlichsten entstellten und zerfleischten. Die Leichen wurden mit Blumen und Lorbeer bedeckt und bekränzt, die Wunden aber sämtlich schauerlich bloßgelegt. Dann wurden die Hinterlassenen dieser Opfer, wo immer sie sich dazu hergaben, hinter den Bahren dreingeführt, die Bahren von angeblichen Mitkämpfern der Gefallenen auf die Schultern gehoben, für eine thunlichst große Begleitung von Schreibern mit gutbefeuchteten Stimmen gesorgt, und dann setzte sich der grausige Zug, den das Volk überall durch Entblösung der Häupter ehrte, nach dem Schlosse zu in Bewegung. Hier stellte man zunächst sieben Bahren im Schloßhof ab, und um das dort schon angesammelte friedliche Volk aufzureizen, verkündeten die Träger beim Absetzen jeder Bahre mit schallender Stimme, auf welcher Barrikade das Opfer gefallen, ob es „niederkartätscht“ oder von den Soldaten „meuchlings zusammengehauen“ worden sei. „Fünfzehn Jahr alt, an meiner Seite niedergeschossen, mein einziger Sohn!“ lallte ein alter Mann. „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!“ klagte ein Zweiter, bei Vorzeigung einer anderen Leiche. „Ein Familienvater von fünf unerzogenen Kindern,“ rief ein Dritter. „Eine Witwe, Mutter von sieben Waisen“, jammerte ein Vierter, und so ging es weiter. Schweigend und thränenden Auges hörten die arglosen friedlichen Bürger zu.

Dann gaben die bestellten Leichenbegleiter aber plötzlich die Losung aus, die den Zweck und die Absicht dieses in jeder Beziehung traurigen Aufzuges erklärte: „Der König soll kommen. König raus! Er soll die Leichen sehen!“ schriegen sie gegen das Schloß hinauf. Diejenigen Angehörigen der Gefallenen, die sich in diese Theater Scene mit hatten verflechten lassen, erhoben das jammernde Echo dieses Rufes, und nun fiel auch der Chor der friedlichen Bürger, gerührt und harmlos, in die Losung ein: „Der König soll kommen. Er soll die Leichen sehen!“ Immer lauter, ohrenzerreißend drang das Geschrei durch die Schloßwände. Der König hatte sich, nach der furchtbaren Aufregung und Durchwahrung der vergangenen Nacht und nach den bewegten Scenen des Morgens, zur Ruhe gelegt. Minister Graf Schwerin und Fürst Felix Lichnowsky erschienen auf dem Balkon. Das Volk schwieg, um zu hören, was sie sagen würden. Sie baten, den König ruhen zu lassen und — auf dessen Befehl — namentlich der Königin die Schonung zu gönnen, die ihr sehr leidender Zustand dringend erheische. So mußte der König von Preußen zu seinen „lieben Berlinern“ reden lassen, da die tapfere Bürgerwehr, die, nach dem verpfändeten „heiligen Wort“ der städtischen Behörden, Schloß, König und Hof besser schützen würde, als Soldaten, sich nach den höheren Regionen des Schloßes verzogen hatte, und da die Garde in ihrem Versteck sich nicht rühren durfte. Aber diese Demütigung der Krone war den demagogischen Regisseuren dieses Theaterstückes noch lange nicht genug. Vielmehr gaben sie auf die flehentliche Bitte des Grafen und Fürsten die höhnische Antwort: „Hat die Königin es hören können, daß die Truppen auf das Volk geschossen, so wird sie auch die Freudenschüsse und unser Rufen ertragen können!“ — „Wenn der König nicht kommt, so werden wir ihm die Leichen auf das Zimmer tragen!“ schriegen andere, und die Bahren wurden erhoben und bereits der großen Wendeltreppe zu getragen.

Da erschien der König auf dem Balkon, die bleiche zitternde Königin am Arm. „Hut ab!“ donnerten die Volkshouveräne von unten, und der König entblößte das Haupt. Hoch gegen den Balkon hinauf wurden die gräßlich entstellten Leichen emporgehoben. Tausend Racheschwüre gelsten von unten hinauf, und mit Knütteln und Waffen wurde gesuchtelt. Das war aber noch immer nicht genug der Demütigung für die den Aufrührern so verhaßte Krone Preußen. Denn nun erscholl der gebietende Ruf: „Der König soll herunterkommen in den Schloßhof, die Leichen sehen!“ Der König kam in der That herunter, er wußte selber nicht wie, und verneigte sich vor den entseelten und entstellten Körpern baarhäuptig. Die Königin sank in Ohnmacht und mußte hinaufgetragen werden. Die Krone Preußen hatte eine Demütigung erlebt, gegen welche die Schmach der Tage von Jena und Tilsit weit zurücktritt. Der Prinz von Preußen war mit seinem Sohne schon auf seinem Schlosse Babelsberg bei Potsdam. Er hätte diese Stunde nicht geduldet oder nicht überlebt, wenn ihm versagt worden wäre, derartigen Zumutungen gegenüber so zu

handeln, wie er für notwendig gehalten hätte. Der friedliche Bürgerchor aber stimmte, nach der Verneigung des Königs vor den Leichen, den schönen Choral „Jesus meine Zuversicht“ an, und der König hörte noch alle Verse entblößten Hauptes an. So endete dieses grauenvolle Theaterstück. Aus der Ferne mochte es sich rührender und besser ausnehmen, als in der Nähe, welche die ganze widerliche Mache jedem Einsichtigen bloßstellte. So konnte denn Freisigrath aus der blauen Ferne sein berühmtes Gedicht „Die Todten an die Lebendigen“ schreiben:

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt Ihr uns auf schwankem Bret auf zum Altan gehalten.
„Herunter!“ Und er kam gewankt — gewankt an unser Bette,
„Gut ab!“ er zog, er neigte sich

Wer nun aber noch zweifeln wollte, daß in Berlin seit dem Rückzug und teilweisen Abzug der Truppen die reinste Anarchie herrsche, der mußte seine Augen gewaltsam verschließen. An dem Palais des Prinzen von Preußen, der schon am 10. März den Befehl über die Garden niedergelegt hatte, den trotzdem aber der „Volksmund“ böswillig als den Anstifter und Leiter des Blutvergießens vom 18. und 19. März, kurz als den „Kartätschenprinzen“ bezeichnete, dachten die nun vor soldatischer Einmischung sicheren Empörer ihr begehrliches Mütchen zu kühlen. Sie schrieben mit Kreide an das Palais „Nationaleigentum“ und „Eigentum der ganzen Nation“, und zwar nicht, wie



„Nutzung“ des Palais des Prinzen von Preußen am 19. März 1848.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

vielfach angenommen wird, um dasselbe vor Zerstörung zu bewahren, sondern weil „das Prinzliche Eigentum“ nicht mehr als solches angesehen, und daher dessen Verraubung beabsichtigt wurde. So berichtet ein glaubhafter Augenzeuge. *) Dafür spricht ferner auch, daß sich sofort drei Tage lang in den Gemächern des Palais eine „Bittschriftenkommission“ niederließ, welche Küche und Keller des Prinzen gehörig brandschatzte und sich so haus herrlich dort benahm, daß schließlich ganze Familien nachrückten, „um in den vielen schönen Zimmern auch freie Wohnung zu erhalten“. Die drei „Direktoren“ der „Bittschriftenkommission“ waren bestrafte Abenteurer, Karrig, v. Normann und Becker. v. Normann war erst vor kurzem aus der Schweiz zurückgekehrt, wo er im Sonderbundseldzug für die Luzerner Jesuiten gefochten hatte, um nun Freiheitskämpfer in Berlin zu werden. Man kann sich hiernach ein Bild davon machen, aus welchem Gesindel die leitenden Hintermänner der Berliner Revolution bestanden, in der redliche, begeisterte Arbeiter, Studenten und Bürger für die höchsten Güter der Menschheit ihr Blut zu opfern meinten. Die drei Subjekte hatten sogar die Frechheit, sich „im Allerhöchsten Auftrage niedergesetzte Kommission zur Entgegennahme von Bittschriften an Se. Maj. den König“ zu nennen und wurden den ganzen Tag von Scharen von Bittstellern umlagert. Das Studentenkörps, welches in dem Palais die Wache hielt, verhaftete endlich die Schwindler. **)

Doch dankte dieses saubere Aleeblatt die Annehmlichkeit, daß es noch Speise, Trank, Möbel und Hausrat im Palais des Prinzen von Preußen vorfand, wahrscheinlich nur einem Zufall, oder vielmehr einem Ereignis, das von der kindlichen Naivität und Unreife der damaligen Berliner Bevölkerung fast noch deutlicher Zeugnis gibt, als ihr Glaube an die Bittschriftenkommission. Denn eigentlich sollte das mittels einiger Kreidestriche zum „Eigentum der ganzen Nation“ verwandelte Palais von dem am Mittag des 19. März zufällig eben anwesenden Teile der „Nation“ sofort gründlich ausgeräumt werden. ***) Aber gerade in diesem Augenblicke wurde der zur Plünderung bereite Haufe durch ein berückendes Schauspiel von dem Vorhaben abgezogen und nach dem königlichen Schlosse mit fortgerissen. Es war ein Vorgang, der auch unsere Aufmerksamkeit — wenn auch aus anderen Gründen — ganz auf sich zieht. Wer nämlich noch nicht wußte, wer die Haupturheber der Berliner Barrikadenschlacht gewesen seien, der konnte sie hier lebhaftig sehen: Die Herren Polen. Und gerade, daß sie zu dieser Stunde hier in feierlichem Zuge von der lieben Berliner Einfalt als hohe Helden des Kampfes für deutsche Freiheit und Einheit gefeiert wurden, beweist, daß hauptsächlich Polen die Anstifter und Rädelshörer der blutigen Berliner Revolution waren. Denn wenn der Strafrichter darüber zweifelhaft ist, wer wohl der Urheber und Thäter eines entdeckten Verbrechens

*) Kuhn, Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionsjahr 1848 I. Bd. 1. Abt. S. 175/76.

) So berichtet der der Berliner Revolution sehr freundlich gesinnte Darsteller dieser Ereignisse in der Gegenwart, 2. Bd. S. 568. — *) „Das Volk in Waffen“ S. 19.

△ Gesuch
Friedrichs'or ei
schreiben will.

∇ Währe
abhänden gekom
messene Belohnu

Da unser
einen Krieg mit
lich umsonst dar
Mauschwitz, d
Krieg angekündig

+ Hr. D
gewendet und i
hohen Bedeutung
selbst, daß er nie

Es ist sch
stätigt: französise
Emissaire sind i
und sein Schreit
Noth, Weiß in V
stempel und Un
glaubigung seiner
furchtbaren Bew
haben.

*Jm
Joh
18/3*

† In der
das alte System
an, daß ich mit

Berliner Krakehler.

Verlag
von
Ernst Litfaß,
Wdlerstr. Nr. 6.

Pr. 1 Sgr.

Motto:
Ruhe ist die letzte Bürgerpflicht,
die erste aber: immer mit dem
Kuhfuß!

N^o. 1. am 60sten Tage nach dem ersten Mißverständnis. 1848.

Gestern, am Bußtage, wird kein Krakehler ausgegeben.

Der Berliner Krakehler erscheint gar nicht, sondern ist immer vergriffen und vergeißt sich wöchentlich einmal.

Programm des Krakehlers.

Die Tendenz des Krakehlers ist einzig und allein Krakehler.

Amlicher Krakehler.

Das bürgerfreundliche Polizei-Präsidium hat sich gehorsamst erlaubt, den jugendlichen Buchhändlern, welche die Flugschriften in den Straßen feilbieten, das Handwerk zu legen. Der Krakehler benachrichtigt das bürgerfreundliche Polizei-Präsidium, daß er mit dieser unzeitgemäßen, reactionären und nutzlosen Maßregel nicht einverstanden ist. Vielmehr beschließt der Krakehler:

- 1) Das Polizei-Präsidium hat einzusehen, daß die Flugschriften zur Zeit ein unabweisliches Bedürfnis für's Publikum sind;
- 2) Das Polizei-Präsidium hat Gott zu danken, daß die Herren Straßens jungen, welche nach allgemeiner Meinung zur ärmeren, in der Regel bedeutend hungernden Volksklasse gehören, ein paar Groschen verdienen;
- 3) Selbiges Polizei-Präsidium hat sich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, als habe es mit diesem Verbot das Vertreiben freisinniger Flugschriften hintertreiben und somit dem zur Hölle gefahrenen Censur-Kobold eine Eselsbrücke in unsere schwarz-roth-goldne Freiheit hineinbauen wollen;
- 4) das Polizei-Präsidium hat sich fortan aller und jeder Maßnahme zu enthalten, welche das unfreiwillige Einherwandern in Civilkleidern etwa wieder zur Folge haben könnte.

Wonach zu achten!

Nicht amtlicher Krakehl.

Wie erfahren so eben, welche Mission der Prinz von Preußen in England gehabt — eine **Ex-Mission**.

† Der Krakehl ist im Besitz eines Neuchâtel'schen Wahlhahners und sehr denkbar als Honorar für den besten Witz über Hrn. v. Neuchâtel's Wahlunterrede aus.

* Der Correspondent des „Krakehlers“ berichtet so eben aus Dresden, daß in dem vorigen Kabinet neben den Eiseßen Napoleons und Karls des Zwölften auch die **Heiterheiten des Volzei-Inspectors Winkler des Ersten** aufgehängt sind. In dem einen Eiseßel fehlt der Sporen, und es sieht zu vermuthen, daß derselbe noch bei dem ehemaligen Befiger der Eiseße zu finden sei.

Man sollte nur, daß die Hängeweise keine executive Gewalt habe! Sieht doch an der Spitze der 21. Compagnie als Tambourmajor der bekannte Stadtraths-Creanter Wilhelm. Alle Executionen in diesem Bezirk sind fort dem fruchtlos ausgefallen. †

O Die „lieben Berliner“ wollen an den hochedlen und hochweilen Magistrat das alleruntertänigste Gesuch richten: den Drumen in der breiten Straße mit dem Granatenschmuck von seiner geheimen Mission an den Hof des Reiches der Metzessensität baldmöglichst zurückzubekommen.

Bei der Rückkehr des Prinzen von Preußen soll in Berlin etwas gebaut werden; das Woll ist aber noch nicht darüber einig, ob es Ehrenpforten oder Barricaden sein sollen.

** Ein Lehrer, der in der Kagenmusik gründlich unterrichten kann, wird schleunigst gesucht. Adressen sind Wilhelm-Strasse Nr. 74, abzugeben*).

Die Berliner Mamen und Kinderfrauen, incl. Waschweiber, wollen eine Versammlung abhalten, um eine höhere Lohn zu erlassen. Herr Max Schapler hat auf Ersuchen einiger Waschweiber das Präsidium zu übernehmen versprochen. †

†† Der Hofrath aus dem H. B. Friese Hörster, bereitet einen Plakatjetzt vor, in welchem er sich gegen das Gericht vermahnt, als habe er die Demonstrationen gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen veranstaltet.

□ Der Stadtrath und Apotheker Herr Koblaun hat seine Apotheke verkauft; warum hat er nicht den Stadtrath verkauft und die Apotheke behalten?

In dem neuen Gesetzbuch soll das Wort **Geheimerath** mit unter den härtesten Injurien stehen.

*) Der „Berliner Krakehl“ schlägt den f. f. Waff-Director Nikolai oder den f. Waff-Director Wiedrecht als die Gefährlichsten an.

* Der Berliner Krakehl hat die dunkle Ahnung, daß es für einen Minister schwerer ist, durch Krakehl vierhunderttausend Menschen auf die Beine, als vierhunderttausend Menschen auf den Stumpf zu bringen.

O Gott ist der erste Revolutionär, denn er sieht zu Revolutionen jedesmal das prächtigste Wetter, zu Fuldigungs-, Einholungs- und Krönungstagen aber gewöhnlich einen Hagregen.

Der Krakehl macht auf einen Herrn aufmerksam, der jetzt in der Stadt umhergeht und sich damit beschäftigt, Republiken zu riechen. Nicht derselbe auf der Straße Leute, und seien es auch bloß Straßenjungen, im lebhaften Gespräch, so verfolgt er sie bis in die Häuser, erklärt sie ohne Weiteres für Republikaner und stellt die Hausbewohner zur Rede, daß sie solchen frechen Subjekten den Eintritt verweigern. Dieser Herr, der sich bereits an manden Orten durch seinen Eifer ausgezeichnet hat, ist ein Beamter und heißt Hegel oder Schlegel. Der Krakehl ertheilt ihm das Patent als

„**Republikentischer**“

* Das Kommando der Hängeweise leidet seit kurzer Zeit an der Blasenkrankheit und Trommelfellschmerz. Dieser Zustand ist so bedenklich, daß man den Thierarzt Urban zur Hilfe gerufen hat.

† Auf die Proposition des Ministeriums, den Wein von Preußen zurückzubekommen, haben die Berliner einen **Einwurf** gemacht, der dreien sehr unschuldigen Feindenschaften ihr Dasein gesteht.

Das Ministerium Camphausen hat beschlossen, die flüchtig gewordene gute Presse und den beschränkten Unterbanenverband wieder zurück zu rufen um in Ruhe regieren zu können. Die gute Presse studiert aber jetzt in Belgien Constitution und der beschränkte Unterbanenverband ist auf einer Mission nach China mit dem Dampfschiffe „Kaiser Nicolaus“ gescheitert.

¶ Meinen Freunden und Bekannten die Nachricht, daß mein Organ, es schon ich in der letzten Zeit gezwungen gewesen, mehr wie gewöhnlich zu schreiben, durchaus nichts an seiner Stärke verloren hat.

Wauer, Geheimer Constatanz-Rath.

|| Der berühmte Kochenmeister Dohse hat ausgerechnet, daß der Antheil an dem National-Eigenthum unter den Kindern der Kopf 9 Pf. Kupfer beträgt! Dies zur Nachricht allen denen, die da besorgten, des Eigenthum zu verlieren.

Der Professor und nachmalige Minister Savigny, welcher sich die Einnahme für die Kollegia, welche er noch hätte halten können, wenn er nicht Minister geworden wäre, für 40000 Thaler abkaufen und in flüger Veranschlagung der Dinge, die da kommen würden, sich sein Gehalt auszahlen ließ, hat jetzt erklärt, er wolle wieder Professor werden, und diese Summe nicht 3 Percent Zinsen dem leer gelassenen Staatskassens zurückerstatten. — zur Nachahmung den andern Ex-Ministern bringend empfohlen.

△ Gesucht wird ein Geschichtsschreiber, der für ein Honorar von 50 Friedrichsd'or eine „Geschichte der drei Feldzüge gegen den politischen Clubb“ schreiben will. Näheres beim Sparkassen-Rendanten Liedke*).

∇ Während der Wahl-Versammlungen ist mir der linke Lungenflügel abhänden gekommen. Der ehrliche Findex wird ersucht, ihn gegen eine angemessene Belohnung in meiner Wohnung abzugeben.

J. A.

Da unser thatloses Ministerium, den Wünschen der Nation ungeachtet, einen Krieg mit Rußland noch nicht angefangen hat, und das Volk wahrscheinlich umsonst darauf warten wird, so hat unser kampflustiger Mitbürger Baron **Mauschwitz**, dem die Geduld ausgegangen, dem Czaren auf eigene Hand den Krieg angekündigt.

+ Hr. Dr. L. Weyl, Humorist a. D., hat Herrn Comus den Rücken gewendet und ist sehr ernst geworden in Schrift und Wort, angemessen der hohen Bedeutung der Zeit! Aber das ist ein bloßer Kunstgriff, denn er weiß selbst, daß er nie so komisch gewesen, als wenn er ernst zu sein glaubte.

Es ist schrecklich aber wahr, daß sich das Gerücht der guten Presse bestätigt: französische Emissäre hätten die Berliner Revolution gemacht. Diese Emissäre sind nun ermittelt: es ist der frühere Censor Geh. Hofrath John und sein Schreiber Otto. Sie führten zuerst die französischen Farben Blau, Roth, Weiß in Berlin ein, wie sich Jeder überzeugen kann, der eine mit Censurstempel und Unterschrift versehene Druckschrift zu Gesicht bekommt. Zur Beglaubigung seiner Behauptung bringt der Krakehler hierbei 2 Facimile dieser furchtbaren Beweisstücke, daß unsere Censoren Revolutions-Propaganda gemacht haben.

John
John
18/3/48



Gingefandter Krakehl.

† In der Nacht vom 18. zum 19. März habe ich mich überzeugt, daß das alte System unhaltbar geworden sei und fallen müsse. Ich zeige deshalb an, daß ich mit Leib und Seele dem neuen Prinzip huldige und wünsche schon aus diesem Grunde populär zu werden. Kosten werden unter keinen Umständen verursacht.

Simson, Kriminal-Commissarius.

† Ich zeige einem geehrten Publicum an, daß in den nächsten Tagen eine sehr gelungene Composition des bekannten Preuß. Garde-Liedes von Gaudy bei mir erscheint und lade alle wehrhafte Patrioten zur Subscription ein.

Königl. Preuß. Hof-Ziege-Musikalienhändler.

† Unserer Hofbühne steht ein großer Verlust bevor! Fräulein Viereck nämlich ist in der letzten Zeit sehr **rund** geworden; wenn das so fortgeht, wird vom **Viereck** gar nichts übrig bleiben.

Me—el.

*) Der „Berliner Krakehler“ schlägt Herrn Ludwig Buhl vor.

t wird ein Geschichtschreiber, der für ein Honorar von 50
ne „Geschichte der drei Feldzüge gegen den politischen Clubb“
Näheres beim Sparkassen-Rendanten Liedke*).

nd der Wahl-Versammlungen ist mir der linke Lungenflügel
men. Der ehrliche Funder wird ersucht, ihn gegen eine ange
ng in meiner Wohnung abzugeben.

J. H.

thatloses Ministerium, den Wünschen der Nation ungeachtet,
Rußland noch nicht angefangen hat, und das Volk wahrschein
auf warten wird, so hat unser kampflustiger Mitbürger Baron
em die Geduld ausgegangen, dem Czaren auf eigene Hand den
t.

e. L. Weyl, Humorist a. D., hat Herrn Comus den Rücken
st sehr ernst geworden in Schrift und Wort, angemessen der
s der Zeit! Aber das ist ein bloßer Kunstgriff, denn er weiß
so komisch gewesen, als wenn er ernst zu sein glaubte.

recklich aber wahr, daß sich das Gerücht der guten Presse be
he Emissaire hätten die Berliner Revolution gemacht. Diese
nun ermittelt: es ist der frühere Censor Geh. Hofrath John
der Otto. Sie führten zuerst die französischen Farben Blau,
erlin ein, wie sich Jeder überzeugen kann, der eine mit Censur
erschrift versehene Druckschrift zu Gesicht bekommt. Zur Be
Behauptung bringt der Krakehler hierbei 2 Facsimile dieser
eistücke, daß unsere Censoren Revolutions-Propaganda gemacht



Gingefandter Krakehl.

Nacht vom 18. zum 19. März habe ich mich überzeugt, daß
unhaltbar geworden sei und fallen müsse. Ich zeige deshalb
Leib und Seele dem neuen Wrimiv huldiae und wünsche schon

sein könne, so wird ihn der alte Satz: „is fecit cui prodest“ — „der that es, der den Nutzen davon hat“ — fast sicher auf die Spur führen. Dasselbe gilt aber auch von geschichtlichen Verbrechen. Die Herren Polen allein hatten Nutzen von dem Blutvergießen des 18. und 19. März 1848, das in Berlin Hunderten das Leben kostete. Die Berliner Einwohnerschaft, und vollends das deutsche Volk hatten nicht den geringsten Vorteil davon. Denn alle die Bewilligungen, welche der König am 19. aussprach, waren schon Tage lang zuvor im Schlosse erwogen und vom Grafen Arnim empfohlen worden. Aber die Herren Polen trugen aus der Barrikadenschlacht einen sehr wichtigen Vorteil davon, nämlich die Befreiung ihrer seit zwei Jahren in Moabit gefangenen Führer, vor allem ihres bedeutendsten militärischen Talentes, Mieroslawski.

Diese edeln, in Moabit schmachtenden Polen hatten samt und sonders an den Mord- und Brandscenen des großen polnischen Aufstandes in Posen 1846 teil genommen und waren deshalb von Rechtswegen vom Kammergericht am



Die Märztage in Berlin: Mieroslawskis Rückkehr aus Moabit nach Berlin am 19. März 1848.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

2. Dezember 1847 als Mordbrenner, Landes- und Hochverräter verurteilt worden, 8 zum Tode, darunter Mieroslawski, 109 zu Zuchthaus- und Festungsstrafen*). Den Mieroslawski wenigstens hätte der König unbedingt köpfen lassen müssen. Der fanatische Rebellenführer erwartete auch gar nichts anderes, bat auch durchaus nicht um Gnade, wie man bei Hofe hoffte, sondern sagte rund heraus: „Der König muß mich hinrichten lassen, ich habe mich zu schwer gegen ihn vergangen; läßt man uns frei, so fangen wir wieder an, ich wenigstens ganz gewiß!“ Zu solcher Strenge aber wollte der weichherzige König sich nicht entschließen, und so saßen denn die Verurteilten einstweilen im Zuchthause zu Moabit, bis ihre Genossen am 18. März 1848 die Berliner Barrikaden bauten, den Kampf leiteten, und zum Dank dafür von den Berlinern forderten, daß diese zum König eilen müßten, um die Begnadigung der in Moabit schmachtenden Polen

*) Das Nähere bei Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 540/561.
S. Blum, Deutsche Revolution.

zu erwirken. In der That gaben sich einflußreiche Berliner schon am Abend des 18. März dazu her; Graf Arnim, der so wenig wie der König eine Ahnung von den Zuständen in Posen hatte, befürwortete die Begnadigung; der König bewilligte sie am Vormittag des 19., und mittags 1 Uhr wurden die Polen in Moabit freigelassen.

Berlin feierte die Befreiten wie die größten deutschen Nationalhelden. Tausende begleiteten die festlich geschmückten Wagen, in denen die Polen zum Schloß fuhren. Vor dem Wagen, auf dem Mieroslawski sich befand, wurden sogar die Pferde ausgespannt. Er selbst, der Todfeind Deutschlands, stand hochaufrichtet im Wagen und schwenkte eine schwarz-rot-goldene Fahne! Aus allen Fenstern ließen die Damen weiße Tücher wehen. Als der Zug vor dem Schlosse angekommen war, trat der König selbst, in Begleitung seiner neuen Minister Arnim, Schwerin und Bornemann, auf den Balkon und begrüßte den Zug, unter dem Jauchzen des Volkes, indem er dreimal die Feldmütze schwenkte. Dann mahnte Graf Schwerin die Polen und die Menge zur Ruhe und Ordnung, und die Polen gaben die heiligsten Versicherungen ihrer Verbrüderung mit Deutschland. Einen Monat später standen sie unter Mieroslawskis Führung an der Spitze einer neuen blutigen großpolnischen Empörung in Posen.

Während Berlin so den polnischen Landesverrätern huldigte, nachdem es unverdiente Gnade für dieselben erlangt hatte, nahmen Polen selbst oder ihre intimsten Freunde gleichzeitig Rache an dem Handschuhmacher Wernicke, der als königstreuer Mann der Polizei vor Beginn des Straßenkampfes am 18. mitgeteilt hatte, er habe eben mit angesehen, wie eine Anzahl Polen Geld unter das Volk für die Aufführung von Barrikaden verteilten, und durch diese Meldung die Verhaftung zweier Polen veranlaßt hatte. Zur Strafe für dieses Verbrechen drang jetzt der Pöbel in den Laden Wernickes ein, mißhandelte den Besitzer gröblich, räumte den Laden und dessen Wohnung gänzlich aus und trug alles Geraubte auf einem Holzstoß zusammen, auf dem es verbrannt wurde. Noch wüßter und barbarischer tobten andere Rotten gleichzeitig in dem Eckhause der Heiligengeist- und Poststraße, das dem Major a. D. Preuß gehörte. Über Preuß war nämlich dem Pöbel berichtet worden, er habe den Truppen das Versteck vieler in das Haus geflüchteten Freiheitskämpfer hinterlistig verraten, und dadurch deren Tötung oder Gefangennahme veranlaßt. In Wahrheit*) war Major Preuß während des Feuergefechts vom 18. an den vor dem Hause kommandierenden Lieutenant v. Schlegell mit der Bitte herantreten, nicht mehr nach den Fenstern des ersten Stockes schießen zu lassen, da sich dort des Majors Familie befinde. Auf Schlegells Bemerkung, daß sich noch viele feuernde Rebellen im Hause befänden, bejahte Preuß und schätzte ihre Zahl auf etwa 30. Das hatte Lieutenant v. Schlegell aber schon vorher gewußt und erhielt dafür, als

* Meyerind, a. a. D. S. 119.

er in das Haus eintrat, sofort den schlagendsten Beweis, indem ein zerlumpter Kerl mit einer Art gegen ihn ausholte, und oben vom Hausboden her der Ruf ertönte: „Schlagt zuerst den Offizier tot!“

Nichts kennzeichnet den damaligen anarchischen Zustand von Berlin besser als die Thatsache, daß in denselben Stunden, da sich solche Scenen brutalsten Landfriedensbruches in der Stadt ereigneten, der Polizeipräsident v. Minutoli selbst an der Spitze einer neuen Abordnung im Schlosse erschien und um Volksbewaffnung bat, die auch sofort gewährt wurde. Noch am nämlichen Tage wurden 6000 Gewehre aus dem Zeughaus verausgabt. *) Und das geschah, während die Kasernen der Truppen vom Pöbel förmlich belagert wurden, viele vom Volke in die Kasernen selbst eindrangen und die Soldaten hier oder auf den Straßen zum Treubruch zu verleiten suchten. Da der Gebrauch der Waffen noch immer vom König verboten war, so stand zu befürchten, daß schließlich die Mannszucht unter diesen Verhältnissen leiden müsse. Brittwitz schilderte daher am 20. März morgens persönlich im Schlosse die peinliche und gefährliche Lage der Regimenter, erhielt aber die Weisung, daß die Truppen trotzdem in den Kasernen bleiben sollten. Auf seine eigene Verantwortung verkündete der General nun den soeben erhaltenen Befehl in der Form: die Regimenter sollen auch ferner in den Kasernen aushalten, doch können dieselben Berlin in zwei Fällen verlassen: erstens, wenn nach dem Nachweis der Regimentsbefehlshaber die Disciplin so gefährdet wäre, daß nur ein schleuniger Abmarsch der Auflösung der Truppe vorbeugen würde; und zweitens, wenn die Kaserne ohne ernstlichen Gebrauch der Waffen nicht länger gegen das Volk zu halten wäre. Infolgedessen rückte ein Teil der Truppen schon am 20. März vormittags aus Berlin ab, die übrigen folgten am 21. früh zwischen 3 und 5 Uhr. General v. Brittwitz war vorausgeeilt, um ihnen in Potsdam Kantonnements anzuweisen. v. Meyerinck urteilt darüber: „die Sache war nun nicht mehr zu halten, und kann der Abmarsch wohl als allein richtig angesehen werden, denn unter solchen Umständen muß schließlich die beste Truppe zum schwankenden Rohre werden“. Der König aber sandte den abmarschierenden Regimentern folgenden ehrenvollen Nachruf: „das Benehmen der Truppen ist über alles Lob erhaben, in meiner Sterbestunde werde ich es ihnen gedenken. Truppen, die das geleistet haben, werden Unübertreffliches gegen einen äußeren Feind leisten“.

Um dieselbe Zeit gelangte an den Prinzen von Preußen in Babelsberg der von ihm als Befehl zu betrachtende Wunsch seines königlichen Bruders, sofort nach England abzureisen. Da der Prinz in Babelsberg die Tausende treuer Truppen zur Hand hatte, die in und um Potsdam lagerten, und diese den ritterlichen Prinzen innig verehrten und liebten, so erscheint die landläufige Erzählung, der König habe den Bruder nach England vor der Volkswut ge-

*) v. Meyerinck, a. a. O. S. 164 flg., nach seiner Darstellung auch das im Text Folgende.

rettet, wenig glaubhaft und stichhaltig. Viel wahrscheinlicher ist, daß die neuen Minister den König hierzu beredet haben, weil die Volkswut sich jeden Augenblick an der Einbildung erhitzen konnte: der verhaßte Prinz stehe nun wirklich an der Spitze sämtlicher Truppen in Potsdam und werde mit ihnen Berlin hinterlistig überfallen, um die alte Reaktion zurückzuführen. Daneben aber mag auch den neuen Ministern deshalb an der Entfernung des Prinzen gelegen gewesen sein, weil sie dadurch hinderten, daß dessen warnende Stimme den königlichen

Wie Wilhelm der Nichteroberer in England ankommt.

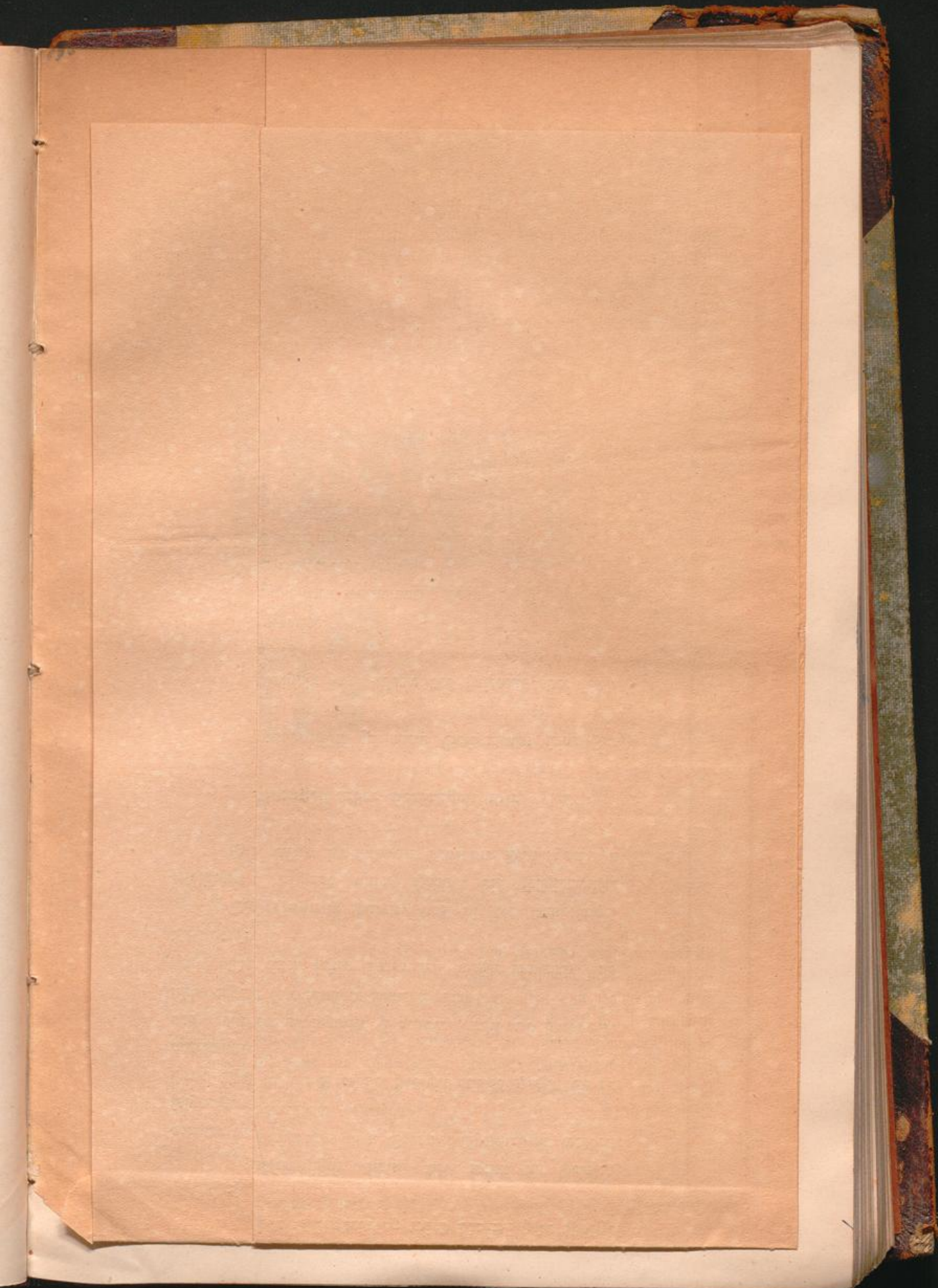


*Willkommen langer Vetter! Mama soll dir wohl
ein Rosenband stricken, wie mein Jäger sagt?*

*Nein, mein kleiner Vetter ich kann kein Rosen-
band brauchen, denn ich muß Sansculotte werden;
ich weiß die beiden Times zu benutzen! Das
Nähere fragen Sie meinen Portzen hier!*

Anonyme Karikatur auf den Prinzen von Preußen aus dem Jahre 1848.

Bruder abnahme von den neuen Unüberlegtheiten und Demütigungen, welche die Minister dem Monarchen empfahlen. Jedenfalls gehorchte der Prinz schweigend wie immer und reiste an seinem 51. Geburtstage, am 22. März, wie ein Flüchtling durch Preußen und Mecklenburg an die Seeküste. In der Nacht kam er auf Nebenwegen, bald zu Fuß, bald auf einem groben Wagen, in dem man keinen Prinzen vermuten konnte, in Perleberg an, in Civilkleidern und ohne Bart, den er sich schon am 19. morgens in Berlin hatte abnehmen lassen. Perleberg hatte er glücklich hinter sich, als seine Flucht dem aufgeregten Volke



Soll der Prinz v. Preussen zurückkommen?

Eine Frage an das Volk.

Das Ministerium Camphausen hat den Muth gehabt, eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen! Es hat dem Könige gerathen, den Prinzen von Preußen zurückzuberufen, damit derselbe als Thronfolger die neue Verfassung, welche die const. National-Versammlung uns geben wird, beschwöre. In Folge dessen hat der König den Major Laue entsendet, um den Prinzen zur sofortigen Rückkehr zu veranlassen.

Mitbürger! Die Zeit der willkürlichen Nachhaberei ist vorüber! Das Ministerium ist dem Volke verantwortlich. Wenn aber das Volk Richter sein soll, so muß es die vollste, klarste Einsicht in das haben, worüber es richten soll. Um diese Einsicht zu erlangen, muß die Sache genau untersucht werden.

Zwei Fragen drängen sich uns zunächst auf:

- 1) Ist der Prinz von Preußen schon von der Thronfolge ausgeschlossen?
- 2) Soll er ausgeschlossen werden?

Die erste Frage muß mit einem entschiedenen **Nein!** beantwortet werden. Niemand hat dem Prinzen das Recht der Thronfolge genommen. Die Zeit hat eine Revolution vorbereitet, Paris hat ihren Ausbruch veranlaßt, Berlin hat sie ausgeführt, das Land hat sie anerkannt. Die Ausschließung des Prinzen hat weder Berlin ausgesprochen, noch würde sie das Land anerkannt haben. Bis jetzt also ist der Prinz nicht abgesetzt.

Nun die zweite Frage: Soll der Prinz von Preußen von der Thronfolge ausgeschlossen werden?

Diese Frage muß a) vom rechtlichen, b) vom politischen, c) vom patriotischen Standpunkte aus betrachtet werden.

- a) Vom rechtlichen Standpunkt. Es hat eine Schlacht stattgefunden; der Gegner ward besiegt; Friedensbedingungen wurden aufgestellt und angenommen. Der Gegner war ein König, er behielt durch den Friedensabschluß seine Krone. Wo ist irgend ein Rechtsgrund vorhanden, den Unterfeldhern schlimmer zu behandeln, als den Oberfeldhern? Was der Unterfeldherr that, das that er auf Kommando und mit Zustimmung des Oberfeldherrn. Von diesem Standpunkte also wäre die Ausschließung des Prinzen von Preußen eine **Ungerechtigkeit**. Durch eine solche wollen wir wahrlich unsre ruhmvolle Revolution nicht schänden.
- b) Vom politischen Standpunkt. Wenn der Prinz von der Thronfolge ausgeschlossen wird, so haben wir einen **Prätendenten**. Ein Prätendent ist stets ein großes Unglück für das Land. Als Prätendent beschwört der Prinz die Verfassung nicht. Kommt er dann später

zurück, was wird er thun? Wird er die Verfassung anerkennen? Denkt an Hannover!

- c) Vom patriotischen Standpunkt. Berlin ist gegen den Prinzen eingenommen. Ein richtiger und glücklicher Takt hat den gerechten Zorn der heldenmüthigen Berliner nach der Katastrophe auf den Prinzen gelenkt. Das war ein Glück für das Land! — Aber der Zorn ist nur dann edel, wenn er sich selbst besiegt. Mitbürger, wir sind die Sieger, dem edlen Sieger ziemt Edelmut. Unsere Brüder sind von Spandau zurückgekommen, der Prinz kommt von London zurück. Austausch der Gefangenen ist Kriegsgebrauch! Doch ich will von patriotischen Gründen sprechen. Wenn der Prinz nicht zurückkommt, so wird ein großer Theil der Armee, ein großer Theil der Nation sich weigern, die Verfassung zu beschwören. **Ein blutiger Bürgerkrieg wird die nächste Folge davon sein!!!**

Man sagt, der Prinz sei absolutistisch gesinnt. Aber wenn alle Prinzen wegen stiller absolutistischer Herzensneigungen vom Thron ausgeschlossen werden sollten, so könnte kein Prinz mehr den Thron besteigen.

Der Prinz von Preußen, sei er wie er wolle, hat ein mildes Herz. Er ist ein Wohltäter vieler Armen.

Der Prinz von Preußen ist ein ehrenhafter Charakter, er wird halten, was er beschwört. Er ist kein scheinheiliger Louis Philipp.

Der Prinz von Preußen hat einen festen Charakter. Besser wahrlich, als wenn er ein schwankendes Noth wäre. —

Wir müssen eine gute Verfassung haben, das ist die Hauptsache. Sie sei unsrer Schild, die Freiheit unser Helm, die selbstbewusste Manneskraft unser Schwert. Wir brauchen keinen Prinzen zu fürchten!

Vom Prinzen von Preußen aber verlangen wir,
wenn er zurückkehren soll:

- 1) daß er persönlich und ausdrücklich zu allem Geschehen seine Zustimmung gebe;
- 2) daß er, wie auch der König gethan, Worte des Friedens, der Versöhnung an das Volk richte;
- 3) daß er die Verfassung beschwöre.

Thut er dies, so heißen wir ihn gern willkommen, denn
**wir wollen nicht ungerecht sein;
wir wollen nicht unklug handeln;
wir wollen keinen Bürgerkrieg.**

Zu haben bei S. Löwenherz, Charlottenstraße 27.

An die Deutsche Nation!

Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa!

Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamt-Vaterlandes gestellt.

Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben Deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken.

Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten Deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen Deutschen Nation!

Berlin, den 21. März 1848.



verraten ward, und dieses sich seiner noch bemächtigen wollte. Von Quigow an geleitete ihn der wackere Prediger Behrens heimlich weiter bis an die mecklenburgische Grenze. Aber selbst hier, in der Grenzstadt Grabow, wo er erkannt wurde, mußte er der großen Volkserregung ausweichen und fuhr deshalb im Wagen, statt auf der Eisenbahn, weiter. So mußte der volksfreundlichste Fürst, der tapferste Preuße, der künftige erste deutsche Kaiser, damals durch sein deutsches Vaterland reisen! Und die demokratischen Vereine Berlins forderten dann seine Verbannung für immer und erhoben „Protest“ gegen seine Rückkehr. Einige jener Schriftstücke liegen diesem Werke an.

Die Stimmung des Königs in diesen Tagen ist schwer zu schildern. Er war zugleich tief gebeugt und höchst aufgeregt. Er sah in der ganzen März-bewegung nur das Werk europäischer Schufstenschaft*) und fürchtete jeden Augenblick die Erneuerung blutiger Gewaltthaten. Die Fülle redlicher Gesinnung und idealer Begeisterung, die neben der gewissenlosen Wühlerei im Volke zu That und Erfolg drängte, erkannte er nicht oder traute ihr weder Kraft noch Klarheit zu. Sein Preußen schien ihm ganz verdorben; da galt es nur noch, das schlimmste abzuwenden. Um so mehr aber erhob und erfrischte sich sein Geist an dem Gedanken, den ihm vornehmlich Graf Arnim eingegeben hatte: nun für die deutsche Sache einzutreten und das Volk von den preussischen Dingen auf Deutschland hinzulenken. Seiner üppigen, aber unklaren Einbildung schwebte dabei die Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches in märchenhafter Pracht vor.

Ganz aus dieser unbedachten Begeisterung floß die namenlose, aber zweifellos amtliche Ankündigung, die am Morgen des 21. in großen Plakaten an den Berliner Straßenecken angeschlagen wurde. Da hieß es: König Friedrich Wilhelm IV. habe sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamt-vaterlandes gestellt“, das Volk werde ihn noch heute „mit den alten ehrwürdigen Farben der Nation zu Pferde in seiner Mitte erblicken“, und am Schlusse: „Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesamten deutschen Volkes, dem neuen König der freien, wiedergeborenen deutschen Nation“. Das Blatt liegt im Urdruck diesem Werke an.

Noch am nämlichen Vormittage folgte in der That schon der hier angekündigte Umritt des Königs. An der Spitze des Zuges zwei Generale und drei Minister. Hinter ihnen schritten ein Bürgerschütze mit einer großen schwarz-rot-goldenen Fahne und drei Studenten mit dem Reichsbanner. Dann kam der König zu Pferde, in der Uniform des I. Garderegiments, mit einem breiten schwarz-rot-goldenen Bande um den linken Arm. Ebenso hatten die ihn umgebenden Prinzen und Generale sich geschmückt. Neben dem König schritten zwei Bürger. Einer der Hauptbarrikadenkämpfer, der Thierarzt Urban, schloß den Zug; er trug eine gemalte Königskrone!

*) Sybel, a. a. O. I, 142.

Schon ehe der König im Schloßhof zu Pferde gestiegen, hatte er folgende Anrede an die ihn jubelnd begrüßende Volksmenge gehalten: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will. Aber Deutschlands Freiheit und Einheit will ich schützen, die muß gesichert werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen Verfassung“. Natürlich schloß sich eine fortwährend wachsende gewaltige Volksmenge dem Zuge an. Bei der Königswache an der Schloßfreiheit hielt der König schon wieder und dankte der dort stehenden Bürgerwehr; darauf rief eine Stimme: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ Der König aber



Sie da vorn, — hör'n sie 'mal, laufen sie man mich so schnell, ich will mir an die Spitze der Bewegung stellen! —

Anonyme Karikatur auf Friedrich Wilhelm IV. aus dem Jahre 1849.

wehrte mit unwilliger Geberde und den Worten ab: „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!“ Auf dem Rückwege des Zuges durch die Linden an der Universität, vor den versammelten Professoren und Studenten, wurde der König von dem Prorektor mit einer Ansprache begrüßt; darauf erwiderte er: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit nichts usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott“ — dabei hob er die Hand zum Himmel. „Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volkes gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen wird“. In ähnlicher Weise sprach



Aufzug des Königs von Preußen am 21. März 1848, gez. von S. Kirchhoff.

sich der König, stets unter tausendstimmigem Beifall, sodann vor dem Rathhaus noch gegen die Stadtverordneten und an anderen Stellen aus, ehe der Zug ins Schloß zurückkehrte.

Trotz dieser Fülle von Reden, empfand der König das Bedürfnis, an demselben Tage noch einmal kundzuthun, was ihn bewege, was er wolle und erstrebe. So erschien denn am 21. März abends abermals eine begeisterte unbedachte Proklamation des Monarchen, aus der nur folgende Sätze hier stehen mögen:

„Deutschland ist von innerer Gärung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir in Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf“.

In einer dritten Proklamation vom 21. März und einer vierten vom 22. März wurde dann noch angeordnet: die Anlegung der deutschen Kokarde neben der preussischen bei sämtlichen Truppen und die Vereidigung derselben auf die noch gar nicht vorhandene preussische Verfassung.

Viele Männer altpreussischen Sinnes, sagen wir mit Sybel (a. a. D. S. 143), fanden diesen Umzug und namentlich auch diese Proklamationen mehr würdelos als ergreifend. Zudem befürchteten sie den Wiederausbruch der Berliner Empörung bei der auf den 22. März angeetzten feierlichen Bestattung der Gefallenen. Diese Befürchtung war weit verbreitet. Der Prinz von Preußen flüsterte sie in Quigow dem Pastor Behrens zu. Der mutige Hauptmann von Roon, der spätere Kriegsminister und Generalfeldmarschall, teilte sie. Nicht minder Otto v. Bismarck, der schneidige Führer der „Junfer“ und Altpreußen im Vereinigten preussischen Landtag von 1847 und Deichhauptmann von Schönhausen. Die Nachricht von den Berliner Barrikadenkämpfen hatte ihn so erschüttert und mit so zornigem Grimm erfüllt, daß er ernstlich krank wurde. In dieser Stimmung schrieb er dem Könige zunächst jenen Brief, den Friedrich Wilhelm den ganzen Sommer über zu seinem Troste auf dem Schreibtisch liegen hatte und „ein köstlich Zeichen unwandelbarer Preußentreue“ nannte. Als Bismarck aber vernahm, was seit dem 18. März in Berlin weiter geschehen und für den 22. bevorstehe, erhob er sich noch krank von seinem Lager und eilte nach Berlin, um mit eigenem Leib und Leben den König vor weiterem Unglück zu schützen.*) Glücklicherweise war dies Opfer nicht erforderlich. Die Eindrücke aber, die Bismarck hier aus persönlichem Augenschein gewann, bestätigten sein bisheriges Urteil über die Berliner Märzrevolution durchaus. Am

*) Das Folgende nach Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit, Bd. I S. 127 flg., S. 137 flg.

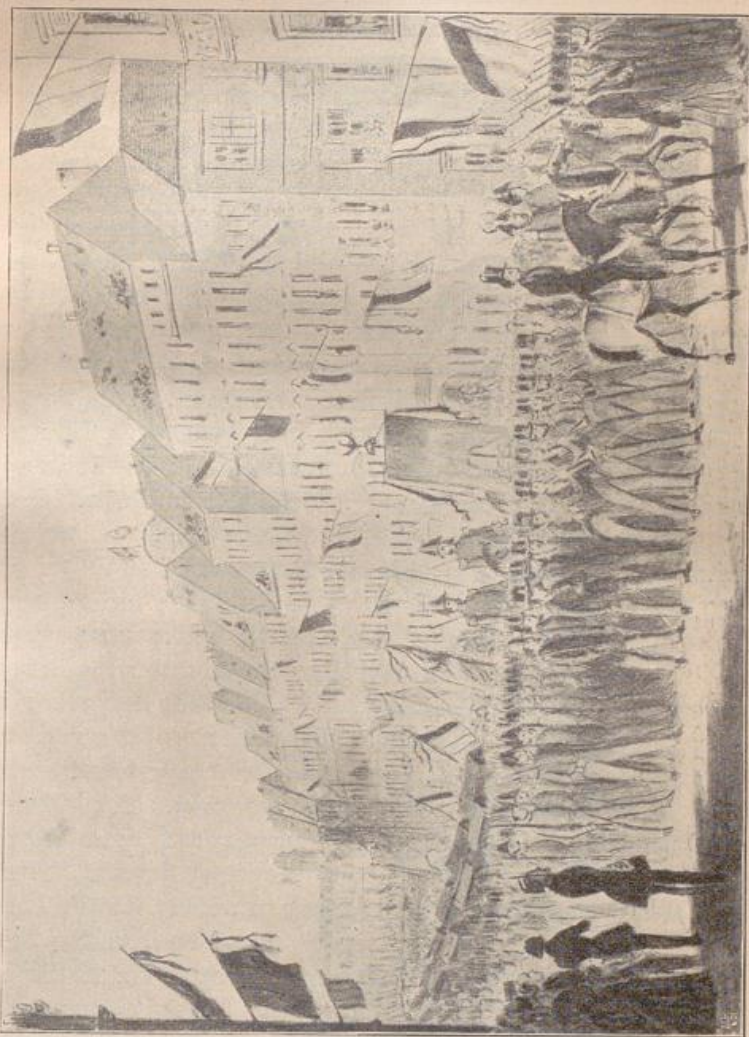
30. schrieb er, infolge eines persönlichen Angriffs gegen ihn, an die Magdeburgische Zeitung: „Wenn alle Handlungen Seiner Majestät in den letzten 14 Tagen durchaus freiwillig gewesen sind, was weder Ihr Korrespondent noch ich mit Sicherheit wissen können, was hätten dann die Berliner erkämpft? Dann wäre der Kampf am 18. und 19. mindestens ein überflüssiger und zweckloser gewesen — und alles Blutvergießen ohne Veranlassung und ohne Erfolg“. Am 20. April 1848 aber, nachdem der neue polnische Aufstand ausgebrochen war, schrieb er der Magdeburgischen Zeitung weiter:

Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben mit ihrem Blute die Polen befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür sind die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preussischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Lust gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Turm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten“.

Solchen Gedanken und der noch schmerzlicheren und — wie schon einmal gesagt — heute noch ungelösten Frage: was denn die Berliner Märzrevolution eigentlich erstrebt habe — erreicht hatte sie sicherlich nichts — kamen nur wenige nach, als ganz Berlin die Bestattung der Märzgefallenen am 22. feierlich beging. Und doch hätte die große Zahl der Opfer auf beiden Seiten diese ernststen Fragen recht nahe gelegt. Denn am 22. März wurden an gefallenen Aufständischen bestattet 183 Männer, außerdem 5 Frauen und zwei Kinder, die erschossen worden waren. Einige Tage später wurden noch einmal 20 und dann noch einzelne nachträglich an Wunden verstorbene Barrikadenkämpfer beerdigt. Die Verluste der Truppen dagegen betragen, nach Aufstellung der amtlichen Listen durch das Kriegsministerium, an Toten: 3 Offiziere, 17 Unteroffiziere und Gemeine; an Verwundeten: 14 Offiziere, 14 Unteroffiziere, 225 Gemeine, 1 Lazarettgehilfe (Meyerinck, a. a. D. S. 167). Wohl belief sich die Zahl der Opfer in Berlin auf beiden Seiten demnach nur etwa auf ein Zehntel derjenigen, die in Paris in den Junischlachten von 1848 und im Wiener Oktoberaufstand 1848 fielen. Aber immerhin floß doch Blut in Strömen — und wofür vergoß „das Volk“ das seinige, sowie dasjenige treuer Soldaten?

Am 22. März 1848, bei der feierlichen Bestattung der Gefallenen begnügte man sich mit der Antwort: sie glaubten für das Höchste und Heiligste zu kämpfen — und das trifft ja für Viele von ihnen auch zu. So nahm denn die ganze Stadt weisevoll Anteil an der Trauerfeier; die Läden waren geschlossen, die Straßen,

durch die der Zug sich bewegte, abgesperret; die Glocken läuteten, Choräle ertönten; alles trug Trauerkleider; schwarze Fahnen wehten von den Thoren wie von den Zinnen des Königsschlusses. Vor der Kirche auf dem Gensdarmenmarkt wurden die Särge von den Geistlichen eingeseget, dann geleiteten wohl 20000 Menschen



Bestattung der am 18. und 19. März in Berlin Gefallenen. Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

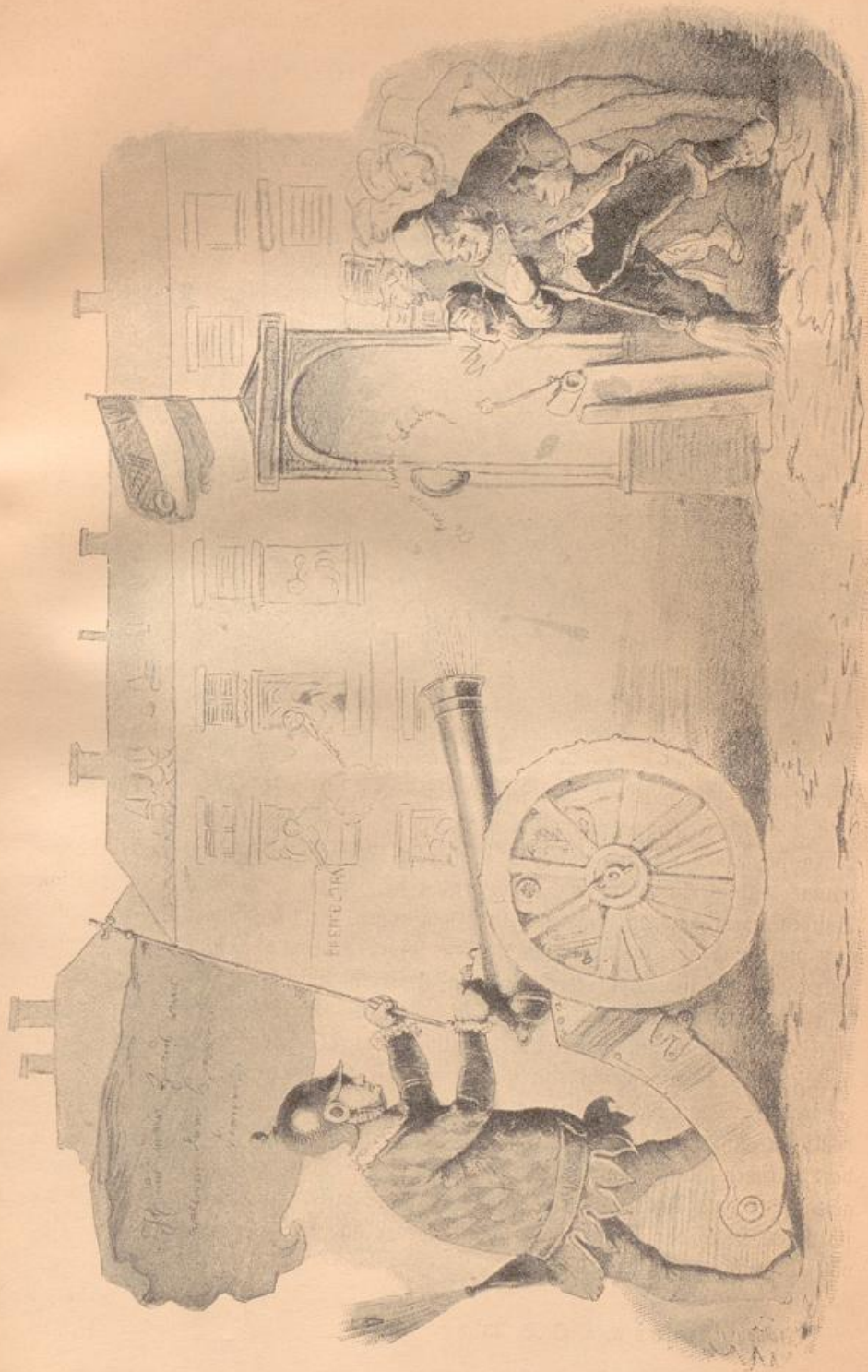
die Särge zum Friedeshain. Am Zuge beteiligten sich die städtischen Behörden, sämtliche Innungen u. s. w., auch die Universität mit Rektor und Dekanen in Amtstracht, vollzählig sogar die Akademie der Wissenschaften, an ihrer Spitze der ehrwürdige Alexander von Humboldt. Als der Zug das Schloß erreichte, erschien der König, von Ministern und Adjutanten umgeben, auf dem Balkon

und ehrte die Toten, indem er vor ihnen, so lange die Särge vorüberzogen, das Haupt entblößte.

Der König meinte damit nur eine pietätvolle Liebespflicht zu vollziehen und hatte keine Ahnung davon, daß er sich in diesem Augenblick von neuem tief demütigte. Denn mit Recht bemerkt Biedermann (a. a. D. S. 256): „die Feierlichkeit des 22. März galt somit“ — indem man nicht gleichzeitig die gefallenen Offiziere und Mannschaften beerdigte — „nur denen, die auf seiten des Volkes gefochten hatten: es war nicht eine durch gemeinsame Bestattung symbolisch bekräftigte Versöhnung beider kämpfenden Teile, es war lediglich eine Anerkennung des einen kämpfenden Teils, der Revolution“. Um so mehr hätte man erwarten können, daß auch die Bevölkerung von Berlin das hochsinnige Beispiel des Königs nachahmen und sich an der am 24. März erfolgenden Bestattung der gefallenen tapferen Offiziere und Soldaten, amtlich wie in Massen, feierlich beteiligen werde. Aber nichts derart geschah. Um es zu verhindern, verbot der Berliner Magistrat sogar — ohne Zug und Recht — der Bürgerwehr, die an den Gräbern der Märzgefallenen amtlich die Ehrensalven abgegeben hatte, an dieser Bestattung teilzunehmen! Und die Bürgerwehr gehorsamte diesem ungesetzlichen Befehl. Hart, aber wahr schrieb damals die „Kreuzzeitung“: „Man hat die in ihrer Pflichttreue gefallenen Soldaten, Missethättern gleich, ohne Sang und Klang eingescharrt“. („Das Volk in Waffen“ S. 24/26.)

Am Tage der großen Berliner Leichenseier, am 22. März, traf Heinrich von Gagern an der Spitze einer außerordentlichen Gesandtschaft der Staaten Darmstadt, Nassau, Baden und Württemberg in Berlin ein, um mit dem neuen Minister des Auswärtigen, Grafen Arnim, über die deutsche Frage zu verhandeln. Die von Gagern entwickelten Vorschläge der genannten Regierungen — denen sich am 23. März auch das Königreich Sachsen durch Entsendung Biedermanns nach Berlin anschloß*) — bewegten sich, so weit sie sich auf die deutsche Bundesreform bezogen, durchaus in den Bahnen der preussisch-deutschen Politik, und wurden daher insoweit von Arnim sofort genehmigt. Man hätte denken sollen, daß Arnim noch freudiger den weiteren Vorschlag jener Regierungen begrüßen werde, der genau das anbot, was der König Friedrich Wilhelm bei seinem Antritt und in seiner Proklamation vom 21. März für sich beansprucht hatte, ohne es „usurpieren“ zu wollen: an die Spitze der deutschen Bewegung zu treten. Denn Namens jener Regierungen bot Gagern an: die Leitung der deutschen Angelegenheiten, namentlich die weiteren Maßregeln zur Herstellung der deutschen Verfassung, sollten einstweilen in die Hand des Königs von Preußen gelegt werden. Doch als die Verhandlung über dieses Anerbieten am 23. März stattfand, hatte der König schon längst wieder alle Lust verloren, an die Spitze von Deutschland zu treten.

*) Biedermann a. a. D. S. 257/8.



Neue Art eine Konstitution zu geben!
Karlshaus auf Friedrich Wilhelm IV. aus dem Jahre 1848.



Herr König,
Vertraulichkeit

Sie hat
deutsche Nat
Irrthum sich k
zum ersten W
gedenken.

Sie spi
Jesuite sind u
Ihrem Sturze

Offenes Sendschreiben an den König von Preußen.

Auch dies gehört dem Könige!

Herr König, ich verachte Sie, sonst würde ich durch das teutsche, vertrauliche Du mit Ihnen reden. Sie sind dieser Vertraulichkeit unwürdig.

Sie haben sich erkühnt, in der allgemeinen Preussischen Zeitung vom 22. März „An mein Volk und die deutsche Nation“ zu schreiben und in dieser merkwürdigen, unverschämten Rundgebung dargethan, daß Sie in diesem Irrthum sich befinden und schief gewickelt sind, wenn Sie glauben, die teutsche Nation, welche Sie in diesem Manifeste zum ersten Male anzuerkennen geruhen, sei so dumm, den Schelmensreich nicht zu erkennen, welchen Sie auszuführen gedenken.

Sie sprechen unplötzlich mit Vertrauen zu ihrem Volke und der teutschen Nation, weil Sie ein evangelischer Jesuite sind und denken: „jedes Mittel heiligt den Zweck.“ Sie vermitteln zwecklos und bezwecken die Mittel zu Ihrem Sturze.

Was — ein charakterloser Mensch wie Sie, mein Herr König, der den Bruder gegen den Bruder, den Sohn gegen den Vater gehetzt hat im tyrannischen Aberglauben, der morsche Thron eines Raubritterabkömmlings könne durch Bürgerblut wieder festgeleimt werden, ein Comödiant erfrecht sich auszusprechen:

„Rettung aus der dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen! (?) Und Sie, Sie, Herr Volkswürger, Kartätschenmann, blutigieriger Despote, Sie haben die empyrende Frechheit, sich aufwerfen zu wollen zu einem teutschen Kaiser — denn weniger haben Sie nicht im Sinn, da Sie erklären, Sie wollen diese Leitung in den Tagen der Gefahr übernehmen.

Sie haben die alten deutschen Farben angenommen und sich und Ihr Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. — Welche Gnade für die teutschen Farben und das teutsche Reich! Hätten das die teutschen Farben und das teutsche Reich sich vor dem großen Blutbade in Berlin, welches Sie, mein Herr König, angeordnet haben, träumen lassen, so würden Sie vielleicht jetzt doch kein teutscher Kaiser werden.

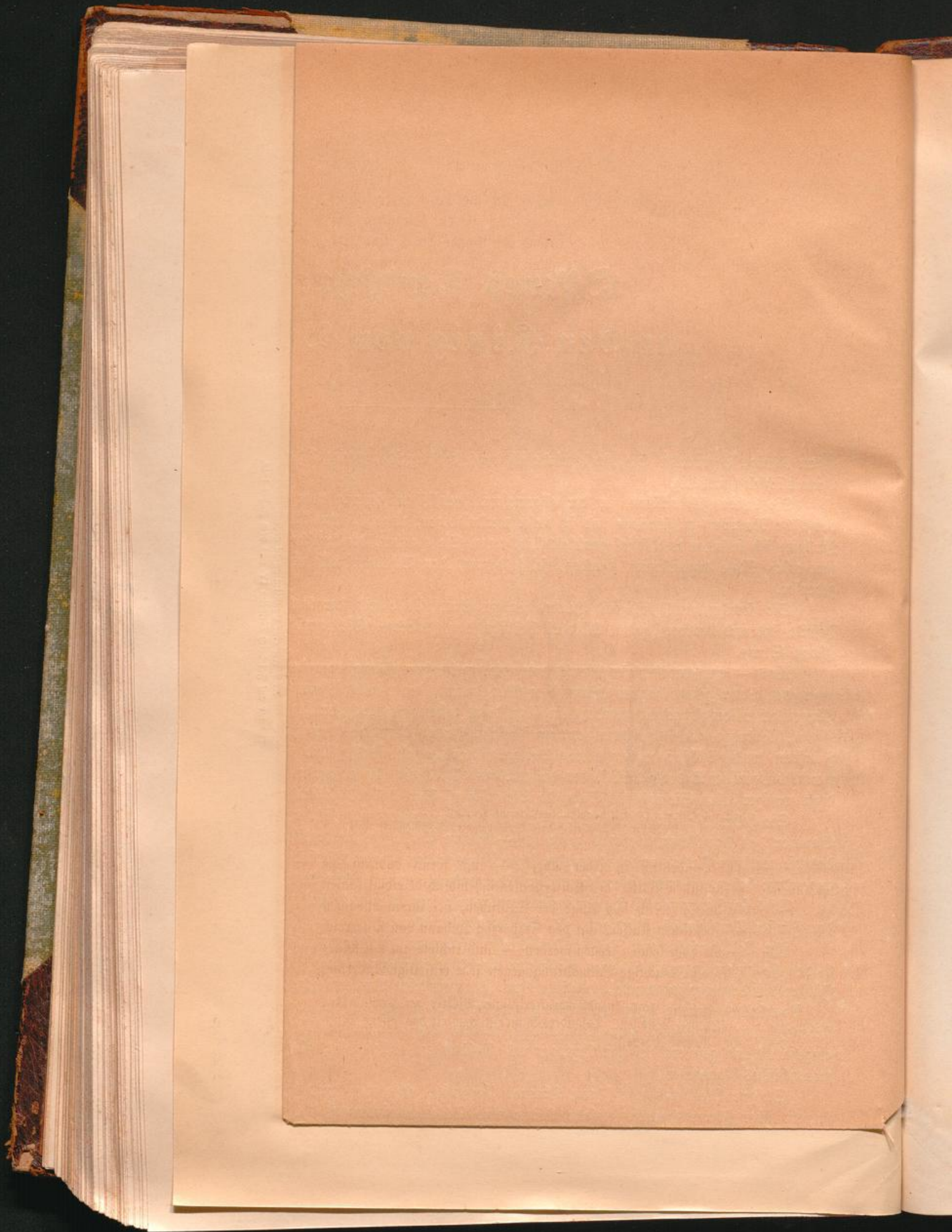
Dies sei Ihnen ins Gesicht geworfen: wollen wir keine Republik, sondern einen Kaiser führen, so haben wir unter den Fürsten Deutschlands Würdigere, als Sie, preussischer Nero!

Ihr Volk darf sich mit Stolz zu den edelsten Stämmen Deutschlands rechnen, aber nicht Sie, Sie Volkszertreter! — Hätten sie diesem braven, tüchtigen Volke nur eine Idee von dem gegeben, was bei Leipzig durch heilige (freilich nur Fürsten-) Eide verheissen wurde, so hätten Ihre Truppen keine Barbarei gegen Bürger ausgeübt, denn sie, die Söhne des Vaterlandes, wären besser unterrichtet gewesen und hätten gewußt, daß sie, auf dem Boden der Constitution stehend, nicht dem Willen eines Bluthundes, sondern den Gesetzen der Natur nachkommen müssen. Sie hätten nicht eingehauen und gefeuert auf ihre Erzeuger und Geschwister. Alles Blut, alle Verdummung, der falsche Eid über Sie, monarchisches Ungeheuer!

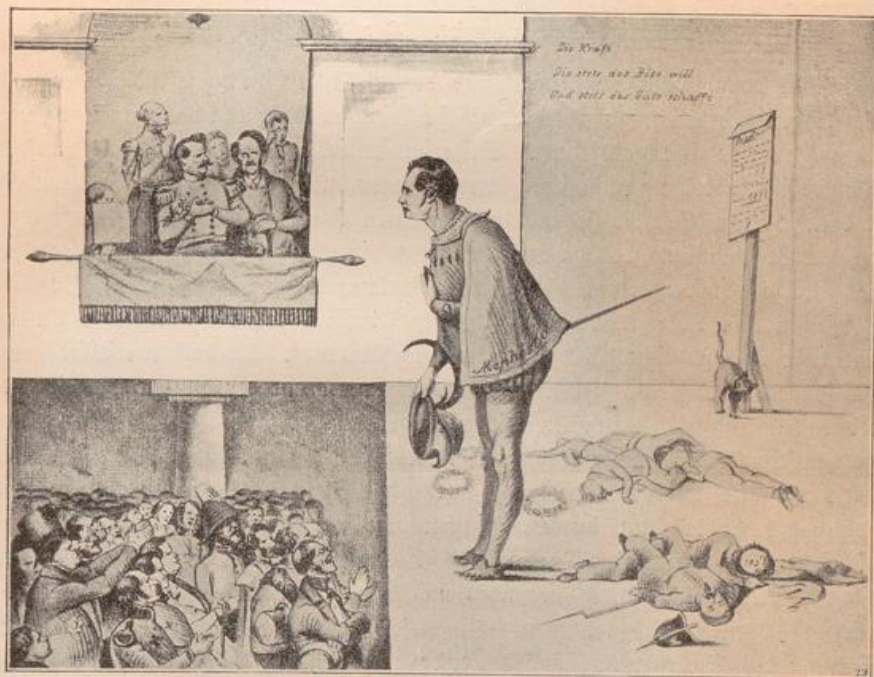
Steigen Sie herab von Ihrem Throne, Unmensch, oder man wird Sie herabshleudern. Das Damoklesschwert schwebt über Ihrem Haupte. Glatte Worte und Schlangenwindungen thuen es nicht; befreien Sie Preußen und Europa nicht von Ihrer nichtswürdigen Gegenwart, so werden Männer Preußen und Europa sich von dieser Nichtswürdigkeit zu befreien wissen. Es gibt nur ein Gesetz in der Natur, es heißt: Selbsterhaltung! Sind Sie auch ein Wesen und haben einen Trieb zur Selbsterhaltung, so verlassen Sie den Thron, und ganz Teutschland wird einig sein.

Haben Sie die Güte und gehen zu Ihren Kollegen, zu Louis Philipp, Guizot und Metternich oder wandern Sie nach Amerika, Herr König, es wird Sie Niemand daran hindern; vielleicht findet sich dort in den Urwäldern noch irgend ein Kanibalenstamm, dem Sie sich als ebenbürtiger, angestammter Kaiser aufdringen können. — Die teutsche Nation verabscheut Sie!

Carl Herzog,
teutscher Bürger.



Dem eine Flut von Hohn und Schimpf ergoß sich aus der demokratischen Presse und Beredsamkeit aller deutschen Gauen über „den feigen Tyrannen, der sein Volk niederharttätigen läßt, dann besiegt, elend um Gnade bittet, und jetzt die ehrlose Stirn mit der deutschen Kaiserkrone schmücken will“;*) namentlich von Sachsen und Baden her tobte es wild gegen den König. Auch aus Wien kamen bedenkliche Nachrichten. Trotz ihrer elenden Schwäche, wollte die dortige Regierung doch keinesfalls die preußische Vorherrschaft in Deutschland zulassen, sondern die bisherige leitende Stellung Österreichs um jeden Preis behaupten.



Friedrich Wilhelm IV. als Mephisto. (Seidelmann heraus!)

Braunschweiger Karikatur aus dem Jahre 1848. Verlag vom Staatshämoerhoftarius Metternich.

Sie erklärte sich daher „deutsch in jeder Ader“ — auch wenn dadurch die ohnehin aufgeregten slavischen Völker des Kaiserstaates sich tödlich beleidigt fühlen mochten. Ferner lenkte Österreich das Auge der Deutschen, bei ihrem etwaigen Bedürfnis nach einem deutschen Kaiser, auf den Erzherzog Johann von Österreich hin — dessen Reize wir noch kennen lernen werden —, und richtete am 24. März an alle deutschen Höfe eine wuchtige Verwahrung gegen jede einseitige Aenderung

*) Sybel, a. a. O. S. 144. Eine Anzahl charakteristischer Blätter der Presse aller Parteien befindet sich unter den Beilagen. Besonders humoristisch wirkt das offene Sendschreiben des „teutschen Bürgers Herzog“.

ohne Zustimmung Aller. Vor diesen bedrohlichen Anzeichen wich der König und sein Minister mutig zurück und verlegten alle weiteren Verhandlungen über das deutsche Verfassungswerk nach Frankfurt. Hier hatte sich zuerst das deutsche Vorparlament mit dieser schwierigen Arbeit zu beschäftigen.

Neunter Abschnitt.

Das deutsche Vorparlament. Der Fünfzigerausschuß.

Nichts macht uns die Gewalt und den Geist der deutschen Märzbewegung von 1848 so deutlich, als das deutsche Vorparlament und der von diesem eingesetzte Fünfzigerausschuß. Wir erinnern uns, daß am 5. März 51 deutsche Männer in Heidelberg zusammengetreten waren, um die Lage des Vaterlandes zu beraten (s. o. S. 81/82), und daß sie einen Siebener-Ausschuß niederlegten, um die Versammlung des „Vorparlaments“ einzuleiten, das seinerseits wieder die baldige Einberufung des deutschen Parlaments betreiben sollte. So beschloßen am 5. März 1848 zu Heidelberg 51 Männer, die durch ihre Vaterlandsliebe und sonstigen Verdienste zwar wohlbekannt, aber doch zweifellos samt und sonders Privatleute waren und von niemandem in der ganzen Welt irgend welchen Auftrag erhalten hatten, die wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten des deutschen Volkes zu besorgen. Am wenigsten hatten diese 51 und der von ihnen erwählte Siebener-Ausschuß irgend welche Befugnis von den deutschen Regierungen oder dem durchlauchtigsten Bundestage zugeteilt erhalten, die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands ohne jede Verhandlung mit den deutschen Fürsten, freien Städten, Regierungen und dem hohen Bundestage selbst eigenmächtig zu leiten und zu ordnen. An dieser durchaus auftraglosen und privaten Stellung des Siebener-Ausschusses wurde auch nichts geändert durch die Tatsache, daß drei seiner Mitglieder sofort in hohe amtliche Stellungen aufrückten, indem Heinrich von Gagern noch am nämlichen 5. März Minister in Darmstadt, Römer am 8. März Minister in Stuttgart und Welcker am 14. März badischer Bundestagsgesandter wurde. Denn selbstverständlich konnten auch diese drei Männer sich fernerhin — soweit das ihr Amt und ihre Zeit überhaupt gestatteten — auch nur als einfache Privatleute an den Beratungen des Siebener-Ausschusses beteiligen.

Wenige Wochen zuvor, im „vormärzlichen“ Deutschland, wäre eine so feste Beiseiteschiebung der höchsten Gewalthaber Deutschlands, eine so eigenmächtige Handhabung ihrer bedeutsamsten Befugnisse, zweifellos als vollendeter Hochverrat schwerster Art verfolgt und an allen Teilnehmern „zum abscheulichen Exempel“ gebührend bestraft worden. Jetzt blieben diese Männer sämtlich nicht

bloß unangefochten, sondern ernteten auch den heißen Dank aller Gewalthaber, einschließlich des Bundestages, namentlich aber des deutschen Volkes; und alle Regierungen samt dem Bundestage wetteiferten in dienstwilliger Unterwürfigkeit unter die Beschlüsse der Körperschaften, die der kleine, völlig „gesetzlose“ Siebener-Ausschuß Deutschland bescheerte: des deutschen Vorparlaments und des Fünzigerausschusses. Wo aber ausnahmsweise einmal der Bundestag oder eine deutsche Regierung die Thorheit beging, sich mit Vorparlament oder Fünzigerausschuß in Widerspruch zu setzen, da mußten sie durch rasche demütige Nachgiebigkeit das schmerzliche Bekenntnis ablegen, daß diese zweifellos völlig „gesetzlosen“ Körperschaften ebenso unstreitig zur Zeit eben doch die höchste Macht und Autorität Deutschlands darstellten!

Diese wunderbare Vertrauensmacht der beiden, ohne jeden Schimmer amtlichen und gesetzlichen Auftrags in Frankfurt tagenden Körperschaften wird unserer friedlichen deutschen Gegenwart noch merkwürdiger, wenn wir einen Blick auf die Zusammensetzung des deutschen Vorparlaments werfen, das den Fünzigerausschuß dann aus seinen Mitgliedern wählte. Die Zusammensetzung des Vorparlaments war dem in Heidelberg niedergesetzten Siebener-Ausschuß überlassen. Er berief Anfangs (12. März) nur „die gegenwärtigen und alle früheren Mitglieder deutscher Ständeversammlungen“ und „eine bestimmte Anzahl anderer durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer“ (zu denen z. B. Robert Blum gehörte). Der alte Jhstein aber rechnete zu diesen „ausgezeichneten Männern“ auch eine große Zahl radikaler deutscher Zeitungsschreiber und Schriftsteller, die er auf eigene Verantwortung als Mitglieder des Vorparlamentes einberief.

Außerdem nahm manche deutsche Stadt und sogar manche Volksversammlung sich die Freiheit, „andere durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer“ selbst zu benennen und ohne weiteres zum Vorparlament nach Frankfurt zu entsenden. Auch diese konnten dort füglich nicht zurückgewiesen werden und wurden unbeanstaltet zugelassen. Endlich hatten die Frankfurter Mitglieder des Siebener-Ausschusses, Binding und Fuchs, den klugen Einfall, für einen stattlichen Zuzug von



Blum und v. Jhstein als Intriguanen.
Karikatur aus dem Parlament 1848.

Mitglieder aus Preußen zu sorgen, indem sie am 22. März einen Aufruf an die Stadtverordneten Preußens erließen, aus ihrer Mitte Vertreter zu erwählen, weil die zum 2. April nach Berlin einberufenen Mitglieder des preußischen Landtags am Erscheinen in Frankfurt verhindert sein würden. Infolge dieser Einladung nahmen 141 Preußen am Vorparlament teil. Aus Österreich erschienen dagegen nur 2, Wiesner und Graf Bissingen; Hannover entsandte 9, Braunschweig 5, Oldenburg 4, Schleswig-Holstein 7, Mecklenburg 17, Lippe 2, Anhalt, Reuß und Hohenzollern 8, Sachsen 26, (darunter 24 Radikale), die sächsischen Herzogtümer 21, die freien Städte (einschließlich Frankfurts) 26, Bayern 44; eine ungebührlich hohe Zahl vollends kam aus den unmittelbar an Frankfurt grenzenden süd- und mitteldeutschen Staaten: aus dem kleinen Hessen-Homburg 2 (soviel wie aus ganz Österreich!), aus Kurhessen 26, aus Nassau 26, aus Württemberg 52, aus Baden 72, aus Hessen-Darmstadt 84! Im Ganzen betrug die Versammlung rund 500 Köpfe.

In den letzten Märztagen trafen diese Männer in Frankfurt ein. Das Bild, das die alte Kaiserstadt in jenen Tagen bot, ist ebenso wenig in Worten wiederzugeben, als in der Erinnerung derer jemals auszulöschen, die es geschaut haben.*) Überall reicher Festschmuck; Freiheitsbäume vor den Häusern, in welchen Abgeordnete erwartet wurden; die Fenster von Blumen- und Laubgehängen eingerahmt; riesige Fahnen schwingen die jüngst noch verpönten deutschen Farben durch die Lüfte; Gerüste, Sitztribünen, Ehrenportale erheben sich, zu deren Schmuck von nah und fern das Immergrün der Tannenwäldchen herangefahren wird. In den Straßen ausgelassener Jubel, Freudenschüsse ohne Anlaß und Ende. Als am 28. März der edle Dulder Sylvester Jordan in Frankfurt einzog, wurde ihm gehuldigt wie nur je zuvor einem in diesen Mauern gekürten Kaiser deutscher Nation. Sogar auf den Turm der Katharinenkirche hatte man Böller hinaufgezogen. Am 29. März brachte Frankfurt dem bayrischen Märtyrer Eisenmann, der fünfzehn Jahre unschuldig in Kerkerhaft geschmachtet hatte, die Verehrung der Bürger in einem glänzenden Fackelzuge dar. Ähnliche Auszeichnungen erhielten auch andere besonders volkstümliche Abgeordnete, wie z. B. Friedrich Hecker. Allen Abgeordneten aber wurde die gleiche liebenswürdigste Gastfreundschaft der Frankfurter zu teil.

Der Siebener-Ausschuß, der die Einladungen erlassen hatte, war schon am 29. März in Frankfurt eingetroffen, bis auf Ißstein. Die Mitglieder fanden die Gemüter der Frankfurter von dunkeln Gerüchten erschreckt. Deutsche Arbeiter, hieß es, aus Frankreich weggewiesen, sind, unter Herweghs Führung, mit vier Kanonen im Anmarsch; verdächtige Gesellen mit Pistolen und Dolchen umlagerten schon jetzt die Paulskirche. Die Siebener sammelten daher am Abend des 29. noch etwa 20 Abgeordnete um sich und erließen einen Aufruf, der in nach-

*) So berichtet ein Mitglied des Vorparlaments in der „Gegenwart“, Band II, in dem Artikel „das deutsche Vorparlament“ (S. 682/907) S. 688.

drücklichen Worten zu bedenken gab: bewaffneter Zuzug würde Landfriedensbruch sein. Der Aufruf, mit entsprechenden Weisungen an alle Bahnhöfe der Umgegend versendet, that seine Wirkung. Noch am nämlichen Abend fanden sich alle in Frankfurt eingetroffenen Abgeordneten und eine Menge Volkes im großen Saale des „Weidenbusches“ zu gegenseitiger Begrüßung und freier Aussprache ein. Die Norddeutschen waren überrascht, von Struve und Hecker förmliche Reden zu hören, während alles ungezwungen an den Tischen plauderte; noch überraschter, daß die beiden die Notwendigkeit betonten, dem deutschen Volke, als einziges Gegenmittel einer Reaktion, die Republik zu geben. Wie schon in Heidelberg am 5. März von Gagern u. a., wurde ihnen auch hier entgegnet: wenn das deutsche Volk die Republik wolle, so werde es sie möglich zu machen wissen, und werde sie erlangen; aber octroyierte Verfassungen seien nicht mehr an der Zeit; und außerdem sei das Vorparlament durchaus nicht dazu berufen und berechtigt, Deutschland eine Verfassungsform zu octroyieren; wenn es etwa übermorgen die Republik octroyieren würde, woher nähme es das Recht zu der Voraussetzung, daß der Wille des deutschen Volkes auf die Republik abziele? Man möge doch Vertrauen zum Volke haben, ihm die Entscheidung überlassen und sein Streben nach Einigung, ungestört durch eigensinnige Streitigkeiten über Freiheitstheorien u. dgl., sich vollziehen lassen. Ganz ähnlich, aber ebenfalls ohne ein Ergebnis, verlief eine gleiche Versammlung im Weidenbusch am Abend des 30. März. Beide lieferten ein kleines Vorbild der Verhandlungen des Vorparlaments selbst. Die beiden Hauptrichtungen traten sich schon im Weidenbusch scharf gesondert gegenüber.

Die Republikaner versammelten sich übrigens am Abend des 30. noch im Wolfseck, um für den morgigen ersten Sitzungstag des Vorparlaments ihre Anträge und Taktik festzustellen, und zuvor schon hatte der Siebener-Ausschuß einem vertrauten Kreise von Abgeordneten seinen Entwurf einer Bundesreform und einer Geschäftsordnung des Vorparlaments vorgelegt. Diese kleine Versammlung hatte beide Entwürfe genehmigt und behufs ihrer morgigen Verteilung an die Abgeordneten sofort in Druck gegeben. Dabei dachte man sich, daß das Bundesreform-Programm der Siebener in seinen vier Hauptpunkten gewissermaßen den Faden der Verhandlungen des Vorparlaments abgeben würde, zumal da diese vier Punkte schon von den Regierungen von Darmstadt, Nassau, Württemberg, Baden und schließlich auch des Kgr. Sachsen genehmigt und durch Gagern in Berlin der preussischen Regierung vorgelegt worden waren. Alle Anträge aus dem Schooße des Vorparlaments konnten sich an diese vier Hauptpunkte angliedern und daher mit diesen zugleich behandelt und zur Beschlußfassung gebracht werden. Jene vier Punkte enthielten folgende Vorschläge:

1. „Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. 2. Ein Senat der Einzelstaaten (der heutige Bundesrat). 3. Ein Haus des Volks (der heutige Reichstag), hervorgegangen aus Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70000 (d. h. je ein

Abgeordneter auf 70000 Einwohner eines deutschen Bundesstaates). 4. Kompetenz des Bundes durch Verzichtung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt: ein Heerwesen; eine Vertretung gegenüber dem Auslande; ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, von Münze, Maß, Gewicht, der Posten, Wasserstraßen, Eisenbahnen; Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, ein Bundesgericht; Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte."

Die Siebener — und die am 30. März um sie Versammelten — rechneten darauf, daß dieses Programm nach nur kurzer, höchstens zweitägiger Beratung, durch einmütigen Jurf im Vorparlament Annahme finden werde, zumal da schon fünf deutsche Regierungen es angenommen hatten, und es durchaus den Märzforderungen des deutschen Volkes entsprach. Deshalb wurde auch die Redezeit für jeden Abgeordneten in der Geschäftsordnung des Vorparlamentes nur auf 10 Minuten bemessen. Ebenso einmütige Zustimmung erwarteten die Siebener zu ihren auf die Berufung des Parlamentes bezüglichen Vorschlägen:

1. „Der Beschluß der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. 2. Ein aus gegenwärtiger Versammlung (d. h. dem Vorparlament) zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung zu betreiben. Wenn innerhalb 4 Wochen der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt diese Versammlung (das Vorparlament) am 3. und 4. Mai hier (in Frankfurt) wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen.“

Der Hauptteil dieses Programmes vermied zwar geschickt eine Entscheidung über die Streitfrage, ob Deutschland in Zukunft monarchisch oder republikanisch regiert werden solle. Aber zweifellos wurden hier doch die Grundlagen der künftigen Gesamtverfassung Deutschlands schon festgelegt: ein deutscher Bundesstaat mit starker Centralgewalt unter einem konstitutionellen Bundesoberhaupt, zwei Häusern, und dem Fortbestande der Einzelstaaten. Ja, diese Grundzüge hatten sogar etwas unabänderliches an sich, da die „Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen“ erfolgen sollte. Blieb dann auch der konstituierenden Nationalversammlung noch die Freiheit, ihrerseits andere Grundlagen festzusetzen? Und woher nahm der Siebener-Ausschuß und das Vorparlament überhaupt die Befugnis, für die künftige Verfassung Deutschlands „Grundlagen“ vorzuschreiben? Stand ihnen aber dieses Recht zu, dann konnte man auch das Verlangen der Republikaner nicht abweisen: daß das Vorparlament selbst schon über Republik oder Monarchie sich entscheiden müsse. Diejenigen, welche diese Entscheidung der allein befugten Körperschaft, der künftigen konstituierenden Nationalversammlung, überlassen wollten, mußten also auch die ihnen im übrigen durchaus sympatischen vier Hauptpunkte des Programms aus der Beschlußfassung des Vorparlamentes ausscheiden. Diesem blieb also von Rechts wegen nur die Entscheidung über diejenigen Punkte des Programms, die sich auf die Zusammenfassung des verfassunggebenden

Parlaments und auf die Sicherung seines wirklichen und unverweilten Zusammentretens bezogen. Das war denn in der That auch der Verlauf und das Ergebnis der Sitzungen des Vorparlaments. Diese kurzen einleitenden Bemerkungen führen den Leser sicher durch die oft verworrenen und mehrmals recht stürmischen Verhandlungen.

Ein freidenkender, genialer Maler, der unternommen hätte, in einem einzigen Bilde symbolisch alles Große und Bedeutende auszudrücken, was der März des Jahres 1848 dem deutschen Volke beschert hatte, der durfte am 31. März — am letzten Tage dieses deutschen Frühlingsmondes — sich nur in den althehrwürdigen Römer oder vor die Paulskirche begeben, und dort nach der Natur zeichnen, was er schaute, so war dieses Bild geschaffen. Denn der Zusammentritt des deutschen Vorparlaments am 31. März verkörperte aus den früher entwickelten Gründen in bedeutendster Weise die Kraft und den Idealismus der deutschen Märzbewegung.

Am frühen Morgen dieses Tages versammelten sich die Abgeordneten im Römersaal, um die Präsidenten, Schriftführer, kurz das Bureau des Vorparlaments zu wählen. Die lange Reihe der alten Kaiser blickte von den Wänden auf die Abgeordneten hinab, die den Deutschen die alte deutsche Reichseinheit in verjüngter Form wiederbringen wollten. Nach der Geschäftsordnung eröffnete der siebenzigjährige Bürgermeister Senator Smidt aus Bremen, der Urheber der Blüte seiner Vaterstadt, als Alterspräsident die Versammlung. Er zählte schon 37 Jahre, als er 1815 auf dem Wiener Kongreß die werdende Bundesakte mitberiet. Aber sie war durchaus nicht nach seinem Geschmack ausgefallen, das bewiesen die kräftigen Worte, mit denen er jetzt auf die Bedeutung der Stunde und des Ortes hinwies, indem er namentlich an den köstlichen Spruch Goethes erinnerte: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle“. Und wie er schon ein halbes Jahr zuvor, in der Jahresversammlung der Germanisten in Lübeck, bei deren Ausflug nach Travemünde, einen Glückwunsch zu seinem langen und rüstigen Wirken bescheiden mit dem Gruß an die Zukunft erwidert hatte: „Wir räumen der Jugend den Wehstuhl der Zeit, zu wirken Deutschlands lebendiges Kleid“, so machte er auch jetzt als Alterspräsident den Vorschlag, das Vorparlament möge sich zum Präsidenten einen Mann in der Vollkraft der Jahre durch Zuzug wählen: Heinrich von Gagern; dann zog er sich bescheiden zurück. Der Zuzug aber war nichts weniger

D. Blum, Deutsche Revolution.

Ultra-Ultra.



Karikatur aus dem Parlament 1848.

als einstimmig, und ein naher Verwandter Gagerns gab, gewiß nicht ohne des Letzteren Anregung, dem Bedenken Ausdruck, ob es angehe, einen deutschen Minister zum Präsidenten der deutschen Volksvertretung zu wählen? Ein anderer machte bekannt, daß die Siebener — zu denen Gagern gehörte — sich verabredet hätten: keiner von ihnen solle den Vorsitz übernehmen. Das führte zu unerfreulichen Verhandlungen, da sich die Anhänger der verschiedenen Vorschläge nicht einmal räumlich sondern konnten. Denn die fünfhundert Abgeordneten mußten in dem engen Saale ohne Bänke stehen bleiben, wo sie gerade zufällig standen. Schließlich wurde der alte freisinnige Professor und Geheimer Rat Mittermaier von Heidelberg zum Präsidenten erwählt, als Vizepräsidenten Dahlmann, Jhstein, S. Jordan und Robert Blum. Die Wahl Mittermaiers war, bei der Würde und dem bewährten Freisinn des Mannes, gewiß eine glückliche zu nennen. Aber in keiner Weise genügte der tapfere Greis der schweren Aufgabe, eine erregte, ja stürmische Versammlung von 500 Köpfen ruhig und sachgemäß zu leiten; vor allem fehlte ihm dazu das nötige Maß körperlicher Kraft. Unter den vier erwählten Vizepräsidenten standen nur dem einen Robert Blum Besonnenheit wie Stimme und Lunge in dem Grade zu Gebote, um jederzeit auch die stürmischste Aufwallung vom Präsidentenstuhle aus zu bemeistern; und er hat von seinen glücklichen Naturgaben auch den besten und erfolgreichsten Gebrauch gemacht.*)

Um halb 10 Uhr verließen die Abgeordneten den Römer und schritten paarweise, in feierlichem Zuge, die neugewählten Präsidenten und Büreaumitglieder voran, jener Paulskirche zu, auf die von nun an die höchsten Hoffnungen der Deutschen über ein Jahr lang gerichtet sein sollten. Es war ein wundervoller Frühlingstag, dieser 31. März. Alle Glocken läuteten, die Geschütze donnerten, Straßen und Häuser prangten in reizvollem Schmuck. Auch die in den Straßen und an den Fenstern wogenden Menschenmassen, darunter Tausende von Fremden, hatten sich festlich geschmückt. Sie begrüßten die Abgeordneten mit stürmischen Zurufen.

Die Paulskirche war schon durch die runde Form ihres Innern, durch die luftige Höhe dieser Rotunde und die gute Akustik des gewaltigen Raumes, überaus geeignet, eine starke beratende Versammlung aufzunehmen. Die Orgel war hinter roten Vorhängen verschwunden, die mit Reichsadlern bestickt und mit Schwarz und Gold besäimt waren. An der Stelle von Kanzel, Taufstein und Altar waren die, mit Reichsfahnen beslaggen, erhöhten Sitze für Präsidenten und Schriftführer hergerichtet; davor erhob sich die jetzt höchste Kanzel Deutschlands, die Rednerbühne des deutschen Parlaments; und vor dieser zu

*) Z. vgl. für das Folgende: Amtliche Berichte über die Verhandlungen des Vorparlaments. — Die Biographie Robert Blums von Hans Blum, S. 285/309. — Gegenwart, a. a. D. S. 692/707. — Bieder mann, a. a. D. S. 260/71. — Zimmermann, a. a. D. S. 379/421.

beiden Seiten waren die Tische der Stenographen und der Presse aufgestellt. Daran schlossen sich dann, nach der Tiefe der Rotunde zu, die Bankreihen der Abgeordneten, die fächerförmig von der Tribüne aus nach hinten verliefen, so daß die Sitzplätze je weiter von der Tribüne, und je näher der gegenüberliegenden Rundung der Innenmauer der Kirche, um so zahlreicher wurden. Durch die Säulen der Emporen und einen Verschlag von dem Beratungsraum der Abgeordneten geschieden, erhoben sich unter und hinter den Säulen, sowie oben auf den Emporen über den Säulen, amphitheatralisch aufsteigend, die



Einzug der Mitglieder des Vorparlaments in die Paulskirche. Nach einer Zeichnung von Ventadour, 1848.

Tribünen für die Diplomaten, Damen und alle sonstigen Zuhörer. Hier hatten 2000 Menschen Raum; meist aber, namentlich am 31. März, drängten sich dort mehr als 3000.

Präsident Mittermaier begann die erste Sitzung des Vorparlaments mit einer würdigen Rede, in der er u. a. sagte:

„Das Erwachen des Riesen hat uns in diesen heiligen Hallen versammelt. Dieser Riese heißt Volksgeist. Wir müssen handeln und den Ernst der Zeit begreifen, alle davon durchdrungen sein, daß mehr als je Eintracht not thut, daß das, was wir nun

beraten wollen, zum Heil unseres lieben Vaterlandes gereicht. Wir müssen selbst unsern Idealen entsagen, um nach praktischem Geist etwas zustande zu bringen, was den Bedürfnissen von ganz Deutschland entspricht. Die Eintracht verbindet. Es waltet der Geist der Ordnung, der zuletzt siegen muß."

Nach dieser Eröffnungsrede, aus der nur die bezeichnendsten Sätze herausgehoben sind, eröffnete Mittermaier die Debatte über das Programm des Siebener-Ausschusses, zunächst über den ersten Punkt, der an die Spitze der künftigen Deutschen Reichseinheit ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern stellte.

Da trat Struve auf die Rednerbühne, um in die Eintracht Zwietracht und Sturm zu säen.*) Er erklärte zunächst, daß das Siebener-Programm und deren Geschäftsordnung ihn und seine achtzehn Gesinnungsgenossen gar nichts angingen, und hob dann ein dickes Heft vom Busen, das „die Grundsätze“ enthielt, „mit deren Hilfe allein Deutschland glücklich, geachtet und frei werden kann.“ Diese „Grundsätze“ waren in 15 Punkte gegliedert und begannen mit den berühmten Anträgen auf „Abschaffung der stehenden Soldateneheere, der stehenden Heere von Beamten, der stehenden Heere von Abgaben u. s. w., endlich fünfzehntens: „Aufhebung der erblichen Monarchie (Einherrschaft), und Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente (!), an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung, nach dem Muster der Nordamerikanischen Freistaaten“. Am Schlusse dieses „Antrages“ aber, der nebenbei die soziale Frage durch die Einsetzung „eines besonderen (!) Arbeiter-Ministeriums“ spielend zu lösen vorgab, kam aber erst die Hauptsache; denn da hieß es: „Wir werden in Frankfurt a. M. vereinigt bleiben, bis ein frei gewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Gesetzesvorlagen entwerfen und durch einen frei gewählten Vollziehungsausschuß das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands vorbereiten.“

Das also war am Vorabend im Wolfssee ausgebrütet worden. Der Märtyrer Eisenmann gab darauf die einzig richtige Antwort, indem er sowohl gegen das Siebener-Programm als gegen Struves Anträge einhielt: man solle und dürfe sich hier einzig und allein mit der Frage beschäftigen, wie das deutsche Parlament am schnellsten einberufen werden könne, also nichts als dessen Wahlart bestimmen. Um aber keinen Zweifel darüber zu lassen, wo er, Eisenmann, in dem von Struve heraufbeschworenen Kampfe zwischen Monarchisten und Republikanern stehe, rief der Mann, der fünfzehn Jahre lang in den Kerker des königlich-bayerischen Partizipial-Dichters unschuldig geschmachtet hatte: „Ich

*) Nach den oben angegebenen Quellen; übrigens veranschaulicht Struve selbst sein und seiner Gesinnungsgenossen dreistes und ungeschicktes Vorgehen im Vorparlament ganz köstlich in der von ihm mit veranlaßten Schrift: „Drei Aktenstücke über das Verhalten der Minorität auf den Volkstagen in Frankf. a. M. 31. März bis 5. April 1848“, die ich der Güte der Großh. Univ. Bibl. in Heidelberg verdanke.

lebe und sterbe für die konstitutionelle Monarchie". Dieses Wort aus diesem Munde machte den tiefsten Eindruck.

Leider verkannten zur Zeit noch selbst Welcker und Gagern, daß Eisenmann dem Vorparlament die einzig zuverlässige und mögliche Richtschnur des Wirkens ziehe, und traten für die Durchberatung des Siebener-Programms ein. Gagern verlangte sogar, im Gegensatz zu Struves republikanischem Glaubensbekenntnis, das Vorparlament solle: „die Ansicht aussprechen, daß wir an der Monarchie festhalten, daß es sich bei dem Struveschen Antrag nur um die Vorschläge einer Minderheit handelt, die nach Problemen hascht und unerreichbare Dinge anstrebt.“ Damit war natürlich ein ebenso nutzloses als hitziges Wortgefecht über die idealste Staatsverfassung herausgefordert, und Hecker, der schon auf der Herreise in Heidelberg erklärt hatte: er werde die Versammlung terrorisieren, wenn sie sich ihm nicht füge,^{*)} spielte sich hier einfach als „Das deutsche Volk“ auf, während doch Gagern darin zweifellos Recht gehabt, daß er die Anträge des Häufleins von achtzehn Mann Republikanern in einer Versammlung von Fünfhundert eine Minderheit genannt hatte. Das hinderte Hecker aber keinen Augenblick, mit seiner „terrorisierenden“ Stentorstimme zu verkünden: „Das Volk erwartet, daß wir permanent beisammen bleiben, bis die Nationalversammlung zusammengekommen ist“ u. s. w.

Da machten die Republikaner eine unangenehme Erfahrung. Sie waren in der Meinung nach Frankfurt gekommen, die Führer der radikalen Partei in den nord- und mitteldeutschen Staaten, wie Robert Blum, Johann Jacoby, Professor Karl Vogt aus Gießen u. a., kurzweg als ihre Gesinnungsgenossen ausgeben zu können, obwohl diese sich der Unterzeichnung des Antrages Struve ausdrücklich geweigert hatten. Nun aber gab ihnen Karl Vogt und der gleichfalls radikale Abgeordnete Wesendonck ganz öffentlich eine Absage, indem beide beantragten, von der Durchberatung des Siebener-Programms ebenso abzusehen, wie von derjenigen des Antrages Struve, vielmehr die Entscheidung über die künftige deutsche Staatsverfassung ausschließlich dem deutschen Parlament zu überlassen. Im Anschluß an diese verständigen Reden, stellte Schulz aus Darmstadt den Antrag, die Versammlung möge nun als ersten Gegenstand ihrer Beratung festsetzen und sofort in Verhandlung ziehen: Die Bildung der konstituierenden deutschen Nationalversammlung, mit den sich ergebenden Neben- oder Unterfragen: wie ist das Bundesgebiet für die Wahlen abzugrenzen und wie die Zahl der Wähler für die einzelnen Wahlkreise zu bemessen? Dieser Antrag wurde von der großen Mehrheit angenommen, und damit war die Verhandlung in die richtige Bahn gelenkt.

Man trat also zunächst in die Beratung über die Abgrenzung des Bundesgebietes für die Parlamentswahlen ein. Da erhob sich der Ab-

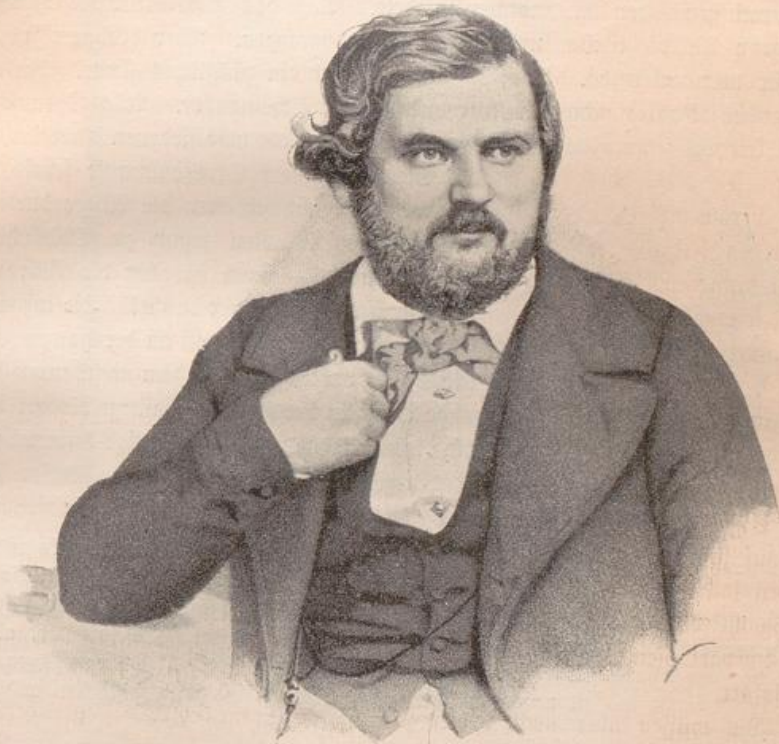
^{*)} Nach dem Zeugnis seines Freundes Zimmermann, a. a. O. S. 388.

gesandte der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins beim Bundestage, Rudolf Schleiden, begründete seine Anwesenheit in der Versammlung mit dem zündenden Worte: „Wer heute zu den Fürsten gesandt wird, ist auch zu den Völkern gesandt — zu den Völkern, welche neben, vielleicht über den Fürsten stehen“ — und stellte den mit großem Beifallsturm angenommenen Antrag: „Das Vorparlament spricht seine Überzeugung aus, daß Schleswig, als staatsrechtlich und national unzertrennlich mit Holstein verbunden, unverzüglich in den deutschen Bund aufzunehmen und in der konstituierenden Nationalversammlung durch frei gewählte Abgeordnete zu vertreten sei.“ Dann kamen Ost- und Westpreußen an die Reihe, die gleich Schleswig dem alten deutschen Bunde bekanntlich nicht angehört hatten. Damit aber wurde plötzlich die ganze polnische Frage in die Versammlung hineingeschleudert. Glücklicherweise war jedoch die große Mehrheit darüber einig, daß dieses vorberatende Parlament keineswegs berufen sei, diese schwierige Frage zu lösen, und dabei entweder Rußlands Feindschaft herauszufordern, oder gar deutsche Interessen preiszugeben. Selbst die radikalsten Redner betonten das. Struve sagte: „Wollte man die Deutschen in Posen aufgeben, so wäre es Verrat gegen unsere deutschen Brüder“. Und als später einige Heißsporne sogar die Hereinziehung der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands forderten, fragte Robert Blum: ob denn die Versammlung der ganzen Welt den Krieg erklären solle? Schließlich überließ man, auf Gagerns Antrag, die Frage, ob und welche Abgeordneten aus den polnischen Provinzen Preußens zur deutschen Nationalversammlung zugelassen werden sollten, dem künftigen Parlament selbst.

Die Wählerzahl der einzelnen Wahlkreise wurde dahin festgesetzt, daß auf je 50 000 Einwohner (nicht erst auf 70 000) ein Abgeordneter gewählt werden sollte. Die Kleinstaaten, die noch nicht 50 000 Seelen zählten, sollten gleichwohl einen Abgeordneten wählen. Damit endete der erste Sitzungstag des Vorparlamentes. Alle hier gefaßten Beschlüsse genehmigte der Bundestag sofort.

Wir müssen aber noch zweier stürmischen Szenen dieses Tages gedenken. Als Karl Vogt am Vormittag sehr zutreffend mahnte, sowohl von der Durchberatung des von Gagern und Welcker verteidigten Siebener-Programms, als des Struveschen Antrags abzusehen, ließ er sich zu den taktlosen Worten hinreißen: „Der Herr Abgeordnete, oder vielmehr der Herr Bundestagsgesandte Welcker“. Der ungeheure Sturm, der bei dieser Verunglimpfung des ehrwürdigen badischen Freiheitskämpfers in der Versammlung losbrach, verschlang jedes weitere Wort des Redners. Ja, Vogt wurde von der Tribüne heruntergeschrieen und heruntergetrommelt. Dieses Verhalten der Mehrheit war aber offenbar weit schlimmer, als die, wenigstens in der Form, untadelige Verdächtigung Welckers, denn die tobende Mehrheit griff nicht bloß tumultuarisch in die Befugnisse des Präsidenten ein; sie erweckte auch den schlimmen Verdacht, daß sie ihr Übergewicht gegen

einen Redner der Minderheit und gegen diese selbst mißbrauchen wolle. Der altersschwache Präsident Mittermaier aber machte den Auftritt noch schlimmer dadurch, daß er, kraft- und ratlos, die Sitzung für eine halbe Stunde aufhob, als ob das hohe Haus vor Wut so außer sich sei, daß diese sich erst legen müsse, ehe man ihm eine weitere Verhandlung anvertrauen könne. Beim Wiederausammentritt des Parlaments nahm Vogt sein verletzendes Wort zurück. Robert Blum aber wies als Vizepräsident die Gegner und Freunde wegen solcher Auftritte mit scharfen Worten zurecht, und alles sollte ihm Beifall.



Carl Vogt.

Lithographie von Schertle nach Biows Lichtbild, 1848. Deutsche Nationalgalerie.

Die zweite, fast noch peinlichere Scene fand am Nachmittag statt. Mittermaier glaubte der Versammlung die Mitteilung machen zu müssen, daß in der Bockenheimer Gasse ein bewaffneter Zusammenstoß stattgefunden habe. Die Nachricht war unbegründet. Denn thatsächlich war nur Folgendes geschehen. Eine große Schar von Darmstädtern war auf die Nachricht hin, daß republikanische Unruhestifter das Vorparlament bedrohen und „terrorisieren“ wollten, mit Stöcken bewaffnet, nach Frankfurt gezogen, um das Parlament zu schützen. Vor ihnen her wurde eine Fahne mit der Inschrift getragen: „Ein Reichs-

parlament, keine Republik!“*) Zugleich aber hatte sich der Handlungsreisende in Straßenputschen, Germain Metternich aus Mainz, an der Spitze einer Rotte von Genossen in Frankfurt mit einer roten Fahne eingefunden,**) um zu sehen, ob er in seinem Handelsartikel dort nichts zu thun finde. Er betrachtete natürlich das Erscheinen und die Fahne der Darmstädter mit besonderem Mißbehagen, als eine Art von unlauterem Wettbewerbe. Er schlug oder schoß nach der ihm ärgerlichen Fahne und wurde dafür von den Darmstädtern so windelweich geprügelt, daß er weggetragen werden mußte. Das war der „bewaffnete Zusammenstoß“, den Mittermaier meldete. Daß das Parlament die Thatsache für wahr hielt, ist ihm natürlich nicht zu verargen. Aber der nun folgende Auftritt war würdelos. Die Beratung nimmt ein plötzliches Ende. In allen Theilen des Saales schreit und rennt alles durcheinander. Alle Ordnung ist aufgelöst. Es fehlt nicht an bitteren Vorwürfen der verschiedenen Parteien, daß



„3. Herr Nachbar, mit Gewehr und Regenschirm?“ — „Nun ja, auf meinem Posten fehlt das Schilderhaus!“
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

die Gegner an dem Straßenkampfe schuld seien — und vielleicht schreiten die Abgeordneten in den nächsten Minuten sogar zu Thätlichkeiten gegeneinander — dann ist aber die Würde der Versammlung für immer dahin! Die inzwischen eingelaufene Nachricht, daß an der ganzen Sache nichts sei, vermag sich in dem ungeheuren Lärm nicht Bahn zu brechen. Da besteigt Robert Blum die Rednerbühne. Seine mächtige Stimme über-tönt auch den furchtbaren Lärm dieser wild-erregten Versammlung.

„Wäre die Kunde, die vor wenig Augenblicken hierher gelangt ist, wahr gewesen“, sagt er, „so dürften wir uns nicht in unserer Beratung stören lassen. Es ist nicht unsere Aufgabe, einen Straßenaufmarsch zu dämpfen. Gleich wie der römische Senat festgesehen hat, als der Feind vor den Thoren Roms erschien, müssen auch wir unserer Aufgabe genügen, selbst wenn der Tumult bis zu unserer Thüre gelangt wäre. Er hätte zerschellen müssen an unserer Festigkeit.“

Auch diese würdevolle Mahnung fand allgemeinen Beifall und hatte für die ferneren Beratungen die beste Wirkung. Übrigens besetzte die Frankfurter Bürgerwehr fortan sämtliche Zugänge zur Paulskirche mit starken Posten.

Am nächsten Morgen, dem 1. April, fand die zweite Sitzung des Vorparlamentes statt. Die Verhandlung begann mit der Frage, ob das deutsche Parlament in direkter oder indirekter Wahl gewählt werden solle. Die Frage war abermals eine Kraftprobe zwischen den Gemäßigten und Radikalen; indes traten aus Baden, wo das indirekte Wahlssystem sich sehr bewährt hatte, auch gute Demokraten dafür ein. Die meisten Anhänger direkter

*) Gegenwart, a. a. D. S. 693. — **) Zimmermann, a. a. D. S. 398.

ri

- 1) Ist d
binde
- 2) Kann
- 2) Sie f

Gesetzlich- revolutionäre Bourgeoisie- Grundsätze

des

Programmes vom 14. April.



- 1) Ist die Frankfurter National-Versammlung souverän, und sind alle ihre Beschlüsse bindend für Volk und Fürsten? — Ja! unbedenklich.
- 2) Kann sie die regierenden 37 Fürsten absetzen? — Nein! Nein! Nein!
- 3) Sie kann doch den Adel abschaffen sammt seinen Privilegien? — Auch nicht!
- 4) Warum nicht? — Das enthielte eine gewaltsame Umstürzung der bestehenden Verhältnisse.
- 5) Das Volk und seine Abgeordneten sind aber souverän! — Nicht doch! Man muß unterscheiden: die Fürsten sind von Gottes Gnaden, das Volk nur von Volkes Gnaden, und das göttliche Recht steht über dem menschlichen.
- 6) Stellen wir ganz Deutschland unter eine Obergewalt mit demokratischen Institutionen? — Allerdings! So nur erblüht das theure Vaterland zu Kraft und Einheit; und die nachkommenden Geschlechter werden es segnen.
- 7) Wie steht es aber dann mit den Siebenunddreißigern? Gibt das nicht Collision? — Ih! Jott bewahre! Es wird grundsätzlich zu Papier gebracht, daß die fatale Zersplitterung auf dem Wege gesetzmäßiger Entwicklung freiwillig gehoben werde.
- 8) Noch eins! Wollen wir die Einkommensteuer? — Ja wohl! prinzipiell; nicht aber für Churtrier.
- 9) Was soll aber aus der tapfern und armen Arbeiterklasse werden? — Die empfehlen wir dem Schutze des Himmels und dem Mitleide der Menschenfreunde. Vor Allem aber müssen die Ungeberdigen erzogen werden; denn sonst betrügen sie uns *) um die Frucht aller unserer Bestrebungen.
- 10) Wenn ihnen aber durch neue Einrichtungen nicht auf die Beine geholfen wird, so bleibt —

Genug, genug! Nieder mit dem Pack,
Das speculirt auf unsern Geldsack.
Ich höre schon! Sie wollen pure Republik,
Die aber weisen wir mit aller Macht zurück.
Kurz! Wir lassen's beim Alten, **)
Dann können Wir schalten und walten.

*) Im Kassteler. (Anm. des Setzers.)

**) Heil dir im Siegerkranz! (Anm. des Setzers.)

Wahlen aber machten den indirekten zum Vorwurf, „daß dabei der Polizeistaat auf seinen Höhepunkt gestiegen sei“. Und als da eine Stimme dazwischen rief: „Der Polizeistaat ist tot“, entgegnete Hecker: „Nein, er zappelt noch!“ In Wahrheit war die Demokratie für direkte Wahlen, weil sie meinte, diese leichter beherrschen zu können; eben deshalb stimmten auch manche süddeutsche Standesherrn dafür. Mit großer Mehrheit wurde schließlich beschlossen, für diesmal, d. h. zur konstituierenden Nationalversammlung, direkt wählen zu lassen, einzelnen Staaten aber nach Bedürfnis Abweichungen zu gestatten.

Seltzam erscheint, daß jene Frage, ob direkte oder indirekte Wahl, eine lange Debatte erregte, die viel wichtigere aber des gleichen und allgemeinen Wahlrechts (jedes volljährigen, selbständigen Deutschen) gar nicht erörtert, sondern dieses Recht ohne weiteres verkündet wurde. Mit durchbringendem Seherauge aber ahnte Wilhelm Jordan, der Dichter der Nibelungen und Mitglied des Frankfurter Parlaments, den Hegenabbat, der aus dieser Besetzung anheben würde, und so ließ er denn seinen schadenfrohen Teufel (Mephistopheles) sprechen:*)

„Ihr wißt, das Volk war übermetternicht,
Und als der Thron in Frankreich fiel,
Hatt' ich ein halbgewonnen Spiel,
Kaum floß der erste Tropfen Blut,
Als auch den Mutigen der Mut
Bedeutend in die Hosen fuhr.
Und wie verwandelt durch die Pflasterkur**)
Verteilte man die Freiheitspenden
Sogleich mit übervollen Händen,
Darunter auch zu meiner Freude
Mein vielgeliebtes Ideal,
Die breite Basis für das Neugebäude:
Das Stimmen Aller nach der Zahl!“

Freilich, der nicht minder scharfblickende praktische Dichter unserer Einheit, Fürst Bismarck, hat später, als er förmlich angeklagt wurde, das allgemeine gleiche Wahlrecht im neuen Reiche eingeführt zu haben, schlagend entgegnet: es sei untadelig, so lange die große Mehrheit national gesinnt sei, wie zur Zeit der Einführung dieses Wahlrechts, 1867 und 1871. Ganz so aber dachte das deutsche Vorparlament am 1. April 1848, und die Wahlen gaben ihm recht. Nichts machte den Wählern so klar, daß es sich um allgemein deutsche Angelegenheiten handle, als das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, das in so erfreulichem Gegensatz stand zu den wunderlichen mittelalterlichen oder vor-sündflutlichen Beschränkungen des Wahlrechts in den Einzelstaaten. Diese Verkümmernung hatte den höchsten Grad im Fürstentum Liechtenstein erreicht, da dort ein Abgeordneter außer einem bedeutenden Vermögen auch eine „verträgliche Gesinnung oder Gemütsart“ nachweisen mußte.

*) Jordan, Demiurgos II, S. 233. — **) d. h. durch die Barrikadenkämpfe des März.

Die Hauptverhandlung der zweiten Sitzung des Vorparlaments begann aber erst am Nachmittage des 1. April. Denn da kam die Frage zur Entscheidung, ob die Versammlung einen ständigen Ausschuß von 50 — nicht bloß von 15 Abgeordneten, wie die Siebener vorgeschlagen hatten — also einen Fünzigerausschuß wählen, oder die Permanenz des Vorparlaments beschließen solle, wie Struve nebst seinem Anhang forderte. In Struves Antrag war freilich der Hintergedanke schon offen ausgesprochen, die revolutionären Befugnisse dieser „permanenten“ Versammlung jederzeit durch einen allmächtigen Vollziehungs- oder Revolutionsausschuß auszuüben. Diesmal sprachen für Struves Antrag auf Permanenz auch die Anhänger Robert Blums und stimmten, wie er selbst, dafür. Aber freilich aus anderen Gründen, als Struve und Genossen. Robert Blum und seine Freunde wollten keineswegs den deutschen Zukunftsstaat durch das permanente Vorparlament fertig machen lassen. Aber sie mißtrauten den bestehenden Gewalten, die Beschlüsse des Vorparlaments auszuführen, und hielten die Autorität des Fünzigerausschusses nicht für kräftig genug. Außerdem meinten sie, dieser Ausschuß könne sich jeden Tag, bei plötzlichen Ereignissen von innen und außen, ohne Instruktion und Vollmacht sehen. In ihrem Sinne sprach Raveaux von Köln: „Sie sind eine revolutionäre Versammlung. Wir wissen nicht, was der nächste Tag bringt; so müssen wir hier stets bereit sein, wir stehen an der Spitze des Volkes, wir haben uns nicht dahin gestellt“. Dagegen machte nun Heinrich von Gagern mit durchschlagender Beredsamkeit geltend, daß die Permanenzerklärung des Vorparlaments die deutsche Zersplitterung nur vermehren werde. Es gelte die noch vorhandene Einheit, den deutschen Bund, zu stützen, bis etwas Besseres an die Stelle getreten sei. Deshalb möge man dem Fünzigerausschuß alle Befugnisse beilegen, die der Bundestag bisher besessen und ihn somit, bis zum Zusammentritte des Parlaments, als eine dem Bundestage gleichberechtigte Behörde, zur Überwachung und Antreibung des letzteren, ihm an die Seite stellen. Das gab die Entscheidung. Mit 368 gegen 143 Stimmen wurde der Permanenz-Antrag abgelehnt.

Die dritte Sitzung des Vorparlaments am 2. April wurde eröffnet mit der Frage über den Wahlmodus zum Fünzigerausschuß. Robert Blum stellte namens der Mehrheit des Bureaus den Antrag: zwar kein bestimmtes Stimmenverhältnis für die einzelnen Staaten vorzuschreiben, doch nur „in der Überzeugung, daß jeder ohnehin dafür sorgen werde, daß die verschiedenen Provinzen und somit die verschiedenen Interessen aller Teile des Vaterlandes im Ausschuß zur Vertretung kommen“. Dieser Antrag, durch den Robert Blum zweifellos auch „die Interessen“, d. h. Glieder der Minderheit im Ausschuß vertreten sehen wollte, zu der er ja selbst gehörte, wurde angenommen. Daß dies der Sinn des Antrages Blum und auch der Mehrheit war, die seinen Antrag annahm, erhellt ganz deutlich daraus, daß die Anträge von Wille und Reh, Vertreter der Minderheit mit in den Ausschuß zu wählen, nach Annahme

des Antrages Blum für erledigt angesehen wurden. Die Wahlhandlung wurde einstweilen noch ausgesetzt, „damit man sich zuvor noch besser kennen lerne“. Dazu sollten allerdings die nächsten Stunden reichliche Gelegenheit bieten.

Die Minderheit — wenigstens die maßvolleren Glieder derselben, wie Blum, Raveaux, Vogt u. a. — betrachtete die Tags zuvor erfolgte Ablehnung des Permanenzantrages so wenig als eine für ihr ferneres Verbleiben in der Versammlung maßgebende Entscheidung, daß Raveaux während der Debatte über den Wahlmodus am 2. April sogar ganz offen bekannte: „Es giebt viele politisch mit mir Gleichgesinnte, welche entschieden gegen die Permanenz waren und umgekehrt“. Völlig einig dagegen war die Minderheit in einer anderen Besorgnis. Gagern hatte in seiner durchschlagenden gestrigen Rede u. a. auch die völlig utopische und unerfüllbare Hoffnung geäußert, daß der Fünzigerausschuß auch das Vertrauen zum Bundestage wieder werde beleben können, indem dieser, durch sein Entgegenkommen, mit dem Fünzigerausschuß gleichsam in eine Körperschaft verschmelzen werde. Darin lag mittelbar auch die Aufforderung an den Fünzigerausschuß, sich mit dem Bundestag zu verschmelzen. Aber wenn er das unternommen hätte, so wäre er von dem Volke völlig gerichtet und verachtet gewesen. Um das zu vermeiden, stellte Ziß aus Mainz den von allen namhaften Mitgliedern der Minderheit, Blum, Vogt, Joh. Jacoby, Hecker, Struve u. s. w., unterzeichneten Antrag:

„Die Versammlung möge erklären, bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung einer konstituierenden Versammlung in die Hand nimmt, möge sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen lossagen und die Männer aus ihrem Schooße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben“.

Die Herstellung eines „ebenbürtigen Bundestages“ — so erläuterte Ziß seinen Antrag — mit dem allein der Fünzigerausschuß in Verbindung treten könne, erschien der Minderheit so wichtig, daß sie für den Fall der Ablehnung ihres Antrages entschlossen war, aus dem Vorparlament auszutreten, und bereits einen gedruckten Protest für diesen Fall vorbereitet hatte*). Bassermann besorgte nicht mit Unrecht, daß seine republikanischen badischen Landsleute, Hecker, Struve



Mittermaier als zärtliche Mutter.
Karikatur aus dem Parlament, 1848.

*) Zu vgl. die oben S. 212 angeführte Schrift „Drei Aktenstücke“ u. s. w.

u. s. w., mit dem Antrag Bih nichts anderes bezweckten, als durch denselben die gestern abgelehnte Permanenz dennoch durchzusetzen. Aber er erkannte auch die Berechtigung des Antrages an, und um dem Beschluß jede auf Einsetzung der Permanenz mögliche Deutung zu entziehen, ersetzte er geschickt das oben gesperrt gedruckte Wort des Antrages Bih „bevor“ durch das Wort „indem“. Die beliebtesten Volksmänner, wie Ludwig Uhland, S. Jordan, auch der radikale Historiker Wuttke, selbst der Republikaner Benedey, erklärten sich mit diesem Antrag einverstanden. Blum, Raveau, Wesendonck, Jacoby u. a. gaben später, nachdem der Antrag Bih für den sie zunächst stimmten, mit großer Mehrheit abgelehnt war, dieselbe Erklärung zu Protokoll. Sowie aber der Antrag Bih gefallen war, verließen Hecker und Struve mit etwa vierzig Gesinnungsgenossen den Saal. Es war die denkbar thörichtste Sezession; schon deshalb, weil sie die lächerlich geringe Zahl der republikanischen Ultras handgreiflich offenbarte, welche nach Heckers Geständnis die mehr als zehnfache Mehrheit „terrorisieren“ wollte; und dann, weil diese republikanische Staatsaktion aufs gröblichste sich gegen die Grundlage aller republikanischen Ordnung auflehnte: daß die Minderheit sich der Mehrheit zu unterwerfen habe. Alle übrigen Abgeordneten der Minderheit, außer jenen vierzig, waren im Saal geblieben, und Blum erklärte im Namen der Zurückgebliebenen, daß sie an den Sitzungen ferner teil nehmen würden, da der angenommene Antrag Baffermann „noch das enthält, was wir wollten“.

Diese thörichte Sezession bereitete nur ihren Teilnehmern Nachteile. In seiner würdelosen Haltlosigkeit fügte sich der Bundestag noch am Abend des 2. April — einem Sonntag! — dem Antrag Baffermann, indem er alle Ausnahmebeschlüsse für aufgehoben erklärte und die sofortige „Reinigung“ des Bundestages von den Urhebern und Förderern jener Ausnahmegeetze in Aussicht stellte. Als dieser Bundesbeschluß bei Eröffnung der vierten Sitzung des Vorparlaments, am Morgen des 3. April, mitgeteilt wurde, erklärte Thstein: nun falle jeder Grund weg, der die Sezessionisten am Wiedereintritt in die Versammlung hindere, und begab sich zur Unterhandlung mit ihnen hinweg. Inzwischen wurde die Wahl des Fünzigerausschusses vorgenommen, aber die Wahl sollte — um den Ausgetretenen noch die Teilnahme an der Wahl zu ermöglichen — erst mittags ein Uhr geschlossen werden, und Jeder bis dahin seinen Stimmzettel zurücknehmen und anders beschreiben dürfen, — es wurde nämlich offen, mit Unterschrift, abgestimmt. Dadurch wollte man zugleich der Mehrheit Gelegenheit geben, ihrerseits auch die Führer der Ausgetretenen in den Ausschuß zu wählen, wenn diese wieder erschienen. Sie erschienen allerdings wieder, Hecker aber entwickelte dabei ein so geschraubtes Selbstgefühl — er unterstellte, die Versammlung habe beschlossen, ihn und seine Freunde zur ferneren Teilnahme an den Sitzungen einzuladen! — daß von der Mehrheit keiner sich gedrungen fühlte, nachträglich noch Hecker und Struve in den Ausschuß zu

bringen. Das war menschlich erklärlich, aber politisch eine große Unflugheit. Als Mitglieder des Ausschusses waren Hecker und Struve sicherlich in Frankfurt geblieben und unschädlich gewesen. Bei der Wahl übergangen aber, begannen sie — Hecker tödlich gekränkt durch die „volksfeindliche“ Mehrheit — ohne Scheu ihre revolutionären Umtriebe.

Die letzten Stunden der letzten Sitzung des Vorparlaments sollten noch der allerwichtigsten Verhandlung gewidmet sein. Denn bei weitem wichtiger und dringender als ein platonisches Bekenntnis für Republik oder Monarchie, war die Entscheidung der Frage: was der Begriff „konstituierende Nationalversammlung“ bedeute, d. h. ob das Volk allein in seinen zum Parlament gewählten Vertretern die künftige Verfassung Deutschlands endgültig zu beschließen habe, oder ob dann noch Verhandlungen mit den einzelnen Staaten und regierenden Fürsten zu beginnen hätten. Da stellte Soiron seinen berühmten Antrag: „daß die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen sei“. In mehreren Reden erläuterte er den Sinn seines Antrags dahin, daß damit „die Prinzipienfrage der Volkssouveränität“ aufgestellt, und der künftigen Nationalversammlung zu überlassen sei, ob sie, „nachdem sie mit ihrem Geschäfte (der Verfassung) fertig geworden ist, darüber Verträge mit den Fürsten abschließen wolle oder nicht“. Indem das Vorparlament diesen Antrag fast einstimmig annahm, vollzog es seine größte That; denn in diesem Beschlusse war die damalige öffentliche Rechtslage Deutschlands am schärfsten ausgeprägt. Niemand widersetzte sich auch diesem Beschlusse, nicht der Bundestag, keine Einzelregierung, nicht einmal Preußen, zunächst auch Oesterreich noch nicht.

Robert Blum aber schrieb am Ende dieser bewegten Tage an die Gattin:

„Heute scheint der letzte Tag (des Vorparlaments) zu sein, dann muß ich mich einen Tag ausruhen, ganz ausruhen, denn ich bin wie ein Mensch, der durch fortwährendes Trinken sich vor dem Magenjammer schützt; diese Aufregung Tag und Nacht reißt auf. Aber sie ist süß, bezaubernd, schwelgerisch wie ein Champagnerrausch. Struve und Hecker sind wahre Viehkerls, rennen durch die Wand wie geschlagene Ochsen, und haben uns den Sieg furchtbar schwer gemacht. Aber wir haben gesiegt in allem. Unter den stürmischsten Verhandlungen geschrieben“.

In den Fünzigerausschuß war Blum nächst Wiesner und Ihstein mit der größten Stimmenzahl (435) gewählt worden. Er wurde auch hier (neben Abegg aus Preußen) zum Vizepräsidenten gewählt; Präsident wurde Soiron. Heinrich Simon, Benedey, Briegleb (aus Coburg) ernannte man zu Schriftführern. Das geschah in der ersten Sitzung, am 4. April. Die Sitzungen fanden im Römer statt. Bis zum Zusammentritte des Parlaments, am 18. Mai, ist der Fünzigerausschuß vereinigt geblieben, in sehr fleißiger Arbeit (er hielt 37 Sitzungen) und zu sehr erfolgreichem Wirken, obwohl er so wenig wie das Vorparlament irgend eine juristisch-gesetzliche Grundlage besaß. In

gleich entschlossener Weise trat er auf gegen alle Regungen der „Reaktion“ wie der „Anarchie“, und zwar meist mit noch größerem Erfolge der Reaktion gegenüber, als gegenüber der Anarchie. Das heißt mit anderen Worten: die deutschen Fürsten hatten noch größere Achtung vor dieser nur auf die „Souveränität“ des Volkes sich stützenden Körperschaft, als die Volksaufwiegler, welche angeblich dieser „Souveränität“ huldigten. Die Hauptaufgabe und die Hauptarbeit des Fünzigerausschusses bildete aber die Vorbereitung und Überwachung der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung im Sinne und nach den Beschlüssen des Vorparlamentes. Ihm vornehmlich ist zu danken, daß trotz der politischen und rechtlichen Zersplitterung Deutschlands und trotz der überreichen Arbeit, die jeder Politiker, Beamte und Minister auch in den Angelegenheiten seines Heimatstaates damals zu bewältigen hatte, doch alle Parlamentswahlen in Deutschland, fast allgemein nach den freisinnigen Grundsätzen des Vorparlamentes, so zeitig vorgenommen wurden, daß das Parlament schon am 18. Mai zusammentreten konnte.

Wir zählen zunächst die interessantesten Maßregeln auf, die der Fünzigerausschuß gegen einzelne Regierungen zu ergreifen sich veranlaßt sah. Zuerst, schon am 5. April, kam die preußische Regierung an die Reihe, da sie nach den romantischen Träumen des Königs verfügt hatte: daß der am 2. April zusammengetretene Vereinigte Landtag die preußischen Wahlen zum deutschen Parlament vornehmen solle! Sehr kurz und bündig erließ der Fünzigerausschuß an Preußen die Aufforderung: daß es sich den Beschlüssen des Vorparlamentes zu fügen habe — und siehe da, Preußen fügte sich, erklärte die bereits vorgenommenen Wahlen für ungültig und erließ ein neues Wahlgesetz, wie der Ausschuß es begehrt hatte. Auch das Königreich Sachsen widerrief, auf Einspruch der Fünziger, sofort eine minder erhebliche Abänderung, die es sich an den vom Vorparlament erlassenen Wahlvorschriften gestattet hatte. Dann wurde Hessen-Kassel vorgenommen. In der Hauptstadt hatte bei einem unbedeutenden Auflauf Gardelavallerie — dunkel blieb, auf wessen Befehl — auf das Volk eingehauen. Der Fünzigerausschuß, um Abhilfe ersucht, sandte sofort eine Abordnung nach Kassel, sprach drohende Worte gegen reaktionäre Gelüste und erhielt im Namen der kurhessischen Regierung beruhigende Zusicherungen.

Zur Stütze der wankenden Autorität der Regierung dagegen sandte der Fünzigerausschuß zwei andere Abordnungen nach Aachen und Prag. In Aachen waren Unruhen rein wirtschaftlicher Natur ausgebrochen. Die Schlepddampfschiffe auf dem Rhein drohten das bis dahin blühende Gewerbe der Segel- und Ruderschiffer zu vernichten, von dem Tausende lebten. Der Wettbewerb mit dem Großkapital wurde vollends unerträglich, als die reichen Aktiengesellschaften auch Schlepplfähne einstellten, die nicht mit Dampfkraft bewegt wurden. Da empörten sich die Schiffer und verhinderten den Auslauf der Dampf- und anderen Schlepplfähne der Aktiengesellschaften. Der Fünzigerausschuß sandte die beiden Kölner

Blum und Raveaux und Lehne von Alzey nach Köln und Aachen, um Frieden zu stiften, und die Abgeordneten erhielten von den streitenden Parteien wenigstens beruhigende Versicherungen. Die Sendung nach Prag dagegen ist als völlig mißlungen zu bezeichnen. Dort hatten die Tschechen durch bewaffneten Überfall deutscher Bürger die ersten geschichtlichen Beweise für die Kulturhöhe ihres wieder neuentdeckten Volkstums abgelegt. Selbstverständlich verbat sich diese Kulturträger jede Einmischung der deutschen Barbaren vom fernen Frankfurt her. Nicht minder aber auch die österreichischen Behörden in Prag.

Überhaupt machte der Fünfzigerausschuß in Österreich die übelsten Erfahrungen. Nicht bloß sämtliche, von der österreichischen Regierung gehätschelten slavischen Vereine verhöhnten alle von Frankfurt kommenden Aufforderungen, daß Österreichs deutsche Provinzen — zu denen damals allerdings Böhmen, selbst in der Hofburg, noch gerechnet wurde — mit zum deutschen Parlament wählen sollten. Auch die österreichische Regierung verweigerte den Verfügungen des Fünfzigerausschusses und Vorparlaments meist den Gehorsam und ließ schon ganz deutlich (im Sinne der früher, S. 203/4 erwähnten Note vom 24. März an die deutschen Regierungen) erklären, daß Österreich sich Zustimmung und Widerspruch bei jeder Änderung der deutschen Bundesverfassung vorbehalte! Es war die Fortsetzung der alten habsburgisch-metternichschen Politik in den deutschen Dingen, die, bei dem Erstarken des deutschen Nationalgefühls, notwendig zum Ausschluß Österreichs führen mußte.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. So geriet denn auch der neuerdings so wohlherzogene Bundestag durch das üble Beispiel Österreichs auf Abwege gegenüber dem Fünfzigerausschuß. Anfangs hatte der Bundestag noch mit der Eilfertigkeit eines reinigen, gutartigen Kindes alle seine Wahlverordnungen zurückgenommen, die im Gegensatz zu den Beschlüssen des Vorparlaments und Fünfzigerausschusses standen. Auch unterstützte er den Antrag der Fünfziger, eine halbe Million Thaler zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte aus Bundesmitteln zu bewilligen. Aber dann weigerte er sich schon, mit dem Ausschuß in persönlichen amtlichen Verkehr zu treten, wollte vielmehr hierfür die den Bundestag umgebenden 17 „Vertrauensmänner“ als Vermittler benützen. Auf den zornigen Einspruch der Fünfziger, bequemte er sich allerdings zu unmittelbaren und persönlichen Verhandlungen, die er meist durch Welcker oder durch den neuen österreichischen Präsidialgesandten, Grafen Colredo, einen scheinbar volksfreundlichen, schlau-anbiedernden Intriganten, führen ließ. Aber daß der Bundestag dabei die alten reaktionär-deutschfeindlichen Pläne weiter spann, und dazu sogar die Fünfziger als Vorspann und gefügige Werkzeuge zu benützen gedachte, das ward plötzlich mit abschreckender Deutlichkeit klar erwiesen!

Schon von Mitte April ab hatte sich nämlich der Bundestag unsägliche

Mühe*) gegeben, die Fünfziger durch Welcker zu bewegen, der Einsetzung eines Triumvirates durch den Bundestag zuzustimmen. Als schließlich dieses Vorhaben nur die unverfängliche Gestalt der Einsetzung eines provisorischen deutschen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und der Vollziehung der Parlamentsbeschlüsse im Innern annahm, stimmten die Fünfziger zu, unter der Bedingung, daß sie die Wahl der drei Männer mit treffen und diese auch jederzeit wieder abberufen könnten. Der Bundestag erwähnte aber in seinem die Einsetzung des Triumvirates bezweckenden Beschlusse vom 4. Mai kein Wort vom Fünfzigerausschusse und gab den Dreiherrn auch eine ganz andere Bestimmung, nämlich die: „Die Vollziehungsgewalt in der innigsten Vereinigung der Regierungen unter sich wie mit der Bundesversammlung auszuüben“. In der nächsten Sitzung der Fünfziger nannte der gut konservative Abgeordnete Heckscher diese Verkündung des Bundestages zutreffend eine „Fälschung“, und sie erregte allgemeine Entrüstung. Eine noch tiefere Erbitterung entstand aber im Ausschusse, als am 10. Mai Abegg feststellte, daß der Bundestag am 4. Mai zu seinem „Fälschungs“-Beschlusse gelangt sei auf Grund eines geheimen Promemoria des hessen-darmstädtischen Bundestagsgesandten v. Lepel, das empfahl, durch Corruption der Wahlen und durch Bestechung von Parlamentsmitgliedern den Regierungen Einfluß auf das künftige Verfassungswerk zu sichern; und daß der Bundestag am 4. Mai beschlossen hatte, dieses schmachvolle Schriftstück den Regierungen, „zur gutfindenden Kenntnismahme einzusenden, da es, teilweise wenigstens, Bemerkungen enthalte, deren Berücksichtigung sich empfehlen dürfe.“ In der entschiedensten Weise forderten Blum, Heckscher und Lehne vom Bundestage Erklärung über die Echtheit des Schriftstücks. Blum sprach von einem „unwürdigen Verfahren“. Der Bundestag erklärte, das Schriftstück sei echt, und bedauerte nur, daß es durch einen „Mißbrauch des Vertrauens“ bekannt geworden sei. Die Fünfziger saßen nun am 12. Mai mit den bittersten Worten zu Gericht über den nichtswürdigen Bundestag. Heinrich v. Gagerns Erklärung, daß die darmstädtische Regierung das Promemoria Lepels tief mißbillige und Lepel entlassen sei, vermochte natürlich dieses Urtheil nicht zu mildern. Die Zustimmung des Ausschusses zur Einsetzung des Triumvirates wurde sofort zurückgenommen und alles über diesen ungeheuerlichen Vorfall sofort veröffentlicht.

Es war die letzte große That des Fünfzigerausschusses, zugleich die völlige moralische Vernichtung des Bundestages. Niemand in Deutschland glaubte damals, daß er je wieder aus der Grube sich erheben würde, in die er mit Schanden gefahren war.

Den größten Mißerfolg sollte dagegen der Fünfzigerausschuß erleben, als

*) Die sehr weitläufigen Verhandlungen sind in dem Artikel „Fünfzigerausschuß“ in der Gegenwart, Bd. 4. (S. 419/442.) S. 433/441 zusammengestellt.

großen Hecher.

Das erste der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das zweite der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das dritte der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das vierte der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das fünfte der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das sechste der beiden
die der Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden
die ihm die Hecher verstanden

Das Guckkasten-Sied vom großen Hecker.

(Nach bekannter Melodei zu singen.)

2.
„Peter“, sprach er, „du regiere
„Konstanz und den Bodensee,
„Ich zieh' aus und commandire
„Unsre tapf're Armée;
„Mit Boladen und Franzosen
„Wird der Herwegh zu mir stoßen,
„Und der stirbt lebendig eh'r,
„Als daß er ein Hundstott wär.“



3.
Pfästerer und Schieferdecker,
„Alles, niedrig und hoch,
„Alles jauchzte unserm Hecker,
„Als er aus zum Kampfe zog.
„Handwerksburschen, Literaten,
„Tailleurs, Bauern, Advokaten,
„Alles folgte reich dem Zug,
„Als er seine Trommel schlug.“



4.
„Kumbidibum, so hört' man's schlagen,
„Kumbidibum Dumbdumbum;
„Und bei Straß' ließ Weißhaar sagen
„Rings im ganzen Land herum:
„Thut euch schnell zusammenraffen,
„Gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,
„Oder ich bring' Alles um;
„Kumbidibum Dumbdumbum.“



5.
Durch die Baar that man jetzt wandern,
„Und herab in's Wiesenthal,
„Und dalebst stieß man bei Randern
„Auf Soldaten ohne Zahl.
„Eder Gagern, wadre Hessen,
„Wollt ihr euch mit Hecker messen?
„Gagern, du kommst nicht zurück,
„Wrat hoch die Republik!“

6.
Gagern wollt' parlamentiren,
„Doch das ist nicht Hecker's Art;
„Ich, sprach er, „soll reitiren,
„Ich mit meinem rothen Bart!“
„Ach! nun hört' man Schüsse knallen,
„General Gagern sah man fallen
„Und der tapf're Hinkeldey
„Sah zu Pferde auch dabei.“



7.
Und als Gagern war gefallen,
„Fing man leider auf dem Rhein,
„Zur Befürmerniß uns Allen,
„Uns'ren edeln Struwell ein;
„Man that ihn in Eisen legen,
„Aber von des Hecker's wegen
„Ließ der Oberamtman Schey
„Den Gefang'nen wieder frei.“

8.
Kaiser, Weißhaar, Struwell, Peter)
„Alle trieb man albereit's
„Gleichsam als wie Leibelhäter
„In die schöne, freie Schweiz.
„Doch der Peter, der kam wieder,
„Legt die Statthalter'schaft nieder,
„Denn, sprach er, ich werde alt,
„Und verler' sonst mein' Gehalt.“



9.
Hecker, sag, wo bist du, Hecker?
„Legst die Hände in den Schooß?
„Auf nun, du Tyrannenschreder,
„Jetzt geht es auf Freiburg los.
„Badner, Hessen und Nassauer
„Sich'n dorten auf der Lauer.
„Doch wir kommen schon hinein,
„Denn neutral will Freiburg sein.“



1.
Seht, da steht der große Hecker,
„Eine Feder auf dem Hut,
„Seht, da steht der Volkswecker,
„Lechzend nach Tyrannenblut!
„Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
„Säbeln trägt er und Pistolen,
„Und zum Peter sagte er:
„Peter sei du Statthalter!“



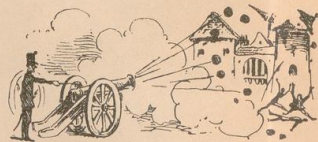
10.
„All die schönen Statkanonen,
„Großer Hecker, sie sind dein;
„Und man ladet blaue Bohnen
„Recht Kartätschen schnell hinein.
„Langsdorf will recognosciren,
„Läßt sich auf den Münster führen,
„Und gukt durch ein Perpektiv,
„Ob es gut geht oder schieß.“



11.
„Oben her vom Güntersthal,
„Hinter Wald und Hecken vor,
„Kam im Sturm mit einem Male,
„Siegel's wildes, tapf'res Corps.
„Aber uns're Hessen hüßen
„Liegen ihre Büchsen bligen,
„Und das Corps zog sich zurück,
„Aus war's mit der Republik!“



12.
Denn hinein zu allen Thoren
„Stürmte jetzt das Militär,
„Und die Freischaar war verloren
„Trotz der tapfern Gegenwehr;
„Alle, die sich bliken ließen,
„That das Militär erschiesen;
„Alle Führer gingen durch,
„Und erobert war Freiburg.“



13.
Doch nun kamen Herwegh's Schaaren,
„Er und seine Frau kam nach,
„Kamen in der Ghaib gefahren
„Auf dem Weg nach Dossenbach.
„Doch zu ihrem großen Negger
„Sah man dort die Würtemberger;
„Miller, dieser grobe Schwab,
„Kam von einem Berg herab.“



14.
„Hecker's Geist und Schimmelfennig
„Machten da den Schwaben warm;
„Herwegh sah's, er fuhr einpännig,
„Und es fuhr ihm in den Darm.
„Unter seinem Spritzenleder
„Forcht' er sich vor'm Donnerwetter;
„Heiß fiel es dem Herwegh bei,
„Daß der Hinweg besser sei.“

15.
„Ach, Madamschen, that er sagen,
„Aus ist's mit der Republik!
„Soll ich Narr mein Leben wagen?
„Nein! für jetzt nur schnell zurück!
„Laß für meinen Kopf uns sorgen,
„Komm' ich heut nicht, komm' ich morgen;
„Ach, wie freipt's mich in den Leib,
„Wende um, mein liebes Weib!“



16.
Und Madam hieß ihn vertriehen
„Sich in ihren treuen Schooß,
„Denn er konnt' kein Pulver riechen,
„Und es ging erschredlich los;
„Schimmelfennig ward erstochen,
„Manche Senke ward zerbrochen,
„Und erschossen mancher Mann,
„Die ich nicht all nennen kann.“



17.
Also ist's in Baden gangen;
„Was nicht fiel und nicht entloß,
„Ward vom Militär gefangen,
„Liegt zu Bruchsal auf dem Stroß.
„Ich, ein Spielmann bei den Hessen,
„Der kann Baden nicht vergeßen,
„Der den Feldzug mitgemacht,
„Habe dieses Lied erdacht.“

er Mitte April versuchte, die ungeliebte republikanische Schilderhebung Hedecks im badischen Oberlande zu ersticken. Wir wenden uns der Darstellung dieser Bewegung zu.



Friedrich Hecker.

Tendenzbild aus dem Jahre 1848.

S. Blum, Deutsche Revolution.

Zehnter Abschnitt.

Der „Heckerputsch“ im Badischen Oberlande, April 1848.

Bei Schilderung der Märzbewegung in Baden (o. S. 105) wurde schon gezeigt, daß die badischen Republikaner auf der Volksversammlung in Offenburg am 10. März selbst erkannten, jetzt sei es noch nicht an der Zeit, die Republik auszurufen. Heckers Freund Zimmermann bezeugt sogar (a. a. O. S. 387), daß Hecker bei dem Gastmahl, das jener Versammlung folgte, dem heißblütigen Fickler von Konstanz, der auf eine sofortige republikanische Schilderhebung drang, mit einer auf Ficklers Brust gesetzten geladenen Pistole das Versprechen abgezwungen habe, von dieser Thorheit abzulassen. Hecker selbst bekennt:*)

„Zu jener Zeit war das Volk weder bewaffnet noch organisiert, ein gehöriger Zusammenhang im Lande fehlte, eine nicht kleine Militärmacht in dem nahen Rastatt und Karlsruhe hätte die Sache um so gewisser scheitern gemacht, als die Maulhelden, welche die Sache bei besserer Organisation und Bewaffnung nicht nur im Stiche ließen, sondern förmlich verrieten, damals (noch) viel weniger gehandelt hätten, als später, nachdem überdies in zahlreichen Versammlungen, Schriften und Unterredungen die Sache der Republik ein weiteres und sicheres Terrain gewonnen hatte.“

In diesen Worten findet sich, wie in Heckers Kopf überhaupt, wahres und falsches ungesichtet durcheinander geworfen. Wir folgen den wirklichen Ereignissen. Allerdings war die Organisation der badischen Republikaner, seit dem Offenburger Tage eine viel bessere geworden; das ganze Land unter eine republikanische Gesamtleitung gestellt, mit einer Unzahl republikanischer untereinander eng verbundener Vereine oder Klubs bedeckt und durch diese bearbeitet. Die gemäßigten Männer zogen sich aus den zahllosen Volksversammlungen der Republikaner ganz zurück; die Leute von Struves Schlag erhitzen die Massen; die Handlungsreisenden der Revolution erschienen im jakobinischen Modestüm, in blauen Kitteln, Schlapphüten mit Hahnenfedern und ungeheueren roten Halsbinden. In Mannheim freilich hatten auch die radikalsten Bürger Struve gründlich abfallen lassen, als er bei Gründung des „Volksvereins“ die Forderung aufstellte, alle Mitglieder müßten sich den Führern zu unbedingtem Gehorsam verpflichten. In Freiburg aber gelang ihm am 26. März die Fanatisierung der Massen; nachdem hier durch Struves Claque jeder Versuch einer Gegenrede niedergebrüllt war, erklärte sich das einsichtslose Volk für eine „deutsche Föderativrepublik.“ Die Versammlung vom nämlichen Tage in Heidelberg dagegen, der Hecker vorsah, und wo er versprach, das Vorparlament zu „terrorisieren“, war auch von Gemäßigten besucht, und nach wüsten, stürmischen

*) In seiner Schrift „die Erhebung des Volks in Baden für die deutsche Republik“ (Basel 1848).

Austritten trennte man sich mit Mißtrauen und Erbitterung, ohne Ergebnis. Volksversammlungen während der letzten Märzwochen in Donaueschingen, Waldshut und Engen traten der Freiburger Erklärung bei.

Ungeachtet bearbeiteten die republikanischen Agitatoren nun auch das badische Militär zu Abfall und Treubruch. Hier fanden ihre verführerischen Worte, unterstützt durch reiche Spenden an Speisen, Getränken, Geld, Tabak, Liebesungen u. s. w. leider einen günstigen Nährboden, da die Soldaten durch die harte und rohe Behandlung seitens der meisten Offiziere erbittert und empört waren. Markgraf Wilhelm hatte nur zu lange die junkerliche Anmaßung und Unverschämtheit der obendrein meist recht ungebildeten badischen Offiziere gegen Bürger und Soldaten nicht bloß geduldet, sondern sogar belobt und ermuntert. Er war allerdings nun vom Oberbefehl entfernt. Aber die Zerstörung der Mannszucht, die er verschuldet, war dadurch noch lange nicht beseitigt. So fand denn das Liebeswerben der Republikaner namentlich bei dem in Mannheim liegenden vierten Regimente Gehör. Doch stellte sich auch hier, wie jetzt noch bei allen badischen Truppen, die alte Mannszucht und Pflichttreue bei den allermeisten Mannschaften sofort wieder ein, sobald die Offiziere menschlich und freundlich mit den Soldaten verkehrten. Hecker freilich, der immer glaubte, was er wünschte, war fest überzeugt, daß das Mannheimer Regiment im Falle einer gewaltsamen Schilderhebung alsbald zu ihm übergehen und den ersten Anfang eines Revolutionsheeres bilden werde. Er will das Versprechen des Abfalls der badischen Regimenter sogar „schwarz auf weiß“ besessen haben, und schimpfte sie daher später auch „Verräter“ — weil sie nicht ihm, sondern ihrem Großherzog folgten.*)

Bessere Erfolge als mit der Verführung der Truppen, erzielte die republikanische Partei in Baden im Frühjahr 1848 mit der von der Regierung Ende März bewilligten „Volksbewaffnung“, die auch die Gemäßigten mit verlangt hatten, obwohl die Einrichtung im ganzen Lande höchst unpopulär war. Denn nur in den Städten ließen sich die Bürger zu dem zeitraubenden Waffendienst herbei. Auf dem Lande aber begegnete diese Märzerrungenschaft dem zähesten Widerstande. Doch „Volksbewaffnung“ gehörte einmal unbedingt zu den Märzwünschen, und so überließen denn die Gemäßigten Hecker die Bearbeitung des unbrauchbaren Regierungsentwurfes. Sein Werk wurde unbesehen von Kammern und Regierung angenommen und als „Bürgerwehrgesetz“ verkündet; Häußler nennt es: „ein trauriges Denkmal gesetzgeberischer Unfähigkeit, aber eine brauchbare Waffe in den Händen der revolutionären Partei“.

*) Außer Heckers angef. Schrift, sind für diesen Abschnitt vorwiegend noch benutzt: die enthüllungsreiche Schrift von Frau Herwegh „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverräterin“ (Grünberg, 1849) und L. Häußlers Aufsatz in der „Gegenwart“, Bd. III, S. 463/486; endlich, mit der nötigen Kritik, auch Zimmermann, a. a. O. S. 421/463.



Bürgerwehr auf dem Exerzierplatz 1848.
Bataillon! — Marsch!
Faksimile aus den „Fliegenden Blättern“
1848.

Besonders ermutigend endlich mochte für die badischen Republikaner die ausländische Propaganda sein, die ihren Bestrebungen zu Hilfe kam. In Biel (Kanton Bern, Schweiz) beschloß am 26. März der Arbeiterverein einen bewaffneten Einfall in Baden, „sobald von dort die erwartete Aufforderung erfolge“. Im Elsaß drängten Schwärme brotloser Arbeiter der badischen Rheingrenze zu. In Paris waffneten und rüsteten sich Arbeiterzüge, um in Süddeutschland einzufallen. Der Klub der deutschen Demokraten in Paris behandelte die Sache fast mit unverhüllter Offenheit. Schon am 24. März verließen einzelne

Scharen von je 600—800 Mann Paris. Ja, an diesem Tage verkündete ein Maueranschlag der französischen Hauptstadt: „die deutschen Demokraten haben sich in Legionen formiert, sie fühlen sich gedrungen, in Folge der Aufforderung ihrer Brüder in Deutschland, die Republik dort auszurufen“. Die badische Regierung machte von diesen Vorgängen der Kammer bereits am 24. und 28. März Mitteilung; und bei der allgemeinen Entrüstung, welche diese Nachricht in Baden und ganz Deutschland erregte, hielt es wenigstens Hecker für rätlich, jede Verbindung seinerseits mit den Bedrohungen Deutschlands vom Auslande her vorerst zu leugnen. Aber schon vor dem Erscheinen des Werkchens der Frau Herwegh war diese Verbindung Heckers, Struves und Ficklers klar erwiesen.***) Zu vor schon war aber auch klar erwiesen, daß die eiteln Gecken und Abenteuer, welche die angeblich deutsche „Legion“ aus Paris führten, die Herwegh, Börnstein, Bornstedt u. s. w., ebenso wie diese Legion selbst, im Dienste der französischen Regierung, des Ministers Ledru-Rollin, standen, von ihm Geld und Waffen empfangen, während der ahnungslose ehrliche Minister Lamartine pathetische und poetische Friedensergüsse nach Deutschland sandte.***)

In Frankfurt hofften die republikanischen Führer Badens auf einen Handstreich ihrer Gesinnungsgenossen in Frankfurt und Umgegend; dann brauchte man nur das Zeichen zu geben, und die in Baden gefüllten Pulverminen flogen auf. Ganz zuversichtlich aber rechneten Hecker und Genossen — wie Hecker in seiner Schrift selbst zugesteht — darauf: „in Frankfurt die Permanenz der großen Versammlung (des Vorparlaments) durchzusetzen, und damit die Sache der Republik auf jenem großen Felde für ganz Deutschland zu entscheiden“. Dieses Geständnis enthüllt zugleich die geheimen Pläne, die Struve, Hecker u. s. w.

*) Häusser, a. a. O. S. 464. — **) Ebenda, S. 471.

***) Die Beweise hierfür in dem zu diesem Abschnitte benutzten Quellen und im Laufe der weiteren Darstellung.

ihrerseits mit dem Permanenzantrag verbanden. Man kann sich nun leicht vorstellen, wie die Frankfurter Erfahrungen und die Frankfurter Entscheidung auf Heckers Stimmung wirken mußten: von republikanischem Handstreich in Frankfurt keine Spur, vielmehr der Genosse Germain Metternich aus Mainz windelweich geprügel; das Vorparlament zu reichlich neun Zehnteln monarchisch, oder wenigstens nicht republikanisch; die Permanenz mit ungeheurerer Mehrheit abgelehnt, und damit „die Sache der Republik auf jenem großen Felde für ganz Deutschland“ nicht „entschieden“, sondern von jenem großen Felde verdrängt; die lächerlich schwache Zahl der unerbittlichen Republikaner und ihre kindische Unfähigkeit sich mit anderen Meinungen zu vertragen, bei der thörichten Sezession und dem humoristischen Wiedereintritt der Heiterkeit ganz Deutschlands preisgegeben, so daß auch vor den Augen der Anhänger der dünne Nimbus, der jene Volksmänner bisher umstrahlt hatte, zu verfliegen begann.

Über alles das täuschte sich Hecker nicht. Er befand sich seit Wochen in einem Zustande unbeschreiblicher nervöser Überspannung; sein Aussehen wie Benehmen gaben davon Zeugnis, und schon in Offenburg glaubte, wer ihn sah und sprach, eher einen Fieberkranken als politischen Führer vor sich zu haben. Sein Ehrgeiz war bitter enttäuscht und gekränkt. In der tiefsten Verstimmung und in verblendetem Groll gegen alles in Deutschland Bestehende, kehrte er von Frankfurt nach Karlsruhe zurück. Zu welcher Explosion diese gärende Stimmung führen werde, war unsicher vorauszusagen. Hatten doch Hecker und Strube schon am Abend des 2. April, nach ihrem Austritt aus dem Vorparlament, einer Abordnung von Gesinnungsgenossen in Frankfurt erklärt: jetzt sei die Zeit zum Handeln gekommen, Frankfurt sei aber nicht der richtige Ort dafür, man müsse es in Baden versuchen.*)

Sofort wurden in der That die Vorbereitungen zur Revolution begonnen. Während Hecker als scheinbar friedlicher Staatsbürger nach der Rückkehr von Frankfurt seinen Kammerstiz in Karlsruhe wieder einnahm, rührten seine Genossen laut die Lärmtrommel für die republikanische Schilderhebung. Strube und Fickler redeten den Massen vor, man müsse von der Regierung im ganzen Lande eine Volksabstimmung über Republik oder Monarchie, ja die Abdankung des Großherzogs verlangen. In den Volksversammlungen erschienen nun lauter bewaffnete Bürger, und einer solchen in Achern stellte Fickler zwei Abgesandte der französischen Zugügler als solche vor und empfahl sie „als Freunde und Retter!“ In den Blättern der Partei ward deutlich auf einen baldigen Ausbruch hingedeutet und fast offen zum Ausstand aufgefordert. Die Mehrheit der Kammer fand diese Sturmzeichen so bedrohlich, daß sie am 6. April an das Volk einen Aufruf erließ, in welchem alles zur Neugestaltung des Staates seit Anfang März Geschehene aufgezählt und dringend davor gewarnt wurde: „durch

*) Häusser, a. a. O. S. 470.

sonderbündlerische Schilderhebungen diese Errungenschaften alle aufs Spiel zu setzen und dem Vaterlande namenloses Unheil zu bereiten“. Diese trefflichen Worte verhallten aber leider ungehört in dem heraufziehenden Sturm.

Auch die Regierung nahm die Sturmzeichen ernst und ergriff dagegen kräftigere Abwehrmaßregeln. Schon nach der Kunde vom Ausmarsch der französisch-deutschen Legion aus Paris hatte die Regierung die Mobilmachung des achten Bundeskorps Hessen-Darmstädter, Nassauer, Württemberger, Bayern, und dessen Einmarsch in Baden beantragt. Anfang April rückten die ersten Bundestruppen in Baden ein. Die bewaffneten republikanischen Volksversammlungen beantworteten ihr Erscheinen mit Sturmpetitionen, die in Karlsruhe die Zurückziehung der „fremden“ Truppen fordern sollten. Hecker hatte nun noch einen weiteren guten Grund, seine Verbindungen mit den ausländischen Umsturzcharren abzuleugnen, da diese den Anlaß zum Einmarsch der Bundestruppen in Baden geboten hatten. Denn die Anwesenheit dieser in ihrer Mannszucht völlig unerschütterten Truppen machte das Gelingen einer republikanischen Schilderhebung äußerst zweifelhaft. Mit um so größerer Enttäuschung beschwerten sich die Republikaner über das ihnen durch Heranziehung dieser „fremden Söldner“ schmählich bezeugte Mißtrauen. Eine bewaffnete Volksversammlung in Donaueschingen, einem Hauptstübe der revolutionären Agitation, trieb am 6. April die Anmaßung auf den Gipfel, indem sie forderte: „die Entsetzung der Brüder des Großherzogs von ihren Militärstellen, die Entfernung des Ministeriums, die Abweisung (!) des fremden Militärs, die Verschmelzung der Linie mit der Bürgerwehr“. Alles das sollte „augenblicklich“ ausgeführt werden, unter der Drohung: „Wenn diese Forderungen nicht binnen drei mal 24 Stunden erfüllt sind, wird man bewaffnet nach Karlsruhe ziehn“.

Am 7. April brachte der Republikaner Brentano die Rüstungen und Truppenmärsche auch in der Kammer zur Sprache. Er und Hecker vermochten in ihrer Unschuld keinen Anlaß dafür zu entdecken — Hecker hatte keine Ahnung davon, daß der von ihm, Struwe, Fickler u. a. mit den Schweizer und Pariser Zuzügen verabredete Revolutionsplan und Feldzug in zahlreichen Mitteilungen schon der Mehrheit des Vorparlaments, geschweige denn der badischen Regierung ausgeliefert war.*) Hecker und Brentano gaben sich also den Anschein, als ob sie glaubten, daß diese Herbeirufung fremder Truppen „den Versuch bewaffneter Reaktion bedeute.“ Minister Bock antwortete scharf und lebhaft, indem er auf das den Rednern jedenfalls nicht unbekanntes Treiben im Lande und jenseits der Grenze hinwies und eine behutsame Auswahl der Thatfachen und Aktenstücke vorlegte, die namentlich die Abgeordneten Hecker und Brentano mit Schaudern erkennen ließ, daß die Regierung noch viel mehr wisse, als sie sage. Gleichwohl wagten sie die Behauptung, die Richtigkeit der von

*) Häusser, a. a. O. S. 471.

Beff behaupteten Thatsachen sei nicht erwiesen. Da trat Mathy auf und machte den Herren vollends klar, daß sie wohl daran thäten, die Enthüllung ihrer bereits enthüllten Geheimnisse nicht öffentlich herauszufordern. Schneidend und mit der ihm eigenen überlegenen und unnahbaren Kälte deckte er alle revolutionären Künste auf und wies auf deren Urheber und Leiter so unzweideutig hin, daß die Kammer jeden einzelnen erkannte, ohne daß Mathy Namen zu nennen brauchte. Darauf genehmigte die Kammer mit großer Mehrheit das Verfahren der Regierung; die Gegenstimmen konnten als Mitwiffer und Schürer des beabsichtigten Ausbruchs gelten.

Mathy hatte nicht ohne Grund einen guten Teil seiner Kenntnis von den geheimen republikanischen Machenschaften in der öffentlichen Kammeritzung zurückgehalten. Denn es galt, einen die republikanische Erhebung schon im Keime vernichtenden Schlag auszuführen. Die rührigste und wirksamste agitatorische Kraft für den Umsturz war Joseph Fickler, geb. in Konstanz 1808, anfänglich Kaufmann, seit 1830 Herausgeber der „Seeblätter“ in Konstanz. (Siehe die erste Beilage über Metternich.) In diesem kleinen Volksblatt verstand der talentvolle Autodidakt — wie auch in seinen Reden — trefflich, volkstümlich und eindringlich in der Vorstellungsweise und den Bildern des Volkes zu sprechen. In der Opposition gegen das Blittersdorff'sche System, dann als Führer der Deutschkatholiken Badens, hatte Fickler jahrelang seine agitatorische Kraft geübt, die seit Anfang März unablässig, leidenschaftlich und rücksichtslos für die Republik arbeitete. Dieser Mann, dessen gedrungene breitschulterige und hochgewachsene Gestalt, dessen scharfe, zugleich gescheute und schlaue Gesichtszüge von denen eines Schwarzwälder Bauern nicht zu unterscheiden waren, vielmehr so recht aus dem Kern des Waldvolkes geschnitten schienen, war zugleich des hingebendsten Opfermutes wie der bedenkenfreiesten Täuschung seiner Landsleute fähig. Fickler versetzte eben die ihm angeborene Bauernschlauheit auf das Gebiet der politischen Kofttäuscherei. Er hatte seinen Seeländern weiß gemacht, nichts sei leichter, als eine niedliche Bodenseerepublik, etwa von Konstanz bis Stockach, zu begründen, denn in ganz Deutschland habe man sich schon für die Republik erklärt. Ebenso bedenkenfrei verschwor er sich mit ausländischen Zugüglern und inländischen Berufsrevolutionären. Nach dem den Republikanern so widerwärtigen Ausgang des Vorparlamentes war sein Ungestim vollends nicht mehr zu halten. Er entwarf den Kriegsplan und prägte ihn jedem Führer im Lande persönlich ein. Gegen Ende April, wo die Hülfsscharen aus Frankreich und der Schweiz an den badischen Grenzen versammelt, und die inneren Rüstungen von Mannschaften und Mitteln vollendet wären, sollte losgeschlagen werden, unter Ficklers Führung im Seeland, unter Strube im Oberland von Offenburg bis Waldshut, unter Hecker im Unterland. Mit den Vorbereitungen im Seeland und Oberland war Fickler im Reinen, bis zum 7. April abends hatte er auch die im Unterland (Mannheim, Heidelberg u. s. w.) zum Abschluß gebracht und traf von Mannheim am Morgen

des 8. April auf dem Bahnhof in Karlsruhe ein, um nach Konstanz zurückzukehren.

Da wurde Fickler von Mathy verhaftet, im Eisenbahnwagen, im Augenblicke der Abfahrt. Mathy handelte dabei ganz auf seine eigene Verantwortung, allein getragen und getrieben von der Überzeugung, dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten. Erfüllt von diesem kategorischen Imperativ, ließ Mathy diesmal, wie in seinem ganzen Leben, jede andere Rücksicht zurücktreten. Er hatte zudem die Beweise von Fickers freventlichem Vor-



Wie der erste deutsche Reichs-Polizei-Minister seinen Probelanz that.

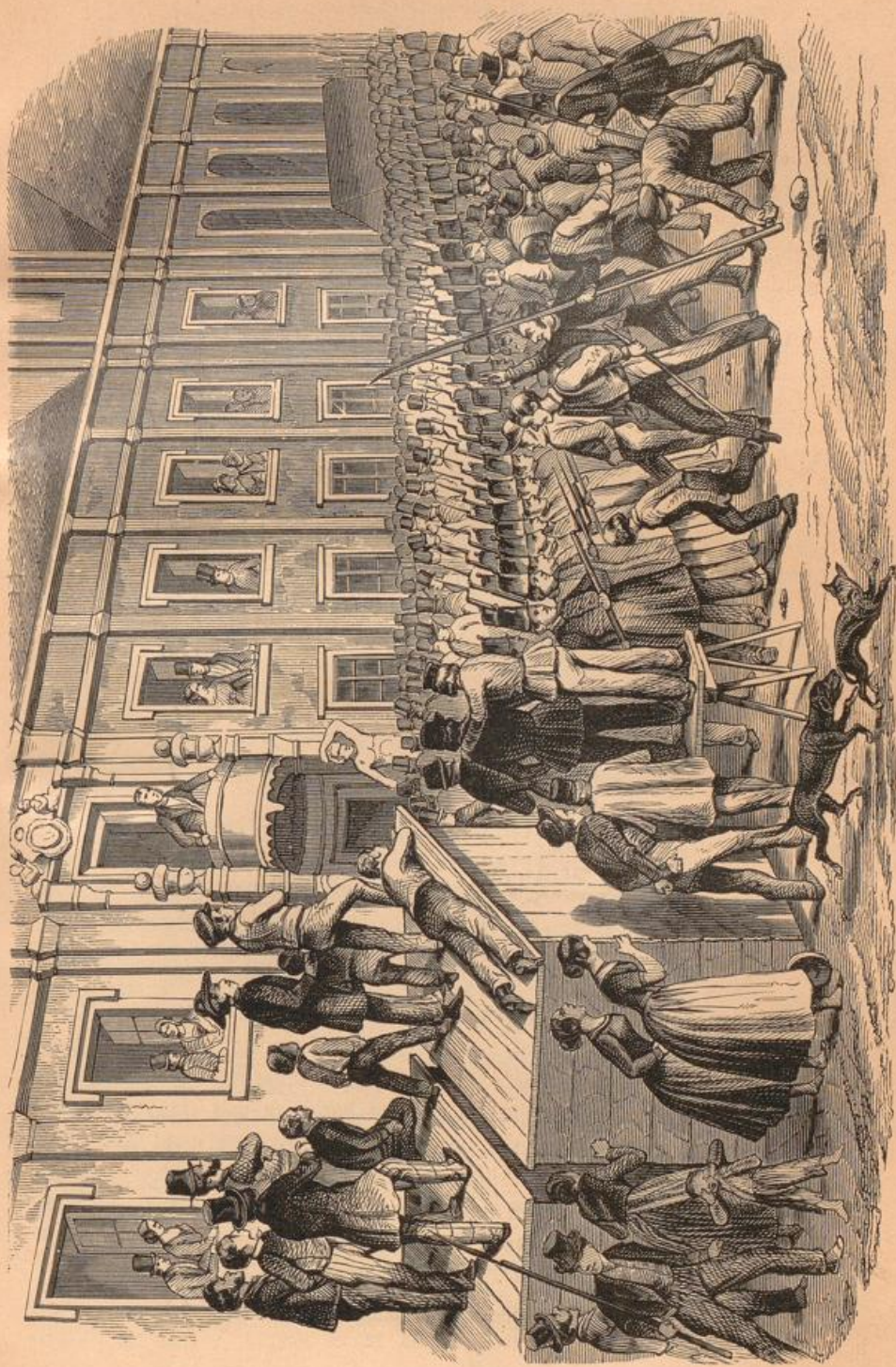
Karikatur auf Mathy aus dem Jahre 1848.

haben vor Augen gehabt und wußte daher auch, daß er mit Fickers Verhaftung dem Auf- ruhr die rührige Hand, das leitende Haupt entziehe, die Mit- schuldigen mit tödlichem Schrecken erfülle, die Besorgten ermutige.*) Mathy glaubte, durch diese ent- schlossene That die geplante Er- hebung überhaupt zu ersticken, Gut und Blut von Tausenden zu erhalten. Er konnte nicht ahnen, daß Struve und Hecker, völlig ungenügend gerüstet, gleich- wohl loszuschlagen würden. Aber auch das verkleinert Mathys Ver- dienst nicht. Denn natürlich wurde dieser übereilte Ausbruch mit viel geringeren Blutopfern niedergeworfen, als ein ordent- lich ausgereifter. Und wenn die

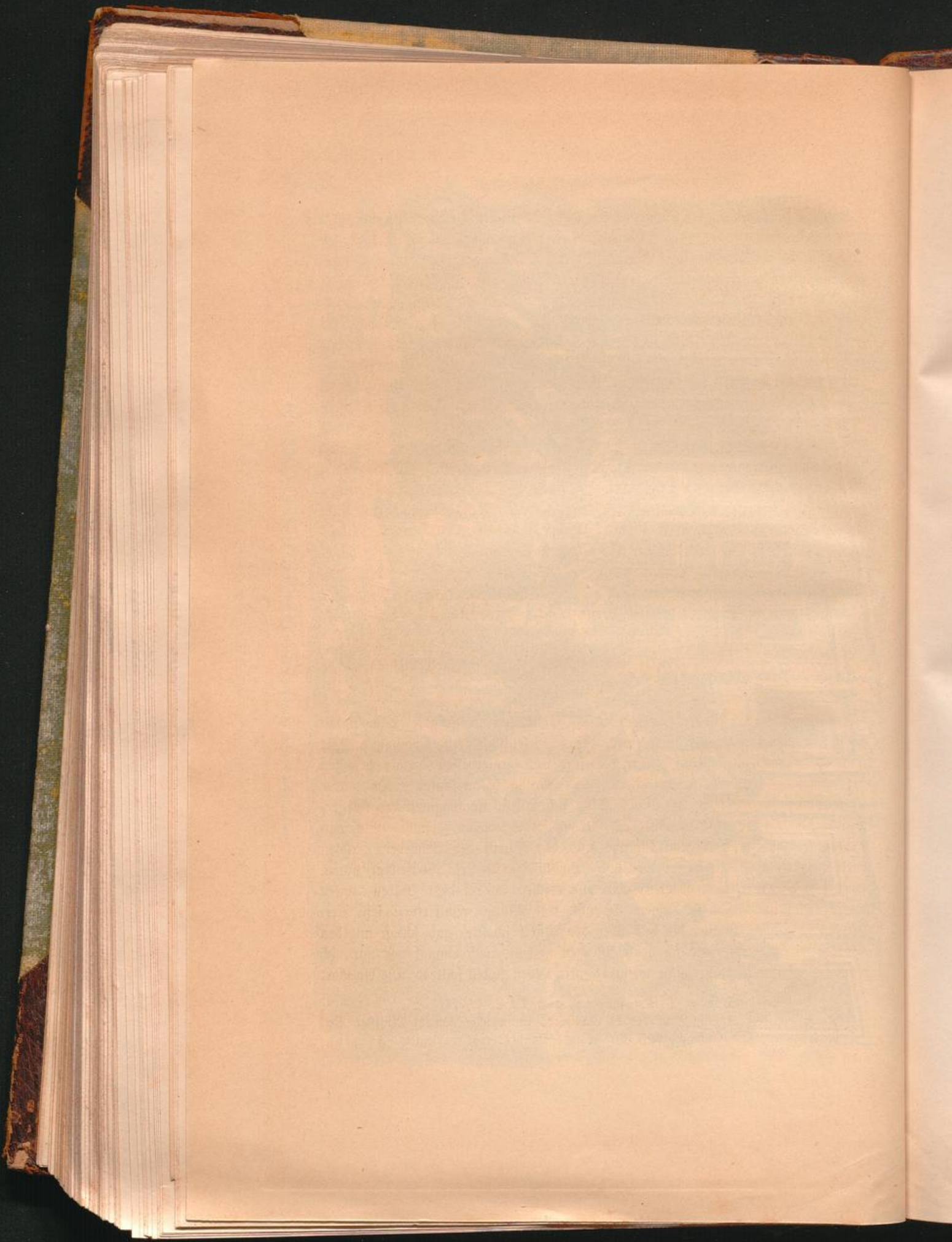
revolutionäre Partei nun ihren tödlichen Haß auf Mathy lenkte, ihm namentlich zum Vorwurf machte, daß er Fickler verraten habe, obwohl dieser Mathy im Schweizer Flücht- lingselend großmütig unterstützt habe, so genügt daran zu erinnern, daß Mathy selbst in dieses Elend doch nur geriet, weil er die Freiheit seiner politischen Über- zeugung und seine vaterländische Pflichterfüllung über alles auf der Welt stellte, auch über die heiligsten Interessen seiner Familie und seines eigenen Daseins.

Es war auch keineswegs Furcht vor Heckers „Blutnaben“ in Karlsruhe, — wie Freytag sie nennt, — was Mathy veranlaßte, sofort nach Fickers Ver-

*) Der ganze Vorfall ist in klassischer Vollendung dargestellt von Gustav Freytag in „Karl Mathys Leben“, Gesammelte Werke Bd. 22, S. 258/263.



Verteidigung Mathys gegen die Angreife des Pöbels von Paderborn am 8. April 1848.



haftung nach Mannheim zu reisen*), sondern abermals nur das Pflichtgefühl, in seiner Vaterstadt Ordnung zu schaffen und alle redlichen Bürger um sich zu sammeln, da Fickler hier am Vortage durch revolutionäre Reden und Banden die Bürger und Behörden völlig eingeschüchtert hatte. Obwohl schon am Bahnhof in Mannheim, auf dem Wege nach seinem Hause und in diesem von tausendstimmigen Todesdrohungen umheult, aß Mathy daheim ruhig zu Mittag, bat unterdessen Rat und Stadtverordnete zu einer Sitzung auf dem Gemeindehause zusammenzutreten, und fragte dann die Hausfrau lächelnd, als besorgte Freunde ihn vor dem Betreten des Rathauses warnten: „Soll ich hier bleiben? Hast Du Angst?“ Aus gepreßtem Herzen stieß die wackere Stauffacherin die kurzen Worte hervor: „Hast Du es angefangen, so mach's fertig.“ Da freute er sich seines Weibes und ging aus der Thür, nur von zwei Freunden geleitet. Als er in der Hausthür sichtbar wurde, empfing ihn wildes Geschrei der wogenden Masse; er hielt auf der Schwelle an, die Arme am Leib, und sah aus seinen großen Augen ruhig in den Haufen. Alles wurde still, Niemand rührte sich, er schritt ungehindert durch das Gewühl nach dem Rathause. Hier vor Gemeinderat und Bürgerauschuß angelangt, setzte er die diesen mündlich vorgebrachte Erklärung seines Verhaltens in kurzen Worten auf:

„Gestern Vormittag in dem Ständehause und gestern Abend bei Herrn Präsidenten Mittermaier**) überzeugte ich mich, daß urkundliche Beweise vorliegen, welche darthun, daß Herr Fickler im Auslande Verbindungen mit Deutschen und Ausländern gepflogen hat, welche einen bewaffneten Einfall in Baden bezweckten. Diese Handlung ist Landesverrat; jeder Bürger, welcher davon zuverlässige Kenntnis erhält, hat die Pflicht solchem Verbrechen entgegenzutreten, und diese Pflicht habe ich erfüllt, indem ich Herrn Fickler verhaftete.“

Die städtischen Behörden ließen diese Erklärung in größter Schnelligkeit drucken und fügten einen Aufruf hinzu, der zu Gesetlichkeit und Ordnung mahnte und die Bürger zur Mitunterschrift aufforderte. Unterdessen lärnte draußen die aufgewühlte Menge und forderte, daß Mathy herauskomme. Da wurde Generalmarsch geschlagen, der Markt füllte sich mit 20 Kompagnien der Bürgerwehr und mit bedächtigen Bürgern, der wüste Schwarm zerstob. Als nun Major Förger die Erklärung Mathys und den Aufruf der Behörden verlesen hatte, schlug die Stimmung um und lebhafte Hochs erschallten von unten. Abermals wurde Mathy gerufen, und nun erschien er auf dem Balkon, unten wogte die halbe Stadt in dichtem Gewühl, und Mathy rechtfertigte sein Verhalten mit einer Stimme, die hell über den Markt schallte, und schloß mit den Worten: „Hätte ich, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, selbst wenn es mein Leben kosten sollte!“ Die Antwort

*) Das unterstellt z. B. Zimmermann, a. a. D. S. 426/28.

**) In einer Ausschüßsitzung der II. Kammer, in welcher sowohl Minister Beck als Mittermaier urkundliche Beweise für Ficklers Landesverrat vorlegten, Frehtag, a. a. D. S. 259.

war ein dröhnendes Hoch und der laute Ruf: „Dank, Dank!“ Mathy vermochte sich den Händedrücken und Umarmungen der Tausende kaum zu entziehen, die sich nun zur Unterschrift des im Rathausflur ausgelegten Aufrufes drängten. Die Verständigen fühlten sich obenauf. Als Hecker und Struve am Abend eintrafen, um eine Volksversammlung abzuhalten, fanden sie Mannheim von Grund aus verwandelt. Hier war kein Boden mehr für einen Putsch!

Hecker hatte schon in Karlsruhe, bei der Nachricht von Ficklers Verhaftung, zerschmettert gerufen: „Nun kommt man auch an mich, und die Kammer genehmigt meine Verhaftung“. Als er nun vollends mit Mannheim auch das Unterland seiner Sache verloren sah, floh er am Morgen des 9. April (einem Sonntag) über den Rhein und reiste durch die Pfalz, das Elsaß, Basel und Zürich nach Konstanz, wo er am 11. April anlangte. Struve war hier schon anwesend; bei ihm befanden sich der vormalige preußische Lieutenant, Willich, ein Holsteiner Bruhe, ein württembergischer Lehrer von Hohenheim Mögling, und der Berufsrevolutionär Doll. Trotz aller nur denkbaren Ausichtslosigkeit des Unternehmens, wurde nun am Abend des 11. April von diesem fünfblättrigen Kleeblatt der sofortige revolutionäre Losbruch von Konstanz aus beschlossen. Hecker wiegte sich dabei, trotz aller Erfahrungen, die er in Frankfurt und während der letzten Woche auch in Baden gemacht, in wahrhaft kindischen Träumereien. Er rechnete auf den Beistand von 80 000 bewaffneten Volkskämpfern — das mochte ungefähr die Gesamtzahl der Schreier sein, die ihm in Volksversammlungen Beifall zugebrüllt hatten; er rechnete auf den Abfall aller badischen Regimenter von der Fahnenpflicht; vor allem aber zählte er auf die jubelnde Zustimmung ganz Badens und ganz Deutschlands, obwohl er sich doch zur Genüge von der antirepublikanischen Stimmung der großen Mehrheit hatte überzeugen können. Seiner politischen Einsicht stellte er noch in seiner angeführten Schrift das trostlose Zeugnis aus: „Ich war der festen Überzeugung, daß es keines Schwertstreichs und keines Schusses bedürfe, daß der Zug ein wahrer Festzug sein und ganz Deutschland dem Beispiel Badens folgen werde.“ So wurde denn schon am 12. April der erste Schritt zum offenen Aufruhr gethan, die erste Regierungshandlung der Dynastie Hecker-Struve erlassen, ein von Beiden unterzeichneter Aufruf an die Ämter (!) Donaueschingen, Eugen, Blumenfeld, Billingen, Bonndorf, Neustadt und Hüfingen. Da hieß es:

Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen, Worte können uns unser Recht und unsere Freiheit nicht erobern. Darum fordern wir alle waffenfähigen Männer auf, Freitag den 14. April, mittags 12 Uhr, in Donaueschingen auf dem Marktplatz mit Waffen und Munition in geordneten Zügen, mit Lebensmitteln auf sechs Tage versehen, zu erscheinen. Unsere Freunde Bruhe, Au, Willmann, Rau, Rasina und andere werden zu Euch treten und Euch sagen, was das Vaterland von Euch erwartet. Sie sind bereit, sich an Eure Spitze zu stellen. Struve ist bereits in Donaueschingen angekommen und wird der Versammlung mit Rat und That (!) zur Seite stehen“.

hoffe

gefür
rings
einer

Zur Nachricht!

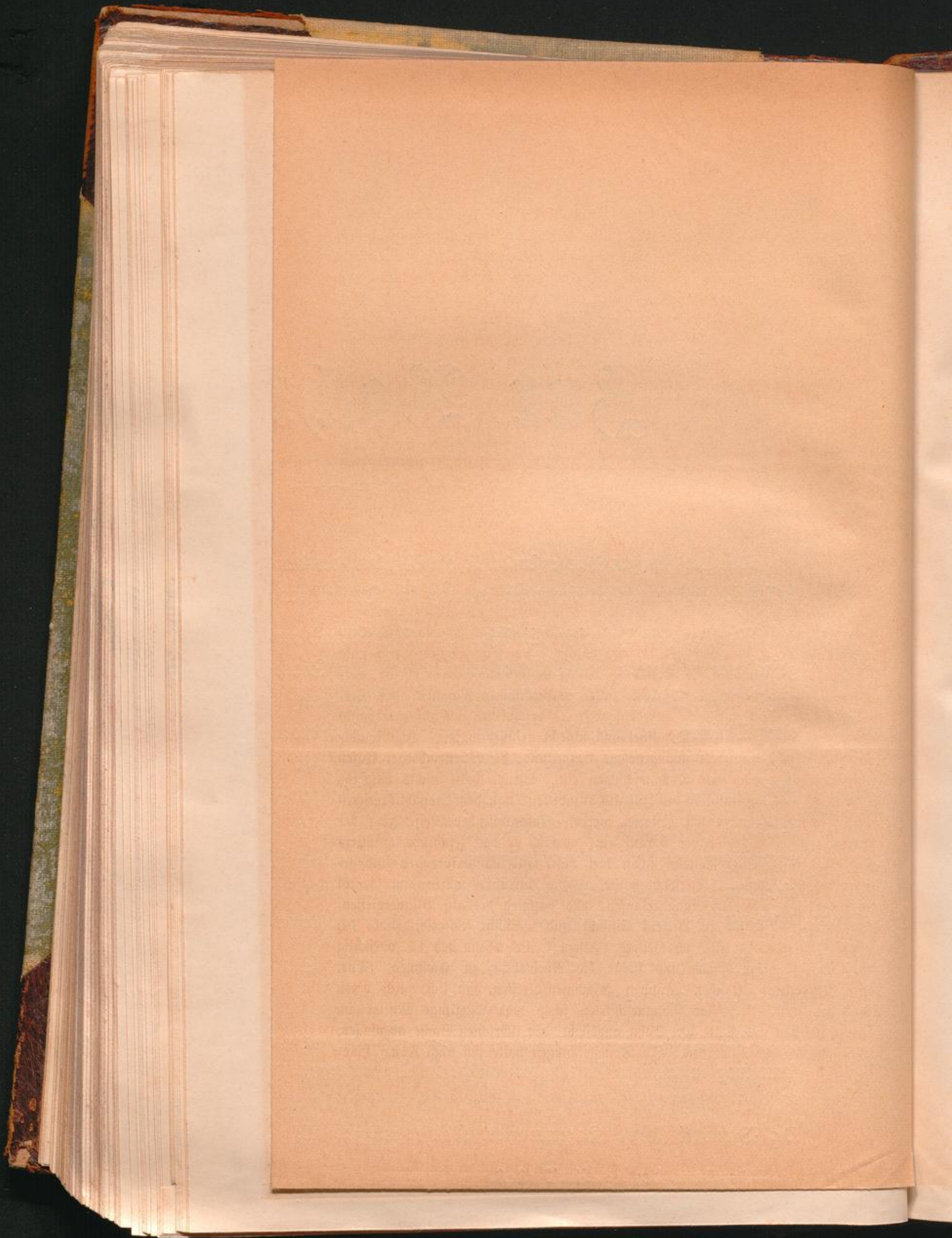
Mit der heutigen Morgenstunde ist der Nimbus, der den europäischen Namen Hecker umgab, hoffentlich auf immer verschwunden, es mag sein Treiben von heute an ausfallen wie es will!

Nachdem sein Aufruf zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand in der gestern hier stattgefundenen, sehr zahlreichen Volksversammlung am guten Sinne der hiesigen Bürgerschaft, ohne die geringste Unterstützung abprallte, und die allgemeine Entrüstung über sein Ansinnen so weit ging, daß es einer Mahnung bedurfte, seine Person gegen zu befürchtenden Angriff in Schutz zu nehmen, ging Hecker so weit, in Begleitung von Willich (gew. preuß. Artillerie-Lieutenant) und einem aus Frankreich gekommenen Arbeiter, an der Spitze von ungefähr 40 Bewaffneten jungen Leuten und Lumpen heute früh um 7 Uhr über die Rheinbrücke hinaus zu ziehen, um seine vaterlandverrätherische Zwecke auszuführen, er selbst im blauen Ueberhemde und bewaffnet. — In Wollmatingen (einem großen Dorfe, eine Stunde von Constanz), ging nicht ein Mann mit, und sind wir recht unterrichtet, so wird Hecker selbst bis über Donaueschingen hinaus, wenige oder gar keine Anhänger finden.

Strube operirte gestern in Ueberlingen in demselben Sinne, er wird sich heute von dort aus wohl mit Hecker vereinigen.

Eine gedruckte Proclamation der Republik circularirte gestern Nachmittag schon vor der Volksversammlung in wenigen Exemplaren, welche die Verbreiter wieder zu bekommen suchten. — Zu bemerken ist, daß sich bei dem heutigen Auszug nicht einer der Anführer der Bürgerwehr befindet. Zogelmann; Dr. Vanotti (Arzt); Kazenmayer; Kaiser u., sind alle zurückgeblieben.

Constanz, den 13. April 1848.



In der That eilte Struve sofort durch Überlingen, Stockach und Engen nach Donaueschingen. Nirgends aber entsprach die thatkräftige Unterstützung den prahlerischen Verkündigungen, die man auch jetzt noch ausgehen ließ. Dieselben Erfahrungen machte Hecker in Konstanz und Umgegend. Er fand die Stimmung kühl, die vermeintlichen Gesinnungsgenossen ängstlich und voller Bedenken. Mit Thränen in den Augen, beschworen ihn alte Freunde, wie der radikale Abgeordnete und jetzige Regierungsdirektor des Seekreises Peter, und die greisen Vertrauensmänner des Volkes Künzer, Würth, Banotti, Guetlin von dem wahnsinnigen Unternehmen abzustehen. Hecker war taub gegen alle Vorstellungen, obwohl er in seiner Schrift bitter über die allgemeine Teilnahmslosigkeit klagt und in demselben Federzug dagegen die geringe Zahl der Bewaffneten, mit denen er aus Konstanz auszog, mit dem — Regenwetter zu erklären versucht! Eine durch Regenwetter abgekühlte republikanische Erhebung konnte freilich nicht sehr tief im Volke wurzeln!

So zog denn Hecker am 13. April, an der Spitze von noch nicht fünfzig Mann von Konstanz aus. Der Anblick dieses „republikanischen Heeres“ und seines Führers im blauen Kittel, zwei Pistolen im Gürtel, den Säbel umgeschlakt, den grauen Hut mit der Hahnenfeder auf dem Kopfe, hatte wirklich mehr Komisches als Furchtbares. Auf dem Wege über Stockach nach Engen fand Hecker wohl hier und da freundliche Gesichter, nirgends aber namhaften Zuzug. Nach seiner eigenen Schrift lief eine in Stockach angekündigte Versammlung auseinander, noch ehe er dort ankam. Vor Engen hatte er noch nicht 400 Mann um sich, und als er am 15. April in Donaueschingen einzog, war auch das dorthin befohlene Aufgebot „aller waffenfähigen Männer“ des Seekreises unter aller Erwartung unbedeutend. Es beschränkte sich auf eine handvoll Leute, die mangelhaft bewaffnet und schlecht geführt waren. Hier machte man aber noch eine andere unangenehme Entdeckung: die Württemberger trafen gleichzeitig mit Hecker vor Donaueschingen ein. Struve hatte nichts eiligeres zu thun, als eine Kapitulation des Inhalts anzubieten: daß dem „republikanischen Heere“ ungehinderter Abzug gestattet werde. Unbegreiflicher Weise ging der württembergische Befehlshaber darauf ein, obwohl er das feindliche Häuflein durch einen Teil seiner Reiterei schon hier hätte auseinandersprengen und gefangen nehmen können. Vielleicht hoffte er, die Auführer würden im Gefühl ihrer Schwäche selbst auseinanderlaufen, und vermied deshalb Blutvergießen. Aber dabei überschätzte er Heckers Einsicht und wirkliche Vaterlandsliebe bei weitem. Vielmehr drückte sich Heckers „Festzug“ am Abend des 15. vorsichtig aus Donaueschingen hinaus und suchte die Rheinebene zu gewinnen. Dort hoffte Hecker mit badischen Truppen zusammenzutreffen und sich durch deren Abfall zu verstärken. Vor Donaueschingen schon war Möglings Mutter im Lager erschienen und hatte den Sohn angefleht, der thörichten Sache abzusagen, war aber abgewiesen worden. In Donaueschingen hatte sich auch Frau Her-

wegh mit der Nachricht eingefunden, ihr Mann stehe mit 1500—2000 Mann der „deutschen Legion“ aus Paris an der französischen Grenze und sei bereit, sich mit Hecker zu vereinigen. Hecker wies das aber vorläufig ab, da er fürchtete, dann werde vollends jeder ehrliebende Deutsche von ihm abfallen, und er weiter denken mochte, Herwegh werde auch ohne Vereinigung mit ihm, einen guten Teil der Hecker unbequemen Bundestruppen auf sich ziehen. Vier Tage später, als Frau Herwegh wieder kam, sprach er diesen Gedanken schon deutlicher aus in den Worten: „Sagen Sie Herwegh, rufen könne ich ihn nicht; aber wenn er kommen wolle, und recht bald und in recht großer Zahl, soll mirs lieb sein.“ Die militärischen Berater Heckers bezeichneten der Frau Herwegh an demselben Abend noch den Punkt, wo ihr Mann die Heckerschen treffen werde. *)

Der Weg von Donaueschingen nach der Rheinebene war ein langer und mühsamer, zumal bei dem grundsichlechten Wetter und über das neu beschneite und vereiste Gebirge; er führte auf der Straße über Stühlingen, Bonndorf und Lenzkirch, dann aber über die rauhesten Höhen des Schwarzwaldes nach der Glashütte und dem Dorfe Bernau, wo alle in völliger Erschöpfung am 17. April anlangten. Hinter ihnen besetzten die Württemberger die Schwarzwaldspässe. In Bernau saßen die republikanischen Anführer eben bei Wein und Brod und in der ihnen von den freundlichen Schwarzwaldbauern geliehenen malerischen Hozzentracht — während die eigenen durchnässten Kleider trockneten — bei Tische, als zwei Abgeordnete des Fünzigerausschusses, Benedey und Spatz eintraten, welche eine Proklamation des Ausschusses vorlegten und volle Amnestie anboten, wenn Hecker und seine Freunde sofort die Waffen niederlegten. Der Aufruf mahnte das Volk von der Teilnahme am Bürgerkriege ab und verkündete mit prophetischem Blick den Sieg der Reaktion als Folge solcher Bestrebungen. Er ward ebenso wie die angebotene Amnestie mit Hohn überschüttet. „Wir bedürfen keiner Amnestie!“ schrie Hecker. „Wir bieten aber im Namen des deutschen Volkes (!) den 34 Bedrückern Amnestie an, für den Fall, daß sie binnen 14 Tagen der unrechtmäßigen Herrschaft entsagen.“ Dann erhob sich ein unslätiges Gelächter „über den Präsidenten Falstaff (Soiron) und seine neunundvierzig Steifleinonen!“ Die beiden Abgeordneten wurden zunächst „als Geißeln“ im Lager behalten. So ehrten die Erzengel der „Volksouveränität“ die wirklichen Abgeordneten und Vertreter des deutschen Volkes! Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie. Die Tafelrunde von Bernau sollte es bald erfahren. Gleichzeitig mit Bitt und Benedey waren Soiron und Buhl abgereist, um im badischen Oberland abzuwiegeln. Außerdem verhandelten sie mit den Behörden in Straßburg und Basel und erhielten die bestimmte Zusage, daß man von dort her keine Zuzüge nach Deutschland dulden werde.

*) Häusser, a. a. D. S. 484.

Hecker stieg mit seiner Schar am Morgen des 18. April über die Präger Höhe in das hintere Wiesenthal nach Schönau hinab und führte die Seinen von hier durch die reizvolle Landschaft des immer breiter werdenden Wiesenthales, der schäumenden Wiese entlang, durch Zell nach Schoppsheim. Hier wurde Nachtquartier genommen und Kriegsrat gehalten. Hecker wollte nach Lörrach ziehen, weil er dort und auf dem weiteren Marsche nach Müllheim, Freiburg zu, auf starke Zuzüge hoffte, wohl auch von der nahen Schweizer und Elsassers Grenze her, außerdem aber namentlich auf badische Truppen zu stoßen hoffte, die nach seinem unerschütterlichen Aberglauben unfehlbar zu ihm übergehen würden. Dem gegenüber machten Willich und Bruhe geltend, daß man Struve und den übrigen, sogleich zu erwähnenden Korps gemeldet habe: man fasse Freiburg als Hauptziel ins Auge; die rückwärtigen Korps würden also dorthin ziehen, demnach müsse auch Hecker's Truppe den kürzesten Weg von Schoppsheim, über Steinen, Kandern und Schliengen nach Freiburg einschlagen. Auf diesem Wege werde man auch eher sowohl badischen wie den nachziehenden republikanischen Truppen begegnen, als wenn man den Umweg über Lörrach und Leopoldshöhe einschlage. Diese Ansicht drang durch, und so setzte sich Hecker's Schar am Mittag des 19. April über Steinen nach Kandern zu in Bewegung, meist auf steil ansteigenden, rauhen und waldigen Wegen. Es war schon dunkel, als sie die steile Waldsteige nach Kandern hinabzogen. Da vernahmen sie, daß in Schliengen außer Badensern hauptsächlich Hessen lägen, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, an viertausend Mann, die schon Quartiermacher nach Kandern gesandt hätten — von den ersehnten Zuzügen aber war nichts zu sehen. Außerdem war die Stimmung der ganzen Bevölkerung längs dem an diesem Tage durchzogenen Wege, namentlich in Kandern selbst, den Republikanern sehr abgeneigt; man hielt es mit den Truppen und machte kein Hehl daraus, daß man Hecker's Anzug und die geringe Stärke seines Haufens nach Schliengen gemeldet habe. Unter diesen Umständen rieten Einige, Nachts 2 Uhr von Kandern wieder nach Steinen zurückzuweichen. Der Vorschlag drang aber nicht durch. Die stetig wachsende Verblendung sollte nun zum Verderben führen.

Inzwischen war Konstanz einen Tag lang eine Republik gewesen. Schon

Der Doctrinaire.



„Meine Herren! Ich gebe es Ihnen zu, es hat uns eine glückliche, aber notwendige und ehrenvolle Revolution hierher geführt.“ (Beratung über die Amnestie, besonders Hecker's.)
Karikatur aus dem Parlament 1848 auf Prof. Edel von Würzburg.

von Stockach aus, an der Spitze von 50 Mann, am 13. April, hatte Hecker den Großherzoglichen Bezirksdirektor Peter in Konstanz abgesetzt und denselben Freund Peter als „Statthalter“ der Republik in spe eingesetzt. Peter ließ sich von einem Duzend republikanisch gesinnter Bürgermeister umliegender Landgemeinden und deren Gesinnungsgenossen in den konstanzer Gemeindebehörden feierlich „zwingen“, Hecker'scher Statthalter zu werden, obwohl ein konstanzer Gemeinderat sich bei Peter erboten hatte, mit 12 handfesten Leuten die Aufführung dieser Posten zu vereiteln. Die Republik Konstanz führte nur ein Eintagsleben, denn sowie die Bayern am 14. April anrückten, verduftete der tapfere Peter nach der Schweiz. Aber immerhin imponierte doch das leibhaftige Dasein dieser eintägigen Republik dem Landvolk mächtig, und die von neuem für Hecker gerührte Werbetrommel schaffte ihm weit stärkeren Zuzug, als er in Kandern um sich hatte. In Konstanz allein stellten sich 200 Mann unter die Führung des tapferen und umsichtigen Franz Sigel (geb. 1824), der bis 1847 badischer Lieutenant gewesen war und dann das Studium der Rechte in Heidelberg begonnen hatte, als ihn sein glühender Republikanismus ins Lager Hecker's führte. Hier erwies er sich nicht bloß als der tüchtigste und mutigste Soldat während dieser kurzen Erhebung, sondern auch als ihr liebenswürdigster Charakter. Dieselben Eigenschaften erhob ihn später im nordamerikanischen Secessionskriege zu einem der bedeutendsten und erfolgreichsten Generale der Nordstaaten.

Mit Sigel vereinigte sich in Konstanz noch eine Schar, die der Wirt Weishaar in Lottstetten und Umgegend gesammelt hatte, ein jugendfeueriger Greis, von wilder Beredsamkeit, so daß er im Volksmund „der Dragoner-Metzger“ genannt wurde. Er gehörte zu denen, die wenige Tage zuvor Hecker flehentlich gebeten hatten, von dem thörichten Unternehmen abzulassen. Nach der ruhmreichen Errichtung der Republik Konstanz aber warb er selbst Zuzug, den er auch ins Feld führte, natürlich unter Sigel's Leitung. Diese Scharen verließen Konstanz am 14. April und zogen über Stühlingen und Waldshut nach St. Blasien, also in derselben Richtung, die Hecker eingeschlagen hatte. Am 19. übernachtete Sigel in St. Blasien, am 20., da Hecker schon bei Kandern fechten mußte, in Todtnau, am Fuße des Feldberges, also nur wenige Stunden von Hecker getrennt. Sigel hatte aber keine Ahnung von Hecker's Nähe, den er nach den erhaltenen Nachrichten schon in der Nähe von Freiburg vermuten mußte. Ebensovwenig wußte Hecker etwas von Sigel's Anmarsch, da dessen gegen Freiburg entsandte Boten natürlich Hecker nicht trafen. So übel war es selbst mit dem ersten aller Erfordernisse des Gelingens, dem Nachrichtendienst zwischen diesen republikanischen Haufen, bestellt. Auch das sollte für Hecker und seine Schar verhängnisvoll werden.

Unter so mißlichen Verhältnissen für die in Kandern lagernde Schar Hecker's brach der Morgen des 20. April, der Gründonnerstag, an. Die Truppen, die tags zuvor bei Schliengen aufgestellt waren, bestanden aus 3 Bataillonen (einem

hessischen und zwei badischen), einigen Schwadronen Reiterei und 6 Geschützen. Ihr Führer war der General Friedrich von Gagern. Da seine Truppen sowohl an Zahl wie an Tüchtigkeit und Bewaffnung den etwa 1200 Mann Heckers bei weitem überlegen waren, so beschloß er, sofort der ganzen republikanischen Erhebung hier bei Randern ein Ende zu machen, zunächst durch gütliche Überredung, im Notfall durch die Überlegenheit seiner Truppen. Friedrich von Gagern war der älteste Sohn des ehrwürdigen Hans von Gagern, der ältere Bruder von Heinrich und Max von Gagern, und wie Vater und Brüder, ein edler und warmblütiger Vaterlandsfreund. Diese Gesinnung hatte er schon in bedeutenden Schriften niedergelegt. Den glänzendsten Beweis dafür aber gab er, indem er — der zur Zeit holländischer General war und sich in Deutschland nur im Urlaub befand — auf Ersuchen der badischen Regierung sofort herbeieilte, um durch seine mächtige und gewinnende Persönlichkeit die erschütterte Mannszucht der badischen Truppen wiederherzustellen und mit Einsetzung seiner soldatischen Tüchtigkeit, seiner herzlichen Rede, ja seines Lebens, den badischen Bürgerkrieg im Keime zu ersticken. Ehe er zum Heere abging, sagte er in vertrautem Kreise: „Ich werde alles aufbieten, um die Aufständischen mit Gründen zur Vernunft zurückzubringen, so daß es zur Anwendung der Waffen nicht zu kommen braucht. Denn jede durch Waffen niedergeschlagene Bewegung ist ein gefährlicher Anreiz zu reaktionären Bestrebungen.“*) Wenn irgend einem Truppenführer, so mußte der wohlmeinend-eindringlichen Beredsamkeit dieses echt deutschen Mannes gelingen, Hecker von der Thorheit und Aussichtslosigkeit seiner Schilderhebung zu überzeugen. Aber auch für Gagerns freundliche Worte sollte sich Heckers Verblendung als undurchdringlich erweisen.

Am Morgen des 20. April ließ Gagern seine Truppen über das fast ebene Gelände des Hochplateaus zwischen Schliengen und Randern vorrücken. Es fällt gegen Randern zu steil ab und steigt hinter Randern gegen die Scheidegg, nach dem Dorfe Schlechtenhaus und nach Steinen zu, wieder steil an. Als das Anrücken der Truppen von Schliengen aus berichtet ward, verließ Hecker mit dem größeren Teil seiner Schar unter Willich und Bruhe Randern und rückte auf die Höhen hinter dem Städtchen. Die Nachhut unter Doll und dem Konstanzer Arzt und Schriftsteller, Dr. Kaiser, blieb zurück. Beide Teile standen sich nun ziemlich nahe. Als Kommissar der badischen Regierung erschien nun zunächst der Regierungsrat Stephani im Städtchen und verlangte von dem Führer Kaiser, man möge ihn zu den noch anwesenden Scharen Heckers sprechen lassen. Es ward genehmigt, Stephani verlas aber nur die Aufrührakte und forderte dann Niederlegung der Waffen. Ein Teil weigerte sich, die Übrigen schwiegen; besondere Begeisterung und Kampfbegierde war jedenfalls in den Freischaren nicht zu bemerken. Sie zogen vielmehr dem größeren Haufen nach, um die

*) Mitteilung eines vertrauten Freundes der Familie Gagern an Biedermann, a. a. D. S. 272.

waldbedeckten Höhen über Randern gegen das Dorf Schlechtenhaus hin, zu besetzen. Da erschien Gagern bei der Nachhut und forderte eine Unterredung mit Hecker. An einer Brücke in der Nähe des Städtchens trafen sich beide Führer. Die Begleitung beider blieb etwa 10 Schritte zurück. Gagern entwickelte kurz, aber nachdrücklich die Notwendigkeit der Waffenstreckung der Freischaren, und als Hecker dagegen mit den Illusionen ankämpfte, die seine Erkenntnis verdunkelten, sagte Gagern wohlwollend und treffend: „Sie sind ein geschickter, ein braver Mann, aber ein Fanatiker“. Darüber brauste Hecker auf: „Es giebt auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen. Übrigens bin ich nicht hier, um darüber mit Ihnen zu streiten, sondern frage Sie, ob Sie mir sonst etwas mitzuteilen haben?“ — „Daß ich sogleich mit aller Strenge einschreiten werde“, entgegnete Gagern nun lebhaft. „Und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen!“ rief Hecker prahlend. Damit trennte man sich. Beide Führer kehrten zu ihren Truppen zurück.

Die Freischaren rückten nun weiter bergan gegen die Scheidegg zurück, um die Höhe zu gewinnen. Ihre Stellung war gut, aber die Gliederung ihrer Scharen gegen einen jeden Augenblick drohenden Angriff durchaus verfehlt. Ihnen folgten die Truppen auf der Ferse. Kaiser trat vor diese hin und rief: „Ihr dürft nicht auf Eure Brüder schießen“. Einzelne Freischärler verließen die Reihen, um die Soldaten zum Abfall zu bewegen. Da erschien Gagern vor der Front, mit ernst abweisenden Worten. Eine bange Spannung von Sekunden folgte, da jeder ahnte, jetzt werde Blut fließen müssen. In der That floß das edelste! Denn plötzlich krachten Flintenschüsse, und General Gagern sank, von drei Kugeln durchbohrt, entseelt vom Pferde. Diese Schüsse waren die ersten, die an diesem Tage fielen.*) Sie waren also nicht meuchlings abgegeben, wie vielfach behauptet wird, da die friedlichen Verhandlungen zwischen beiden Parteien bereits abgebrochen waren; aber großmütig waren sie jedenfalls nicht, da mit noch weit größerem Rechte die Truppen zuvor den Doktor Kaiser und jene Freischärler hätten niederstrecken können, welche die Soldaten zum Abfall zu bewegen suchten.

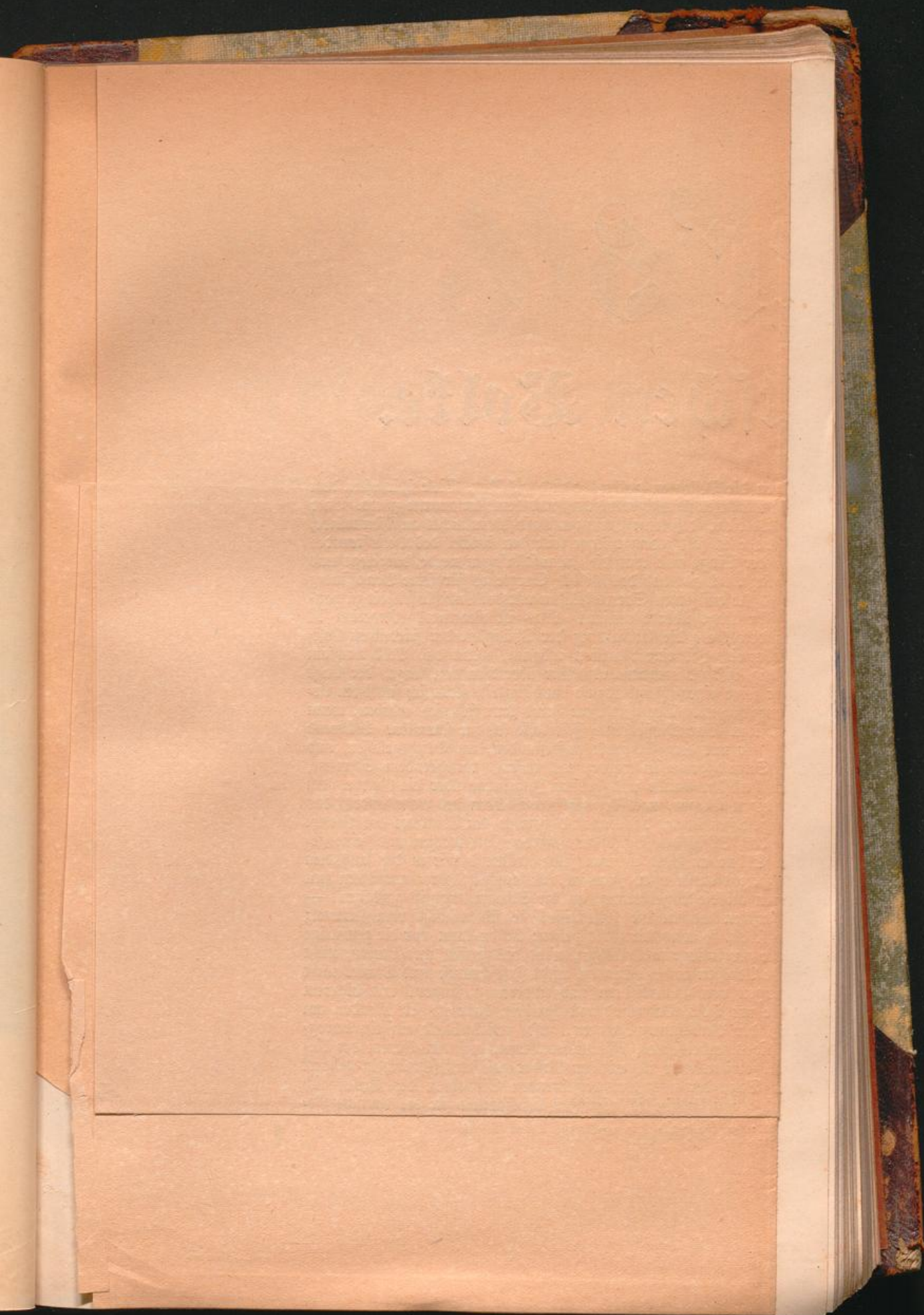
Der Fall Gagerns erbitterte natürlich die Truppen sehr. Sofort gingen sie zum Angriff über, und Salve auf Salve krachte von beiden Seiten, aber nur eine kurze Zeit. Die Sensenmänner vom Hegau, die nach Heckers prahlerischen Versicherungen den blassen Schrecken in die Reihen der Söldner tragen würden, flohen schon, als die ersten Kugeln an ihre Sensen schlugen, mit dem Rufe „Verrat!“ in hellen Haufen und schleunigst. Sie hatten mit diesem Rufe nicht so Unrecht, da Hecker ihnen aus der reichen Kistkammer seiner Einbildung die Versicherung gegeben hatte, daß die Truppen eigentlich alle nur verkleidete Republikaner seien und nicht auf das Volk schießen würden. Vergebens ver-

*) Die Darstellung des vielbestrittenen Vorgangs folgt der durchweg auf die Berichte von Augenzengen gestützten Schilderung von Häusser, a. a. O. S. 478/79.



Friedrich Heckers Abschied in Straßburg.

Setzt Eure Hoffnung nicht auf mich allein, einen sterblichen Mann, sondern auf Euer gutes Recht und Euern eignen Muth; auch ich verzweifle nicht an dem Gelingen der großen Volkssache, ungeachtet ich Vaterland, Frau und Kinder verlassen muß; — ungeachtet mir mein mühsam erworbenes Gut genommen, und die Fürstentnechte mit ihrem ausaugenden Gefolge mich noch täglich vor der Welt mit Schmähungen übergießen — nie ist eine große Sache ohne Opfer errungen worden!



Hecker's

Abschied vom deutschen Volke.

Jede Revolution, welche vom Gebiete der That hinübergeleitet auf den Boden der Discussion, zehrt sich auf und wird von derjenigen Macht, welche durch die Revolution gestürzt werden sollte, mit den Mitteln der Intrigue, der Besetzung, des Zögerns und Hinhaltens, mit einem Worte durch das Spiel politischer Betrügerei ausgebeutet und zu Grunde gerichtet.

Aufgabe eines jeden Volkes, welches sich erhebt aus der tiefen Erniedrigung, aus der Knechtschaft und Unterdrückung ist es, die feindliche Macht, unter deren Druck es geschnitten und gelitten hat, und gegen welche es sich erhebt, vollständig zu zerbrechen, provisorisch die Grundlagen des neuen Freiheitsbaues zu legen und erst, wenn die Revolution siegreich ihre Fahne wehen sieht über der zerbrochenen tyrannischen Gewalt, erst dann kann die Verabreichung des neuen Staatsorganismus beginnen; das Alte muß so gründlich vernichtet sein, daß eine Wiedergeburt nicht möglich wird, dann erst kann der junge Freiheitsbau vollendet werden.

Wig wahr ziehen diese Sätze durch die Geschichte aller Revolutionen, und alle Revolutionen gegen die menschenwürdigen Herrschaft eines Einzelnen, gegen die Monarchie, gingen unter, wenn das Volk, statt die Revolution mit allen revolutionären Mitteln zu vollenden, sich auf das Verhandeln und Unterhandeln, auf lange Reden und bedenlose Schwägerie einließ. Mit der Monarchie ist kein Vertrag möglich. Gegen künftliche Tyrannie giebt es nur das einzige Mittel, völlige Vernichtung der Monarchie.

Diese durch Erfahrung von Jahrtausenden erprobten Axiome standen mir klar vor der Seele im politischen Leben, sie traten in tiefen Gestaltung vor mich, als Frankreich, welches alle Formen der Monarchie von der Despotie des XIV. Jahrhunderts bis zu der gauloisekerischen Betrügerei der constitutionellen Monarchie durchlebt hat, sich erhebt und das Königthum stürzte. Welchen Antheil ich an der Bewegung, an der Erhebung Süddeutschlands genommen, wie ich sie mit aller Begeisterung, Aufgeschlossenheit und Energie, deren ich nach meiner geringen Kraft fähig bin, gefördert, getrieben und nur in ihr gelebt habe, das ist Vielen bekannt: es galt jetzt den alten Kriegerstaat einzureißen und den neuen Volksstaat entstehen zu lassen; es galt jetzt den Gedanken, der Tag und Nacht mein Begleiter war, zur Thatfache werden zu lassen.

Wie einst For und Wilkes an die Stelle des papierenen Bittens und Förderns die Petition des lebendigen Menschenstromes setzten, so war noch, ehe die französische Revolution ausgebrochen, mein Plan, dies Mittel in Bewegung zu setzen, und ich drohte den Ministern in der Ständerversammlung damit, als der damalige Justizminister Tresart widersprach, daß mein gestelltes Verlangen ein „Verlangen des Volkes“ sei.

Der 24. Februar zuckte electricisch durch unser unglückliches niedergeworfenes Volk; die revolutionäre Kraft und Begeisterung strömten aus der Tiefe auf, die 38fache Zersplitterung hinderte die Gesamtenfassung und die Benützung der in 38 Staaten arbeitenden revolutionären Kraft; jedes Land und Ländchen arbeitete für seine eigene Rechnung, die zitternden Fürsten, ihre gegliederte Diplomatie und Bürokratie waren, wenn auch zurückgedrängt, eingeschüchtert, immerhin noch organisiert, und daß sie hinter dem Rücken ihre Verbindung um so enger knüpften, konnte man als gewiß voraussehen, denn es galt ihrer Existenz; die Selbsthaltung mußte sie dazu treiben.

Das Volk fühlte selbst diesen Zustand der Zersplitterung seiner Revolutionsarbeit, es verlangte nach einem Sammelpunkt. Einen solchen Sammelpunkt, in welchem die 38fache gespaltene revolutionäre Kraft föderiert über das Ganze der 38 Staaten zu wirken im Stande war, konnte nur eine revolutionäre Versammlung abgeben, welche nur kraft revolutionären Willens, ohne allen Anstrich einer Fügung auf den Gesetzen der alten Staatsform, zusammentrat. Diese Versammlung war das Vorparlament, dieses mußte permanent bleiben; man konnte in dasselbe fort und fort neue Kräfte berufen, diese Versammlung mußte das Steuer in die Hand nehmen, sie mußte provisorische Decrete erlassen und die Grundlagen legen. Aber sie mußte, um letzteres zu können, permanent bleiben; und blieb sie bestimmen, so mußte sie mit jedem Tage energischer vorwärts gehen, denn sie stand auf keinem anderen Boden, als dem der Revolution; was sie geschaffen und vollbracht konnte sie als Erbe einer constituirenden Genente übergeben, vor aus der Volkswahl hervorging.

Ich sah es klar, daß die Revolution nur geredet, rasch und energisch vollendet werden könne durch die Permanenz, und stellte den Antrag — er sei, nur Waffengewalt konnte jetzt noch entscheiden. Das war meine feste Meinung. Ich bin es überzeugt, daß Fürsten und Diplomaten anzuhmeten, als sie sahen, daß die Permanenz verworfen worden war, und die Revolution auf das Feld der loyalen Schwägeren verwiesen werden sollte, sie hatten Zeit gewonnen, und Alle, welche gegen die Permanenz auftraten oder stimmten, haben die Revolution, haben das Volk verrathen! Jetzt galt es die Revolution durch die Revolution zu retten, wir erhoben uns in Baden. Die Grenznützigkeit der Fausalität der lädlen Zustände war in Baden, war in Deutschland vorhanden; das Volk hatte in Versammlungen und Einigungen dieses laut erklärt, es hatte zur That aufgefodert, es gehörte nichts als der Mut der That zu dem Muthe des Wortes, es gehörte Aufopferungsfähigkeit dazu, und eine Erhebung in Masse hätte ohne Schwertschmerz die Revolution zum Siege geführt, das stehende Heer, dessen Disciplin gänzlich dahin war, wäre bei einem Aufstande in Masse dem Volke nicht entgegengetreten, und wäre dann unter flatternden Fahnen der Republikaner die Wahl zur constituirenden Versammlung des deutschen Volkes vorgenommen worden, ein Nationalconvent voll großartiger Energie und schöpferischer Kraft hätte im Bündniß mit Frankreich Europa neu gestaltet.

Wir standen auf — wir unterlagen, weil bei dem Volke der Mut der That nicht dem Muthe des Wortes gleich kam.

„Wir wollen das Parlament abwarten!“

„Nun, Ihr habt Euer Parlament! seid ihr frei? seid Ihr glücklich?“

Ihr habt den Verdrüßern auf das Parlament mehr Gehör geschenkt, als denen, welche mit dem Schwerte auszogen, und Euch voraussetzten, fast wörtlich voraussetzten, was das Parlament Euch bringen werde, und — seid Ihr frei? seid Ihr glücklich? —

Als die Erhebung für die deutsche Republik aber unterlegen war,

da wurden die Besiegten geschmäht und gehöhnt, Viele schimpften dem fests und marklosen Hünzigerausschuß und dem Parlamente zu. Bald sah das Volk ein, daß seine Erregung sich in nichts auflösen würde, und ich habe in fast jedem meiner leitenden Artikel des Volksfreundes die Lage der Dinge und was die Zukunft bringen werde, dargelegt und vorausgesagt. Was that das Volk? Sorgte es für seine Bewaffnung, scharrte es sich auf seinen Sammelplätzen mit der Entschlossenheit zu handeln? Ihr klagt über Reaction! Was ist Reaction? Reaction ist nichts anderes, als die Entfaltung der Thätigkeit der friedlichen politischen Partei. Ist eine Reaction möglich, wenn das Volk wachsam und thätig ist? Nimmermehr! Wer über Reaction klagt, der klagt nur über seine eigene Feigheit und Unthätigkeit, stellt sich selbst ein Armutshaus aus. Der geworfene Feind kann sich nicht erheben, wenn ich selbst ihm keine Waise keine Zeit lasse sich zu sammeln. Während wir, die wir mit dem Schwerte aufgefunden, im Stich gelassen, und an den Strand geworfen waren, mit tiefem, verzehrendem Schmerze, mit dem herbsten Grolle und heftigen Ingrünne über die Grenze nach den maligen Bergen, nach den schönen Thälern des Vaterlandes, das uns ausgelassen hatte, blickten, und horzten der Thatkraft des Volkes, welches das Schiff des Volksstaats wieder flott machen und seine geschätzten Söhne an Bord nehmen sollte, während wir in den aus dem tiefsten Herzen entströmten Juraufen, Ansprachen, Proclamationen neu appellirten an die Begeisterung, an die Schaam, was ist geschehen? — Die Menschen machen die Ereignisse, sie fallen nicht vom Himmel; hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen; helfen kann nur die gewaltige That, die revolutionäre Volksthat, nicht das Hoffen und Garen, nicht papierenen Adressen und Petitionen, nicht Festschmause und Feste, nicht das Singen von Gesehiedern und anderen Gesängen, mit bitterem Schmerze um Volk, Vaterland und Freiheit, habe ich seit Monaten am Strande der Verbannung gelegen, und zurückgeblickt auf ein bewegtes, thätiges, arbeitsames, öffentliches Leben, auf den Extrem der Revolution, auf welchem ich mit am Ruder gesessen, sehnlichst gebarrt auf den Tag, der aus dem verzehrenden Siechtum des Geistes mich rufe und Paß eröffne schöpferischer Wirksamkeit für die deutsche Republik. Ich muß ein Feld der schöpferischen Wirksamkeit, der Thätigkeit heuen, ich kann nicht müßig liegen, verfluchen, verkommen; ich kann nicht zehren und glücklich sein in der Feier meines Namens, ich bin vor jeder ein Feind von Personalhuldigungen gewesen, das Volk soll sich nicht an Namen hängen, es soll sich begeistern, erklären für die That der Befreiung, es soll handeln, handeln, dann können auch die Geschätzten wieder unter euch treten, wieder mitarbeiten zur Gründung des Freiheits, zur Gründung der deutschen Republik. Wer aber die Hände in den Schooß legt, oder bei Wein und Schmaus nur die Faust macht und droht, „wart“ nur, wenn die Verbannten kommen,“ der hat seine Schuldigkeit nicht gethan, im Gegenteil, er beweist damit, daß er ein großes Meut aber ein kleines Herz habe, denn er weiß recht wohl, daß ein einziger Mann, das ein Häuflein verbannter Männer allein ihm die Republik nicht bringen können, daß der Freiheitsdrang sich thätig machen und es uns zeigen muß wie es ernstlich will, und so uns eine Gasse bahnen, auf daß wir wieder mitkämpfen und ringen, einreißen und bauen können. Eine bessere Wirt als die Hoch's und Bismarck's, als die Bieder und Trinksprüche ist das Klirren der Waffen für die Freiheit entschlossener Männer, ist das grollende Murren und das wilde Rufen einer versammelten, zur Durchsetzung ihres Rechtes entschlossenen Menge. Eure Verbannten haben das Zittern noch nicht verlernt, verlernt ihr das Handeln nicht!

Aber ebenmäßig zum Ueberdruß, wie zum Schmerze wirkt es, wenn man statt der Handlung nur großprahlendes Maulen wahrnehmen und in der Erwartung, thätig wirken zu können, ebenso geküßelt wird, als es mit Acclamationen, Deputationen, Versicherungen und Auforderungen im Frühjahr vor dem Ausfall der Fall war, „Nunm ihr Herr! dem Plügelschlag freier Männerseelen!“

Die öffentlichen Blätter sagen euch, ich habe vor, eine Reise zu dem größten und freiesten der Völker zu machen, welches im Begriffe steht, die nur alle vier Jahre wiederkehrende, das ganze Volk in Bewegung setzende Handlung der Präsidentschaft vorzunehmen. Die öffentlichen Blätter haben wahr geredet, und ohne mein Bewußtsein hat der zweite in demselben wohnende Redacteur des „Volksfreundes“ einen Artikel in den gedachten Blatte abdrucken lassen, welcher einen Zweifel an meinem Vorhaben erwecken konnte.

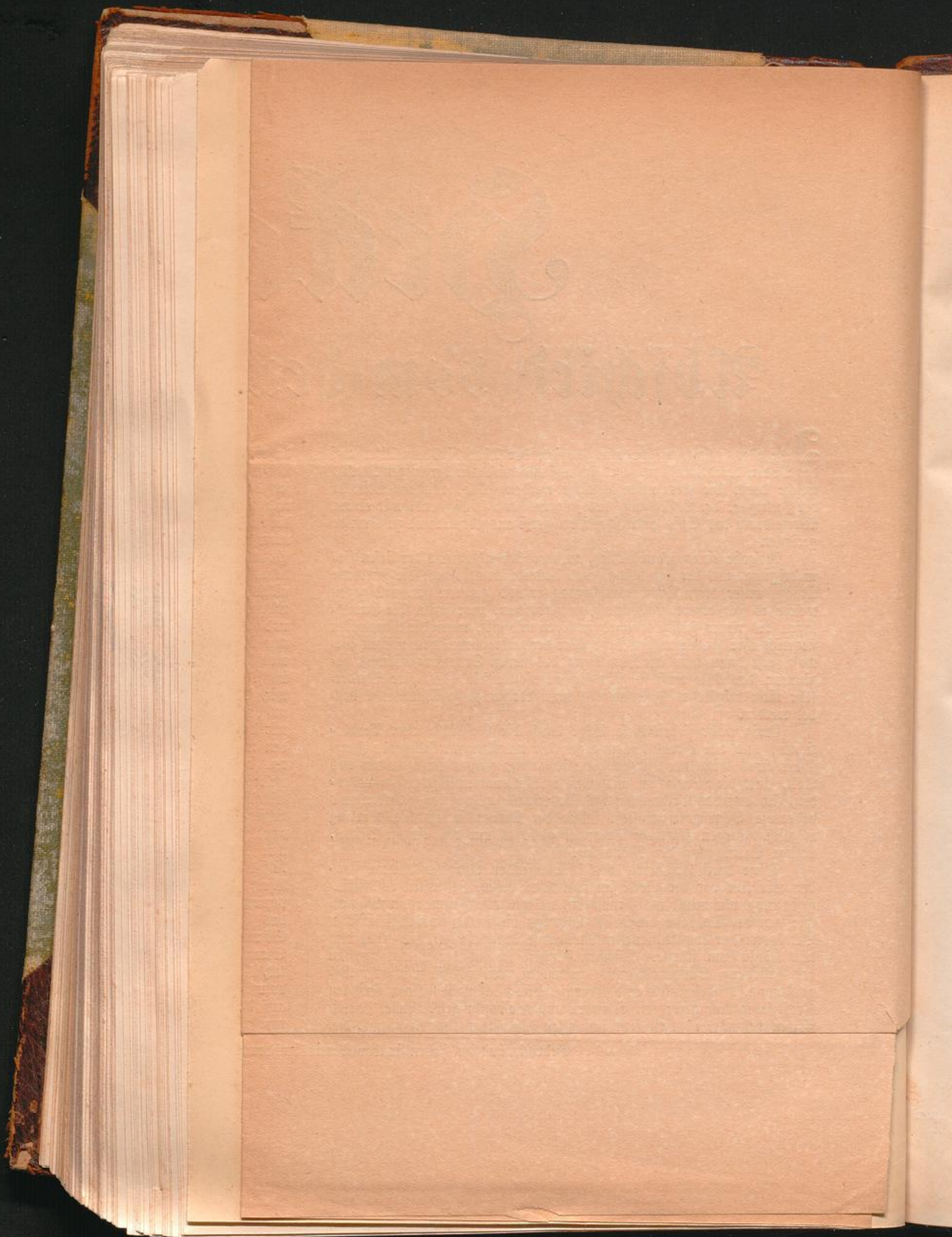
Ich will eine Reise unternehmen zu jenem gewaltigen Bürgervolke, welches den Völkern der alten Welt zuerst das Licht der Freiheit angezündet und der republikanischen Freiheit die Welterschaffung sichert, ich will nicht in vergebender Unthätigkeit oder eifriger Projectenmacheri an den Grenzen Deutschlands müßig liegen und zeräutern an Geist und Leib, kein verkommenes und verkommenes Klüßling sein oder werden. Ich will mit eigenen Augen sehen und erfassen die Einrichtum jenes größten und freiesten der Völker, ich will und hoffe dorten thätig sein und wirken zu können für das Land, aus welchem wir republikanische Plüßlinge ausgeflogen liegen im Exil. Erhebt sich Deutschlands Volk zur republikanischen That, gedankt es seiner Söhne, welche zuerst ausgewogen sind für die deutsche Republik dann noch, will es ihre Kraft benötigen, schnell ist der Ocean durchzuziehen, zwei Wochen reichen hin, und die Verbannten können unter euch sein, und neu gestärkt durch das Leben unter jenen tapfern Männern der vereinigten Staaten, reich an Erfahrungen durch eigene Anschauung jenes großen Staatsverbandes von 30 Republiken, neue Kraft dem Vaterlande zuzubringen.

Schaut euch um die Männer, welche das Banner der Volkswohlwahrheit hoch und bei demselben treue Wache halten, um die Männer der äußersten Linken zu Frankfurt a. M., schließt euch in Rath und That mit an die tapfern Führer der republikanischen Schilderhebung, ihre Namen seien euch feste Gedenksäulen, von ihnen werdet ihr meine Nachrichten, Berichte und briefliche Mittheilungen über die Ereignisse in der Union erfahren.

Wartet aus die Saat, welche diesen Frühling gesät wurde, bereitet die That, daß sich die Schwester-Republiken der Vereinigten Staaten Amerikas und Deutschlands die Hände reichen mögen zum festen Verbände, den Völkern allen zur Befreiung.

Sie werde, die deutsche Republik!

Gedruckt und zu haben in der Vereinstuchdruckerei, Neue Kirchgasse Nr. 2.



suchte Kaiser, der sich überhaupt unter den republikanischen Führern einzig durch persönlichen Mut auszeichnete, die Ausreißer zum Stehen zu bringen. Denn auch die übrigen Freischaren wankten schon. Die treffliche Stellung der Scheidegg wurde kaum eine halbe Stunde lang verteidigt. Die beiden Kanonen der Republikaner wurden nicht einmal abgefeuert, aus Großmut, versichert Zimmermann, sehr glaubhaft, zumal da Gagern eine halbe Stunde zuvor auf so „großmütige“ Weise niedergestreckt worden war. Jedenfalls auch nur aus Großmut löste sich jetzt die ganze Schar, von den Kugeln der Truppen verfolgt, in wilde Flucht auf. Zimmermann weiß freilich auch hier von einem „Sieg des Volks“ zu berichten. Hecker dagegen gesteht in seiner Schrift (S. 65) ehrlich: „Nachdem sich alles in buntem Durcheinander die waldigen Höhen hinaufflüchtete, wurden wir von den heftigen Schützen verfolgt, welche uns Kugeln nachsandten und besonders auf die blauen Blusen hielten. Ungefähr 150 Gänge (Schritte) hinter mir wurde ein Fliehender niedergeschossen, und ich selbst, von Erschöpfung genötigt, mich niederzulassen, entging wie durch einen Zufall den zweimal in meiner Nähe vorüberirailierenden Schützen, von welchen mich ein noch nicht belaubtes Buschwerk trennte.“

Also selbst ihren erschöpften Führer hatten die fliehenden „Sieger“ im Stiche gelassen, jedenfalls auch nur aus Großmut! Durch die Wälder irrte er, unkundig des Weges und der Gegend — denn der oberste Führer der Freischaren hatte nicht einmal eine Karte bei sich! — umher, und wagte sich endlich, völlig erschöpft, in ein unbekanntes Dorf. Er trat in ein Bauernhaus und traf hier nur eine alte Frau, die ihr silberweißes Haar ordnete. „Ich bin einer der bei Randern Zersprengten“, sagte er, „ich bin der Hecker“. — „Ich will Euch ein Glas Wein holen und Brod auch“, rief die Alte freundlich; und während er sich erquickte und rastete, sagte sie besorgt: „Wenn nur keine Soldaten kommen!“ — „Werdet Ihr mich in diesem Falle verraten?“ fragte er bang. „O Jesus Christus, nein! Ihr seid ja fürs Volk!“ rief die Alte treuherzig. Und in der That hüllte sie ihn in einen Bauermantel, und ein Sohn des Hauses geleitete den Geächteten des Abends nach Steinen, von wo er teils zu Wagen, teils zu Fuß, nach der Schweiz weiter flüchtete, und um Mitternacht unverfehrt in Rheinfelden anlangte. In Basel wurde er, gemäß dem von den Behörden an Soiron und Buhl gegebenen Versprechen, ausgewiesen. Seine Versuche, vom Elsaß aus auf sicheren Wegen über den Rhein zu kommen und zu Sigel zu stoßen, scheiterten an dem raschen Erlöschen der Bewegung.

S. Blum, Deutsche Revolution.



Ein Freischärler
„Ich glaub' d' Soldaten kenn' Flinten bei sich.“
Karikatur aus dem Jahre 1848.

So begab er sich denn zunächst in das basellandschaftliche Dorf Muttenz bei Basel.

Nach Gagerns Fall hatte Oberst Hinkeldey den Oberbefehl über die Truppen übernommen. Er rückte nach Zerspaltung der Schar Heckers gegen Mittag des 20. April in Schlechtenhaus ein und stieß dann bei Steinen auf die Scharen von Struve und Weishaar. Da die Truppen ermüdet Raft machten, gewannen die Aufständischen eine halbe Stunde Zeit zum Entkommen. Sie verliefen sich größtenteils, die Führer flüchteten meist über den Rhein. Nur Struve wurde in Säckingen erkannt und verhaftet. Der Mutlosigkeit der dortigen Behörden, namentlich des Oberamtmanns Schey, denen Mögling, trotz der Nähe der Württemberger, durch die briefliche Drohung bange machte, er rücke mit einigen Tausend Mann Freischaren an, dankte Struve, daß man ihn am nächsten Tage (21. April) über die Säckinger Rheinbrücke nach Stein in die Schweiz entkommen ließ. Oberst Hinkeldey besetzte nun das ganze Wiesen- und Rheinthäl bis zur Basler Grenze.

Nur Sigel hatte trotz dieser Hiobsposten den Mut noch nicht verloren und beschloß tapfer, mit seinen etwa 2000 Mann nach Freiburg zu ziehen und die wichtige Stadt zu nehmen, um einen Stützpunkt für einen zweiten Aufstand zu gewinnen. Er wollte diesen Marsch schon am Charfreitag, den 21., antreten und vollenden; zu seinem Unglück aber — denn inzwischen naheten sich starke badische, hessische und nassauische Truppenzüge Freiburg — wurde er zwei Tage lang noch im Wiesenthal festgehalten durch die falsche Nachricht, er möge eine starke Abtheilung nach Zell im Wiesenthal schicken, da dort der größte Teil der Zerspalteten von Randern einen Angriff der Truppen befürchte. Die Zahl der Zerspalteten, welche sich um Sigel sammelten, war nicht bedeutend, und ihre Stimmung, Verfassung und Bewaffnung eher eine Verminderung als Erhöhung der Schlagfertigkeit von Sigels Schar, namentlich bei dem anhaltenden Regenwetter dieser Tage. Nur Mögling führte noch eine achtbare Kolonne gegen Todtnau heran. Auch daß die bereits über den Rhein entflohenen Führer Bruhe, Doll, Willich und vor allem Struve in diesen zwei Tagen sich wieder einfanden, war für Sigel kein Gewinn, da sie alle nun mitbefehlen wollten. Trotz alledem aber führte er seine Schar am Ostersonntag, den 23. April, mutig bis zwei Stunden von Freiburg, nach Horben: die Vorhut unter Struve näherte sich schon dem Dorfe Güntersthal, eine Stunde von Freiburg; die Nachhut unter Mögling aber, dem Sigel auch die strategischen Genies Doll und Bruhe überlassen hatte, erreichte zu derselben Stunde — nachmittags 3 Uhr — erst Todtnau, jenseits des von Sigel zwischen dem Hörnle und Schauinsland überschrittenen Gebirges. Die Nachrichten aus Freiburg lauteten für das verwegene Unternehmen nicht ungünstig.

Hier war nämlich inzwischen eifrig vorgearbeitet worden. Die Gemeindebehörden hatten schon bei Ausbruch des Heckerputsches den großartigen Beschluß

gefaßt, „neutral“ bleiben zu wollen, und die ungeheuere Schwäche, die sich in diesem Beschlusse kundgab, ermutigte natürlich die republikanische Partei zu kühnerem Vorgehen. Am Sonnabend Morgen, den 22. April, strömten einige Tausend bewaffnete Bauern in die Stadt hinein, angeblich um eine Volksversammlung abzuhalten; ein Teil von ihnen aber blieb auch über Nacht in der Stadt, verschaffte sich drohend bei den Bürgern Quartiere und erklärte offen: man werde Hecker zu Hilfe kommen. Da die Bürgerschaft sich diesen Terrorismus gefallen ließ, so bewaffnete die radikale Partei nun auch die Turner, die Gesellen und Arbeiter, unter Führung des freilich völlig kopflosen Turners Langsdorff, und begann am 23. April, dem Ostersonntag, die Stadt gegen die herangerückten Badenser, Nassauer und Hessen zu verbarrikadieren, um dem von Todtnau heranziehenden Sigelschen Korps dann die Hand zu reichen. Auch die vier städtischen Kanonen zwangen diese etwa 2000 Mann starken Aufrührer den städtischen Behörden ab. Die Truppen verharteten unthätig, bis diese Vorbereitungen vollzogen waren. Erst am 23. mittags rückten sie dicht an Freiburg heran und umschlossen die Stadt.

Selbstverständlich hatte Sigel seinem ersten „Banner“ unter Struve den Befehl gegeben, keinesfalls über Güntersthal hinaus vorzurücken, ehe er selbst, auch mit allen Nachzügen von Todtnau her, zu Struve gestoßen sei. Außerdem hegte Sigel die berechnete Erwartung, daß die Freiburger Gesinnungsgenossen einen Ausfall machen würden, um ihm den Weg in die Stadt zu bahnen. Während dieser Ausfall aber infolge der sorglosen Einfalt Langsdorffs unterblieb, verletzte andererseits Struve den Befehl Sigels, im thörichtesten Vertrauen auf den Abfall der Truppen. Etwa 3 Uhr nachmittags sahen die erstaunten Badenser und Hessen plötzlich seinen Freischarenzug von Güntersthal gegen Freiburg sorglos herankommen, an der Spitze Struve selbst, der ein weißes Taschentuch schwenkte. Sie wurden jedoch von der badischen Infanterie und zwei hessischen Geschützen sehr unsanft empfangen und zurückgeworfen. Bei Güntersthal und am nahen Walde entspann sich nun ein Gefecht, in welchem die Truppen überall im Vorteil blieben. Doch zog der Anführer, der badische General von Hoffmann, die Seinigen bald wieder nach Freiburg zurück, um sie, zwischen zwei Feinden, durch zu weite Ausdehnung nicht zu schwächen. Denn inzwischen hatten auch die Freischaren der Stadt aus dem Dreifacher Thor herauszubringen versucht, waren aber gleichfalls zurückgeworfen worden.

Als Sigel den Feuerlärm des Gefechtes hörte, eilte er den Seinen zu Hilfe, und da die Truppen inzwischen in ihre Stellungen vor der Stadt zurückgekehrt waren, so versuchte er durch den Sternenwald gegen Freiburg vorzudringen, jedoch ebenso erfolglos wie am andern Morgen, mit Mögling vereint, den Weg durch den Wald nach dem Schwabenthor zu finden. Vielmehr wären er und Mögling hierbei fast gefangen genommen worden. Am Abend des Ostersonntags schon war die Umgebung der Stadt von Freischaren gesäubert

und Freiburg ziemlich eng umschlossen. Am Ostermontag, den 24. April, morgens wurden die Aufständischen zur Räumung der Stadt aufgefordert, und als die Frist verstrichen war, angegriffen. Der Kampf war nirgends sehr anhaltend, am hitzigsten noch am Predigerthor, wo zwei Geschütze standen, und die Nassauer und Badenser angriffen. Schon gegen 11 Uhr vormittags rückten die Truppen in die Stadt ein; ein Teil der Freischaren floh über den Schloßberg; die Übrigen wurden gefangen genommen. Wer aus den Häusern schoß und darin mit Waffen sich treffen ließ, ward niedergemacht. Das war die Folge der feigen Erschießung Gagerns. Dagegen sind die angeblichen zahlreichen Gräueltaten der Truppen auch ein Erzeugnis der Erfindungsgabe republikanischer Parteiblätter. So war denn auch dieser Schlag mißlungen, waren die einzelnen Haufen zerstreut und die Führer wieder auf der Flucht nach der Schweiz.

Während nun das von Hecker und Struve seit Jahren unterwühlte Unterland — außer einigen rohen und blutigen Pöbelercessen in Mannheim und Heidelberg, die dort von Truppen, hier von der Bürgerwehr erstickt wurden —, gar nichts that, um Heckers Aufstand zu unterstützen, war Herwegh mit seiner deutsch-französischen Legion in der Gegend von Müllhausen im Elsaß angekommen und wurde am 19. abends von Heckers militärischen Ratgebern auf Samstag den 22. April in das elsässische Rheindorf Banzenheim, gegenüber den badischen Städtchen Neuenburg und Müllheim, bestellt, wo die Heckerischen der Legion beim Rheinübergang behilflich sein wollten. Herwegh fand sich auch in Banzenheim ein, wartete aber, nach der inzwischen am Gründonnerstag, den 20. April, erfolgten Auseinanderspaltung der Scharen Heckers bei Kandern natürlich vergebens auf das Erscheinen der Freunde am rechten Rheinufer. Er zog daher weiter rheinaufwärts bis Rems, dem badischen Kleinkems gegenüber (zwischen Rheinweiler und Istein, am Nordabhang des steilen „Steiner Klozes“) gelegen, wo der in viele Arme geteilte untiefe Rheinstrom am leichtesten zu überschreiten war. Auf dem Wege dahin erhielt Herwegh das Ersuchen Sigels, diesem zu Hilfe zu kommen. Die französisch-deutsche Legion setzte daher in der Nacht vom Ostersonntag zum Montag bei Rems über den Rhein, gegen 1000 Mann stark, und schlug dann den Weg über Kandern nach Todtnau ein. In Kandern aber erfuhr sie die Niederlage Heckers, in Todtnau die Zerspaltung des Sigelschen Korps. Herwegh beschloß daher mit Recht einen möglichst raschen Rückzug nach der Schweiz, nachdem die meisten Führer, wie A. von Bornstedt, Löwenfels und die früheren Offiziere Otto v. Corvin und Schimmelpfennig zugestimmt hatten. Der Zug setzte sich nun eilig auf der guten Straße gegen Zell und Schoppsheim in Bewegung, überschritt, um einige Hundert gelichtet, in ermüdendem Nachtmarsch die rauhe Höhe des Dinkelberges auf übelem Waldweg, und kam am Morgen des 27. April vor dem Dorfe Niederschwörstadt an, von wo aus in einer halben Stunde die Rheinfähre von Niederschwörstadt nach dem auf Schweizerboden aufragenden Ryburger Forst, in der Nähe von

Wiedersehen deutscher Republikaner
in Schaffhausen, am 4^{ten} Juni 1848.



- | | | |
|---------------|-------------------|-------------------|
| 1. Heder. | 9. R. Welder. | 17. J. Au. |
| 2. Sigel. | 10. Mors. | 18. J. Rasina. |
| 3. C. Kaiser. | 11. Maus. | 19. Zuger. |
| 4. Mägling. | 12. F. Benz. | 20. Büßler. |
| 5. Weishaar. | 13. Roth. | 21. E. D. Bloch. |
| 6. Wilmann. | 14. Gezinger. | 22. Steinbrunner. |
| 7. G. Ganter. | 15. Hirth. | 23. Scherer. |
| 8. Brunner. | 16. J. B. Ganter. | |

Rheinfelden, zu gewinnen gewesen wäre. Schon auf dem Wege nach Dossenbach war die Truppe, nach den Gewaltmärschen der Vortage, in durchaus kampfunfähiger Stimmung. Frau Herwegh berichtet darüber: „Bei dem größten Teile der Mannschaft hatte sich das Bedürfnis nach Ruhe bis zur wahren Leidenschaft gesteigert. Sie wollten schlafen, nichts als schlafen; alles andere war ihnen im Moment vollkommen einerlei.“ Um so mehr ist anzuerkennen,

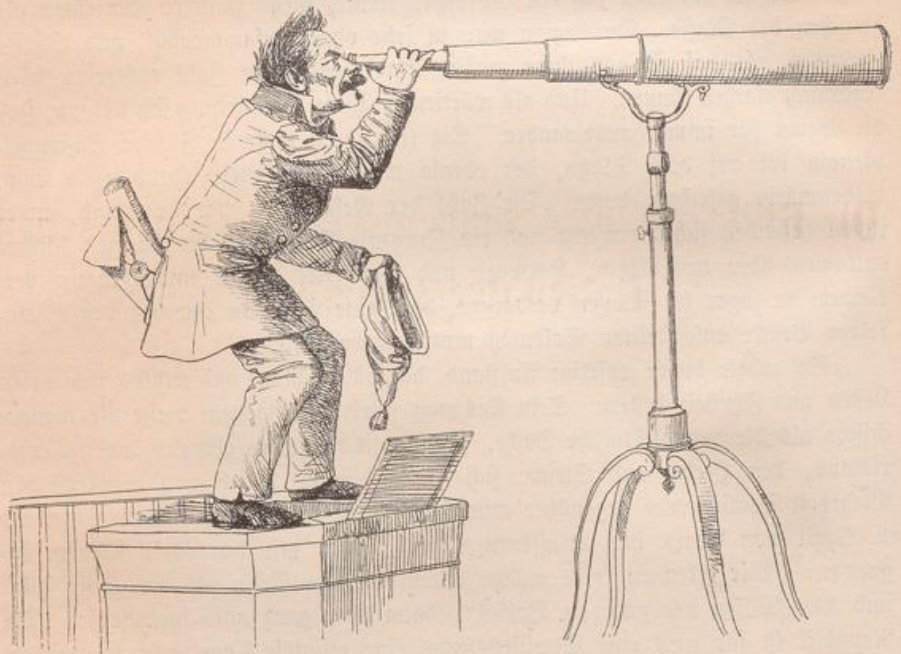
daß ein Teil dieser übermüdeten Leute sich tapfer zusammenraffte, als die Schar vor Dossenbach auf eine württembergische Kompanie unter Hauptmann Lipp stieß. Sofort entspann sich ein Gefecht, freilich mehr zwischen Einzelnen als zwischen der Masse. Die Legion war zu sehr ohne Zusammenhalt und tüchtige Führung, als daß sie von ihrer großen Überlegenheit an Zahl rechtzeitig hätte Gebrauch machen können. Und als württembergische Verstärkung sich näherte, stob die Legion für immer auseinander. Sie ließ ihren tapferen Führer Schimmelpfeunig tot auf dem Platze, der ebenso wie sein Gegner, Hauptmann Lipp, heldenmütig gefochten hatte. Die Zahl der Gefangenen war bedeutend, unter ihnen befanden sich Bornstedt und ein Franzose Delaporte, die übrigen Führer entkamen über den Rhein, Herwegh und Frau als Bauer und Bäuerin verkleidet; er sogar im Wagen verborgen, den seine Frau an den vor der Rheinfelder Brücke aufgestellten Soldaten mutig vorbeilenkte.

So endete dieser unselige Aufstand, der völlig plan- und nutzlos Hunderten Leben und Freiheit kostete. Sein Ausgang stärkte bei weitem mehr die monarchische als die republikanische Sache. Denn mit demselben gewaltthätigen Terrorismus, den Hecker und Struve sich der zweifellos ungeheuren monarchischen Mehrheit Deutschlands gegenüber anmaßten, hatte Herwegh in seinem schon am 1. April von Paris aus erlassenen Aufruf, zwar mit den edeln Worten begonnen: „Wir erkennen keine andere Macht auf der Erde, als das Volk selbst und den Willen des ganzen Volkes“, dann aber ganz naiv fortgesetzt: „Die Republik ist für uns eine Gewissenssache, eine religiöse Angelegenheit, und die Monarchie kann heute auch von keiner Mehrheit uns mehr aufgedrungen werden.“ Wandte sich von dieser jakobinischen Vergewaltigung die Mehrheit von mindestens neun Zehnteln des deutschen Volkes mit Entrüstung ab, so vernahmen alle ehrlichen Deutschen vollends mit zorniger Empörung die Enthüllungen über die Verbindung der Führer der republikanischen Erhebung mit den Landesverrätern, die von Paris aus und mit französischem Gelde die badische Revolution zu unterstützen suchten. Denn nicht bloß die demokratische Presse Frankreichs feierte Heckers Unternehmen und den Zuzug der französischen Legion Tag für Tag, sondern der jüdische Kommunist H. Börnstein zog, in dem voreiligen Glauben an Heckers Sieg, auch die letzten Schleier von dem geplanten Landesverrate



Ein Übelgesinnter.
Zeichnung aus dem Jahre 1848.

hinweg, indem er am 26. April in der „Commune de Paris“ schrieb: Die französische Regierung möge Heckers badische Winkelrepublik unverzüglich anerkennen und seinen Freischarenzug als Anlaß zur Einmischung in die deutschen Verhältnisse benützen. Alle diese ehrenhaften Bedenken hinderten auch die überwältigende Mehrheit des badischen Volkes, sich an Heckers unseligem Unternehmen zu beteiligen; vor allem aber auch das feste Vertrauen auf das demnächst zusammentretende deutsche Parlament.



Es bereitet sich eineurchtbare Reaktion vor! Ja, jetzt sehe ich die Reaktion-früher sah der, welcher durch ein reines Glas 'sah, keine Reaktion, jetzt aber liegt sie klar vor!

Karikatur auf den Abgeordneten Eisenmann aus Würzburg aus dem Parlament 1848.